

DIPLOMARBEIT

„Generation 60 plus in Österreich:

Skepsis und Berührungsängste bei der Annäherung an moderne Kommunikationstechnologien?“

Thomas Halbertschlager

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie an der Fakultät für Human- und Sozialwissenschaften der Universität Wien (Mag. phil.)

Wien, 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 301297
Studienrichtung lt. Studienblatt:	Publizistik und Kommunikationswissenschaft / Pädagogik
Betreuer:	Dr. Erich Geretschlaeger

Ich versichere hiermit:

1) dass ich die Diplomarbeit selbständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmitteln nicht benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfe bedient habe,

2) dass ich diese Diplomarbeit bisher weder im In- noch im Ausland einer Beurteilerin/einem Beurteiler zur Begutachtung in irgendeiner Form vorgelegt habe und

3) dass diese Arbeit mit der vom Begutachter beurteilten Arbeit übereinstimmt.

Wien, ____________________ ____________________

Datum Unterschrift

Vorwort

Die Idee zu dieser Arbeit entstand im Wesentlichen auf Grund meiner beruflichen Auseinandersetzung mit Technik, kombiniert mit persönlichem Interesse an modernen Informations- und Kommunikationstechnologien. Darüber hinaus konnte ich in den letzten Jahren interessante Erfahrungswerte hinsichtlich des Umgangs älterer Menschen mit solchen Technologien sammeln.

Bei zahlreichen getätigten Hilfestellungen an die Generation 60 plus habe ich die unterschiedlichen Zugänge älterer Personen zu Computer und Internet als spannende Herausforderung empfunden und mich dazu entschlossen, diesem Thema auch in der vorliegenden Diplomarbeit meine Aufmerksamkeit zu widmen.

Ich hoffe damit zu einem besseren Verständnis der Generation 60 plus hinsichtlich ihres Technikzugangs beitragen zu können und Anregungen für weitere Arbeiten liefern zu können, die sich mit dieser Gesellschaftsgruppe befassen.

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich die Chance ergreifen, einigen Personen meinen aufrichtigen Dank auszusprechen, ohne deren Hilfe und Unterstützung mir das Verfassen dieser Arbeit und ein erfolgreicher Studienabschluss nicht möglich gewesen wäre.

Zunächst danke ich meiner Familie, in erster Linie meinen Eltern, **Friedrich und Ulrike Halbertschlager** für ihre unermüdliche Unterstützung während meines gesamten Studiums. Ebenso meinen Großeltern, **Peter und Elfriede Hochegger** und meinem Bruder, Herrn **Mag. Christian Halbertschlager**, die immer an meinen erfolgreichen Studienabschluss geglaubt haben.

Spezieller Dank gilt meinem Diplomarbeitsbetreuer, Herrn **Dr. Erich Geretschlaeger** für die außerordentlich effiziente Zusammenarbeit und die tolle persönliche Betreuung.

Des Weiteren möchte ich mich bei meinem Chef, Herrn **Felix Konrad** für sein Entgegenkommen bedanken und bei meinen lieben Kollegen, die stets für mein Studium Verständnis aufgebracht haben. Besonders hervorheben möchte ich hier Frau **Silvia Sakr**, die mich immer motivierend unterstützt hat.

Spezieller Dank gilt auch all jenen Personen, die zum erfolgreichen Abschluss dieser Arbeit entscheidend beigetragen haben. Dazu zählen alle Gesprächspartner, die sich bereit erklärt haben mit mir die Interviews durchzuführen, meine Korrekturleser Frau **Silvia Weber**, Frau **Mag. Christine Schmid** und Herr **Mag. (FH) Bernhard Limberger**, sowie **Herr Mag. Boris Pribek** in Form von zahlreichen Druck und Binde-Arbeiten.

Ich widme diese Arbeit meinem geschätzten Großvater, Herrn **Peter Hochegger.**

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung

Der zunehmende Einsatz von Technik in allen Lebensbereichen der Menschen verändert die gesellschaftlichen Strukturen nachhaltig. Kommunikation als Grundbaustein für erfolgreiches Zusammenleben ist im Wandel begriffen und fordert jedes einzelne Gesellschaftsmitglied in seinem kommunikativen Handeln heraus. Informationen, die beinahe an jedem Ort zu jeder Zeit verfügbar sind, die Konvergenz der Medien und ihre vielfältigen multimedialen Ausprägungen, sowie neue Formen und Foren der zwischenmenschlichen Kommunikation über digitalisierte Kanäle, können unter der Paraphrase „Leben in der Wissensgesellschaft“ subsumiert werden.

Dabei werden meistens die Vorteile betont, die sich durch den Einsatz moderner Informations- und Kommunikationstechnologien für den Menschen ergeben. Soll heißen die sich eröffnenden Möglichkeiten und Chancen für die Gesellschaft im Allgemeinen und für jeden einzelnen Bürger[1] im Speziellen, stehen im Mittelpunkt des Interesses.

Aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht gilt es zu hinterfragen gegenüber wem sich diese Vorteile manifestieren und wer durch den Technikeinsatz auf der Strecke bleibt? Wie sieht die aktuelle Lage für jene Gesellschaftsmitglieder aus, die nicht mit dem rasanten Technikfortschritt mithalten können, oder wollen? Droht diesen Menschen im Sinne des Digital Divide der gesellschaftliche Ausschluss?

In diesem Zusammenhang wird in der Literatur häufig auf Randgruppen verwiesen, welchen die Teilhabe an Kommunikationsprozessen verwehrt bleibt. Im Sinne der Wissensklufthypothese wird eine Spaltung der Gesellschaft in Nutzer und Nichtnutzer moderner Technologien suggeriert und auf diese Teilung hingewiesen, ohne konkrete Lösungsansätze auszuarbeiten. Dieser Umstand kann möglicherweise darauf zurückgeführt werden, dass es sich bei den angesprochenen Gruppen um Minderheiten handelt, die nicht die notwendige gesellschaftliche Aufmerksamkeit erfahren und keine entsprechende Beachtung finden. Der Digital Divide verschärft dieses Problem, indem die angesprochenen Gesellschaftsgruppen weitgehend von Informationsprozessen ausgeschlossen werden, wodurch sich der circulus vitiosus schließt.

Für diese Untersuchung soll eine gesellschaftliche Gruppe besondere Aufmerksamkeit erfahren, die zwar häufig als Randgruppe gesehen wird, aber keinesfalls eine solche darstellt: Die Generation 60 plus. Betrachtet man die soziodemographische Entwicklung in Österreich, fällt aus, dass es sich um einen immer größeren Personenkreis handelt. Umso zentraler scheint es, sich genauer mit dieser

[1] Auf Grund der besseren Lesbarkeit wird in dieser Arbeit auf Gender Mainstreaming verzichtet. Bei der Wahl der männlichen Form ist zugleich immer auch die weibliche Darstellungsform gemeint.

Alterskohorte auseinanderzusetzen und ein entsprechendes Problembewusstsein zu entwickeln.

So hat es sich die vorliegende Arbeit zum Ziel gesetzt, die Generation 60 plus in Österreich hinsichtlich ihres kommunikativen Verhaltens zu analysieren und speziell auf ihren Kontakt zu modernen Informations- und Kommunikationstechnologien einzugehen.

Dabei sollen mögliche Skepsis und Berührungsängste älterer Menschen bei der Annäherung an solche Technologien ausfindig gemacht und diese in Verbindung zu veränderten gesamtgesellschaftlichen Strukturen gebracht werden. So gilt es in erster Linie zu erfahren, ob solche Ängste tatsächlich existieren, worauf diese zurückzuführen sind und welche Konsequenzen sie für den Lebensalltag der Generation 60 plus mit sich ziehen.

Nach der Einführung in die Thematik erfolgt im zweiten Kapitel zunächst eine Abgrenzung der essentiellen Terminologien und eine Klärung der verwendeten Begriffe in Form von Definitionen. In diesem Zusammenhang werden informations- und kommunikationstheoretische Grundlagen aufgegriffen und ins technologische Zeitalter des 21. Jahrhunderts übertragen. Dabei wird unter anderem diskutiert, in wie weit bestehende Kommunikationsmodelle entsprechend den sich verändernden Raum-Zeit-Strukturen adaptiert werden sollten. Anschließend wird die technische Infrastruktur in Österreich beleuchtet und steigende Computernutzung und fortschreitende Vernetzung untersucht.

Im darauffolgenden Kapitel werden die kommunikationstheoretischen Grundlagen in einen gesamtgesellschaftlichen Rahmen eingebettet und Auswirkungen des soziodemographischen Wandels auf die Lebensformen der Menschen in Österreich diskutiert. Dabei werden Zusammenhänge zwischen der Technologisierung und den gesellschaftlichen Konstellationen, die im Wandel begriffen sind, aufgezeigt.

Im vierten Kapitel soll speziell auf die Generation 60 plus in Österreich eingegangen werden und einerseits auf die Lebensphase Alter Bezug genommen werden. Verschiedene Ansätze, die den Prozess des Alterns in das Zentrum des wissenschaftlichen Forschungsinteresses stellen, werden untersucht und eine Differenzierung für die vorliegende Arbeit vorgenommen. Andererseits erfolgt eine Darstellung des Mediennutzungsverhaltens älterer Menschen und es wird der Versuch unternommen, Zusammenhänge zwischen Altersstereotypen und Darstellungsformen älterer Menschen in den Medien herzustellen.

Im fünften Kapitel werden Lernprozesse im Alter analysiert und die Bedeutung von Bildung in der Wissensgesellschaft hervorgehoben. Dabei gilt es Möglichkeiten und Chancen ältere Menschen aufzuzeigen und die zentrale Rolle von Bildung als Ressource in den Diskurs um lebenslanges Lernen zu integrieren.

Im darauffolgenden Kapitel soll explizit auf die Gefahr des Digital Divide eingegangen werden. Soziale Ungleichheiten und unterschiedliche Zugänge zu Informations- und Kommunikationsprozessen auf Grund veränderter Lebensumstände werden analysiert und Gefahren, speziell für ältere Menschen aufgezeigt. Dabei können mögliche Gründe für Skepsis und Berührungsängste bei der Generation 60 plus in Bezug auf moderne Informations- und Kommunikationstechnologien festgemacht werden.

In Kapitel sieben wird zunächst das Design der empirischen Untersuchung erläutert und in diesem Zusammenhang die gewählte Forschungsmethode vorgestellt und ihre Wahl entsprechend begründet. Neben der Formulierung von Hypothesen, erfolgt eine Darstellung der Gesprächssituation, das heißt der Untersuchungsphase im Feld und die Beschreibung des Auswertungsverfahrens.

Im achten Kapitel werden die Untersuchungsergebnisse in drei thematischen Blöcken präsentiert. Dabei wird zwischen dem Zugang der Generation 60 plus zu Technik allgemein, dem Prozess der Annäherung an Computer und Internet und auftretenden Problemen bei der Beschäftigung mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien differenziert. Gründe für sehr heterogene Zugänge zu solchen Technologien werden ebenso erörtert, wie Motive der Befragten hinsichtlich der Nutzung oder Nichtnutzung und Ergebnisse zu benötigten Hilfestellungen bei der Problemlösung.

Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung werden schließlich in Kapitel 9 auf die zuvor formulierten Hypothesen übertragen und deren Aussagen entsprechend verifiziert bzw. falsifiziert. Dabei werden die zentralsten Thesen zu Skepsis und Berührungsängsten älterer Menschen im Umgang mit modernen Informations- und Kommunkationstechnologien noch einmal übersichtlich zusammengefasst und für anknüpfende Untersuchungen aufbereitet.

2 Information und Kommunikation im technologischen Zeitalter des 21. Jahrhunderts

Um Informations- und Kommunikationsprozesse wissenschaftlich untersuchen zu können, ist es von zentraler Bedeutung, diese in ihrem gesamtgesellschaftlichen Kontext zu verstehen. Zu diesen Rahmenbedingungen zählen am Beginn des 21. Jahrhunderts neben wirtschaftlichen, sozialen und politischen Einflussfaktoren, zunehmend technologische Herausforderungen, die kommunikatives Handeln entscheidend verändern.

Wenn Averbeck und Kutsch festhalten, dass die Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft immer auch die Geschichte ihrer Akteure und der Denkzusammenhänge, in denen sie stehen ist, muss dieser soziologisch orientierte Gedanke um eine entscheidende Komponente erweitert werden, die maßgeblich an Bedeutung gewinnt.[2] Der Siegeszug der Technologie umfasst alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens und verändert sie dadurch nachhaltig.

Bereits 1930 - Jahrzehnte vor der Einführung des Farbfernsehens, des PCs oder des Internets[3] - erkennt Cassirer in seinem Aufsatz Form und Technik, dass „…die Technik im Aufbau unserer gegenwärtigen Kultur den ersten Rang behauptet“[4]. Wenn Greif noch im Jahr 2007 betont, dass die Gesellschaft der Zukunft eine technologisch geprägte sein wird, wirft dies die Frage auf, wann diese Zukunft startet und wer bestimmt wann sie Realität wird?[5] Greif ist sich der zentralen Bedeutung der Technologisierung im 21. Jahrhundert sehr wohl bewusst und betont die Notwendigkeit eines „…Problembewusstseins, das aus der informationstechnologischen Durchdringung der Gesellschaft resultiert.“[6]

Noch zugespitzter formulieren es Bammé, Berger und Kotzmann, wenn sie behaupten: „Technologie ist Gesellschaft“[7] und damit die Dominanz der Technologie unterstreichen, diese sogar mit der Vielzahl komplexer Phänomene, die unsere Gesellschaft kennzeichnen, gleichsetzen. Eine derart radikale Positionierung weist klar auf die sich vollziehenden Strukturveränderungen der Gesellschaft hin und ermöglicht so die Entwicklung des erforderlichen Problembewusstseins.

Festzuhalten ist an dieser Stelle, dass Information und Kommunikation als gesellschaftliche Leistungen durch oben genannte Einflussfaktoren im Wandel

---

[2] Averbeck/Kutsch, 2005, S. 17.

[3] Technik als beherrschende Lebensform bringt Neues hervor, für das es in der Natur keine Vorbilder gibt und ist damit nicht nur eine Art, die Welt zu verstehen, sondern sie auch zu verändern. Vgl. Krois, 1995, S. 304.

[4] Cassirer, 1930, o.S. zit., nach: Bammé/Böszörményi, 2007, S. 5.

[5] Vgl. Bammé/Böszörményi, 2007, S. 5.

[6] Bammé/Böszörményi, 2007, S. 6.

[7] Bammé/Berger/Kotzmann, 2007, S. 37.

begriffen sind und ihre Modelle und Theorien unter Umständen entsprechend den technologischen Veränderungen adaptiert werden müssen.

Im folgenden Kapitel wird es daher notwendig sein, kommunikationstheoretische Grundlagen und Termini aufzugreifen und diese ins technologische Zeitalter des 21. Jahrhunderts zu übertragen. Dabei soll das Hauptaugenmerk vor allem auf bestehende Kommunikationstheorien und -Modelle gerichtet werden und diese in Zusammenhang mit den, durch die Digitalisierung entstandenen neuen Formen und Foren kommunikativen Handelns gebracht werden.

2.1 Informations- und kommunikationstheoretische Grundlagen

Beck hält in seinem Vorwort zur Einführung in die Kommunikationswissenschaft fest, dass es sich bei diesem Fach um ein sehr dynamisches und facettenreiches handelt und verweist auf die Problematik des Alltagsverständnisses von Kommunikation und der damit verbundenen Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Abgrenzung durch entsprechende Definitionen.[8] Dieser Gedankengang verdeutlicht zwei Aspekte: Zum Einen scheint Kommunikation für die Menschheit etwas Selbstverständliches zu sein und wird erst hinterfragt wenn sie scheitert oder zu scheitern droht. Zum Anderen wird der interdisziplinäre Charakter der Kommunikationswissenschaft verdeutlicht.

Im Zuge der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Kommunikation haben sich im Laufe der Jahre eine Vielzahl von Einflüssen anderer, verwandter Disziplinen innerhalb der Kommunikationswissenschaft manifestiert und ihre Theorien und Modelle werden in den kommunikationswissenschaftlichen Diskurs integriert.[9]

Zudem ist die Kommunikationswissenschaft stets bemüht, ihrerseits verschiedene Teildisziplinen zu generieren und verstärkt damit ihren interdisziplinären Charakter, den Burkart bereits im Titel seines Standardwerkes[10] zur Kommunikationswissenschaft unterstreicht und Löffelholz und Quandt als Grund dafür sehen, dass „…die akademische Lehre und Forschung über Medien und Kommunikation bislang kein Dach gefunden hat, unter das sich (nahezu) alle stellen wollen.“[11] Kommunikation umfasst alle Lebensbereiche, ob Beruf oder Freizeit, Wirtschaft oder Politik und wird daher in vielen Disziplinen diskutiert.[12]

---

[8] Vgl. Beck, 2007, S. 7ff.

[9] Eine historische Aufarbeitung der Kommunikationswissenschaft im deutschsprachigen Raum, beginnend mit der Einführung der Universitätsinstitute für Zeitungswissenschaft um 1916 in Leipzig würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen und scheint hinsichtlich der Themenwahl nicht angebracht. Für kommunikationsgeschichtliche Grundlagen siehe Wilke, Jürgen: Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert, Köln, 2000. Sowie: Bobrowsky, Manfred/Duchkowitsch, Wolfgang/Haas, Hannes: Medien- und Kommunikationsgeschichte. Ein Textbuch zur Einführung. Band 6 der Reihe Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Wien, 1987.

[10] Vgl. Burkart, 2002, im Titel.

[11] Löffelholz/Quandt, 2003, S. 13.

[12] Vgl. Löffelholz/Quandt, 2003, S. 13f.

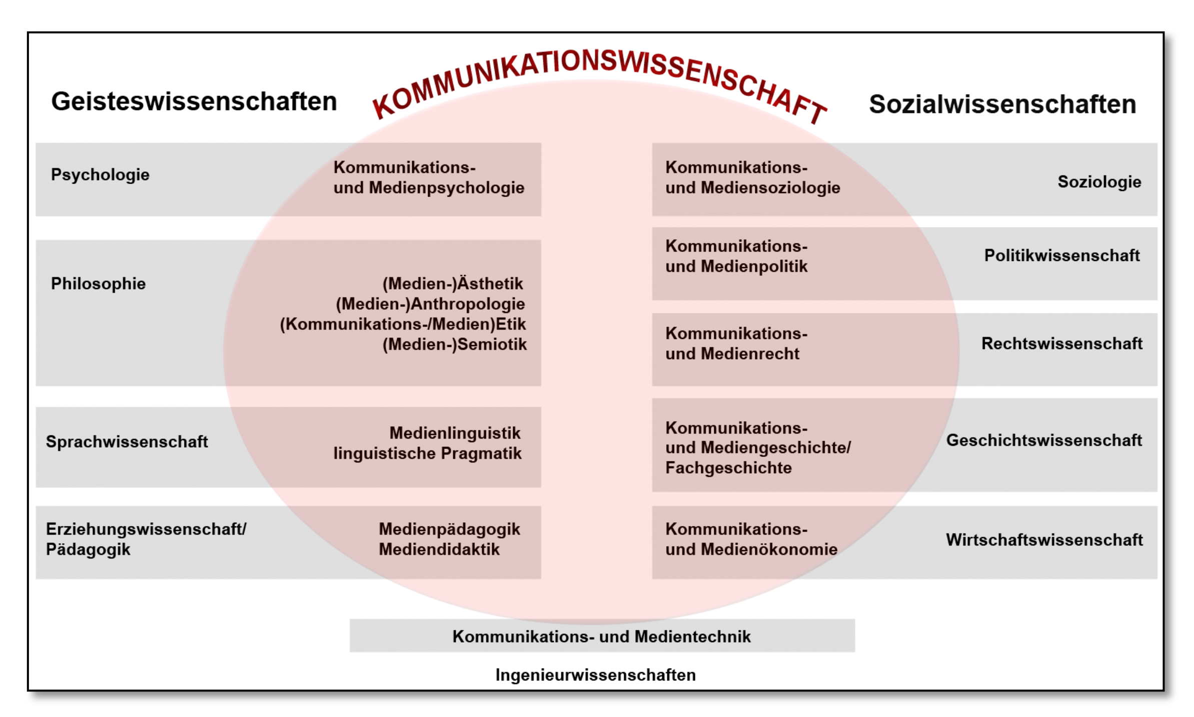


Abbildung 1:Interdisziplinarität

Nebst der Interdisziplinarität der Kommunikationswissenschaft gilt es zu Beginn des neuen Jahrtausends einen weiteren zentralen Faktor im Diskurs um kommunikationswissenschaftliche Grundbegriffe zu beachten. Die Einführung moderner Informations- und Kommunikationstechnologien hat die Kommunikationswissenschaft hinsichtlich ihrer grundlegenden Definitionen vor neue Herausforderungen gestellt. Begriffe wie Kommunikator, Sender, Empfänger, Medien und Rezipient scheinen im technologischen Zeitalter des 21. Jahrhunderts überholt zu sein bzw. bedürfen einer Neuordnung und Neudefinition.

Maier-Rabler formuliert diesen Gedankengang treffend, indem sie festhält, dass die digitale Informationsrevolution sämtliche bislang gültigen Konzepte der Kommunikationswissenschaft auf den Kopf stellt.[13] Ihrer Ansicht nach vollzieht sich der grundlegende Wandel durch die Digitalisierung des Bausteins Information, sprich jegliche Form von Information, ob es sich nun um Wörter, Bilder, Texte, Töne, Bewegtbilder etc. handelt kann in diesem Code ausgedrückt werden.[14]

Dadurch werden Informationen aller Art zum Einen universell in Nullen und Einsen umgewandelt und können zum Anderen beliebig transportiert und transformiert werden. Nicht zuletzt deshalb bleibt die digitale Revolution nicht nur auf einen bestimmten gesellschaftlichen Bereich begrenzt, sondern umfasst alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens, ob Arbeit, Bildung oder Freizeit.

---

[13] Vgl. Maier-Rabler, 1995, S. 3f.
Maier-Rabler spricht in diesem Zusammenhang von einem Paradigmenwechsel in der Kommunikationswissenschaft. So hat ihrer Meinung nach etwa das Sender-Empfänger - Modell ausgedient. Vgl. Maier-Rabler, 1996, http://paedpsych.jk.uni-linz.ac.at/PAEDPSYCH/NETLEHRE/NETLEHRELITORD/MaierRabler.html (08.07.2009)

[14] Maier-Rabler, 1996, S. 3.

Die genannten Faktoren, Interdisziplinarität und Digitalisierung werden durch grundlegende Definitionsprobleme ergänzt, mit welchen die Kommunikationswissenschaft seit ihrem Bestehen konfrontiert wird. In Anlehnung an Merten können diese an Hand von fünf Merkmalen zusammengefasst werden: Profanität, Universalität, Flüchtigkeit, Relationalität, Heterogenität.[15]

- Profanität: Das relativ rasche Erlernen und Initiieren von Kommunikation durch jedermann zu jeder Zeit, in Verbindung mit Erkennbarkeit derselben selbst durch Laien, birgt die Gefahr in sich, die Kommunikationswissenschaft dem Alltagsverständnis von Kommunikation gleichzusetzen.
- Durch die Universalität, d.h. Allgegenwart von Kommunikation wird der Kommunikationswissenschaft der Stempel einer Allgemeinwissenschaft unüberschaubaren Ausmaßes aufgedrückt, die dem Anspruch einer immer und überall einsetzbaren Patentlösung für gesellschaftliche Probleme nicht gerecht werden kann.
- Da Kommunikation immer als dynamischer Prozess verläuft, bedeutet dies zum Einen, dass es ein vorher - und noch relevanter - ein nachher gibt, zum Anderen bleibt das Ergebnis im Gegensatz zur materiellen Produktion ein nicht mit den Händen begreifbares, was Merten als Flüchtigkeitsmerkmal bezeichnet.
- Das Merkmal Relationalität beschreibt das Problem der sich verändernden Kommunikationselemente im Zuge des Kommunikationsprozesses, wie etwa zeitliche und räumliche Strukturveränderungen. In einigen Fällen ist nicht einmal klar zu erkennen, wer mit wem kommuniziert. Gerade bei der Einführung moderner Kommunikationstechnologien sind diese Elemente nicht mehr eindeutig ausmachbar.
- Als fünftes Kriterium führt Merten die Heterogenität an, die sowohl in der Alltagskommunikation, als auch im wissenschaftlichen Diskurs gegeben ist, wobei selbst innerhalb der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen der Begriff Kommunikation auf unterschiedliche Art und Weise definiert und verwendet wird.[16]

Beck ergänzt diese fünf Merkmale um ein weiteres, das er Selbstbezüglichkeit nennt. Er verweist dabei auf die Tatsache, dass die Kommunikationswissenschaft im Gegensatz etwa zu den Naturwissenschaften in ihrer Tätigkeit über ihre Tätigkeit forscht, das heißt sie kommuniziert über Kommunikation.[17]

Merten verdeutlicht durch oben genannte Merkmale die Notwendigkeit klare Definitionen für den Forschungsprozess zu formulieren, sprich für das untersuchte Teilgebiet klar herauszustellen, mit welchen Begriffen gearbeitet wird und in welchem Gültigkeitsbereich diese innerhalb des jeweiligen Untersuchungsgegenstands zu

[15] Vgl. Merten, 1999, S. 15ff.
Mit diesen fünf Eigenschaften verdeutlicht Merten, dass „…sich die Kommunikationswissenschaft gegenüber anderen Wissenschaften mit wesentlich größeren theoretischen und methodischen Problemen konfrontiert sieht.“ Merten, 1999, S. 15.
[16] Vgl. Beck, 2007, S. 13f.
[17] Vgl. Beck, 2007, S. 14f.

verstehen sind. Definitionen auszuarbeiten, bedeutet immer auch Grundlagenforschung zu betreiben, sprich zentrale Thesen und Theorien immer wieder aufs Neue zu untersuchen und zu modifizieren. Strohner betont diese wichtige Aufgabe der Kommunikationswissenschaft „…die zu Grunde liegenden Prozesse zu erforschen, um sie in rationaler Weise beeinflussen zu können.“[18]

2.1.1 Terminologien, Begriffsdefinitionen

2.1.1.1 Kommunikation

Für die vorliegende Arbeit soll der Begriff Kommunikation in Anlehnung an Beck in erster Linie für menschliche Kommunikation stehen, die „…als Prozess wechselseitig aufeinander bezogener, reflexiver und intentionaler Symbolverwendung (symbolische Interaktion) mit dem Ziel gegenseitiger Verständigung über Bedeutungen (Bedeutungsvermittlung)"[19] definiert werden kann. Diese interpersonellen Prozesse sind weder zeitlich noch räumlich begrenzt und können sowohl direkt (verbal/nonverbal), als auch über technische Kanäle erfolgreich realisiert werden. Nach Beck können solche Kommunikationsprozesse

- in Face to Face-Situationen,
- in Gruppen oder Organisationen und
- technisch vermittelt - interpersonal ablaufen.[20]

Des Weiteren soll für diese Untersuchung Kommunikation in Anlehnung an Burkart als „spezifische Form der sozialen Interaktion“[21] verstanden werden, die sowohl über eine rein technische, bzw. mathematische Signalübertragung im Sinne Shannon und Weavers (Informationsquelle – Sender – Kanal [Störungsquelle] – Empfänger – Ziel)[22], als auch über einseitig und zielgerichtetes (Effektrichtung) Verhalten, das entweder durch Reize bestimmte Reaktionen auslöst (stimulus response)[23], oder durch eine linear angelegte Aussage eine bestimmte Wirkung beim Gegenüber hervor zu rufen bestrebt ist, (Who says what in which channel to whom with what effect?)[24] hinaus geht.

Der Kommunikationsprozess kann daher als wechselseitiger „Verstehensprozess zwischen Partnern mit einer gemeinsamen Basis“[25] verstanden werden, bei dem

---

[18] Strohner, 2006, im Vorwort zur 2. veränderten Auflage.
[19] Beck, 2006, S. 133.
[20] Vgl. Beck, 2007, S. 29ff.
[21] Burkart, 1998, S. 59.
[22] Vgl. Shannon/Weaver, 2008, urspr. 1948.
[23] Das Stimulus-Response Modell wurde im Sinne der behavioristischen Psychologie entwickelt und später in der Kommunikationswissenschaft als Erklärung für massenmedial vermittelte Inhalte, die bei allen Rezipienten (beinahe) idente Reaktionen auslösen, diskutiert.
[24] Vgl. Lasswell, 1948.
Dieses systemtheoretisch orientierte Modell erbrachte für die Kommunikationswissenschaft zumindest die Leistung der Herausarbeitung wichtiger Forschungsfelder.
Vgl. Beck, 2007, S. 166.
[25] Vgl. Maletzke, 1998, S. 38.

zumindest vier grundlegende Konstanten, nämlich Kommunikator, Aussage, Medien und Rezipient gegeben sein müssen.[26] In wie weit moderne Informations- und Kommunikationstechnologien das Verhältnis der genannten Konstanten beeinflussen, bzw. verschieben, soll später diskutiert werden.

2.1.1.2 Medienbegriff

Wenn McLuhan in seinem Verständnis vom Medienbegriff, ohne den Anspruch einer dahinter stehenden, logischen Systematik zu erheben, behauptet das Medium ist die Botschaft, so scheint diese Definition aus heutiger Sicht zunächst zu weit gefasst.[27]

Eine Zeitung gilt demnach ebenso als Medium, wie der Lieferwagen, der sie zum Rezipienten bringt, eine Trennung zwischen Medium und Technik bleibt aus. Er legt damit den Schwerpunkt auf die Form, wie etwas mitgeteilt wird und stellt diese über den Inhalt, also das was kommuniziert wird. Damit wird für McLuhan die individuelle Wirkung und Folge von Kommunikation zur Nebensache, vielmehr schreibt er dem Medium, das er als technische Ausweitung der menschlichen Sinne versteht eine gesellschafts- und kulturverändernde Wirkung zu.

In diesem Zusammenhang scheint McLuhan´s Medienbegriff, vor allem unter Betrachtung seiner vier Epochen der Menschheitsgeschichte interessant, indem er dem technischen Potential im elektronischen Zeitalter oberste Priorität zuschreibt.[28]

Faulstich formuliert mit Blick auf Saxer eine umfassendere Definition. Nach ihm sind Medien „komplexe institutionalisierte Systeme um organisierte Kommunikationskanäle von spezifischem Leistungsvermögen mit gesellschaftlicher Dominanz“.[29]

Nach Burkart können in Anlehnung an Pross Medien in primäre, sekundäre, tertiäre und quartäre Medien eingeteilt werden, wobei für die vorliegende Arbeit der vierten Kategorie besondere Bedeutung zugeschrieben werden soll.

Primäre Medien, wie etwa Sprache und Mimik kommen gänzlich ohne technische Kanäle aus, bei sekundären Medien wird einseitig, meist auf der Seite des Senders ein (technisches) Gerät benötigt. Unter tertiären Medien können alle Medien zusammengefasst werden, die sowohl auf der Seite des Senders, als auch auf der des Empfängers technische Geräte voraussetzen.[30]

Schließlich erweitert Burkart die Definition von Pross um den Bereich der quartären Medien, die sich durch Interaktivität und Flexibilität auszeichnen und durch vernetzte Computersysteme eine klare Trennung zwischen Sender und Empfänger beinahe unmöglich machen.[31]

---

[26] Vgl. Burkart, 1998, S. 60.
[27] Vgl. McLuhan, 1964, S. 22., zit. nach: Beck, 2007, S. 75ff.
[28] Vgl. Beck, 2007 S. 76f.
[29] Faulstich, 2004, S. 18.
[30] Vgl. Pross, 1972. S. 128. zit. nach: Stöber, 2008, S. 52f.
[31] Vgl. Burkart, 2002, S. 36ff.

Beck hält fest, dass die Komplexität des Medienbegriffs mehrere Aspekte beinhalten muss und formuliert mit Blick auf Saxer[32]

- den Aspekt der Medien als Zeichensysteme, die durch Informationskanäle transportiert werden,
- den Aspekt der Medien als zweckerfüllende Sozialsysteme (Organisation),
- den Aspekt der Medien als Institution, sprich sie werden in das gesellschaftliche Regelungssystem eingeführt und
- schließlich den technischen Aspekt von Herstellungs-, Bereitstellungs- und Empfangsvorgängen.[33]

Beck gesteht Saxer damit zwar zu, die Komplexität des Medienbegriffs erfasst zu haben, unterstellt ihm aber eine Sichtweise, die noch zu stark im Transportmodell verhaftet ist.[34]

2.1.1.3 Kommunikationssysteme

Grundvoraussetzung, um von einem System sprechen zu können, sind zwei oder mehrere Objekte, oder Ereignisse, die mit Hilfe funktionaler Relationen in Verbindung stehen, das heißt nicht nur raumzeitlich und konzeptuell in Verbindung stehen, sondern auch physisch aufeinander wirken, was nahezu alle Objekte unserer Umwelt in die Systemdiskussion miteinbezieht, da diese immer in einem gewissen Zusammenhang zum System stehen, sei es in Form eines Inputs (Teile der Umwelt, die auf das System einwirken), oder eines Outputs (Veränderungen der Umwelt durch das System).[35]

Um diese nicht zielführende Definition von System konkretisieren zu können, bedarf es der Systemanalyse, die mit Hilfe von Neben-, Über- bzw. Unterordnungen, je nach Art der Relation, so genannte Subsysteme oder Supersysteme generiert. Für die Kommunikationswissenschaft sind etwa die biologische, die psychologische und die soziologische Systemebene entscheidend, die wiederum in Form von sich verändernden, das heißt dynamischen Systemen zum Ausdruck kommen.[36]

Strohner differenziert zwischen einfachen Kommunikationssystemen, komplexen Kommunikationssystemen und technischen Kommunikationssystemen und warnt davor die soziale Grundstruktur von Kommunikationssystemen zu vernachlässigen, wenn gleich er sich der Veränderung hin zu immer technischeren Aspekten besonders im Bereich der Medien bewusst ist.[37]

---

[32] Vgl. Saxer, 1980, S. 532.
[33] Vgl. Beck, 2007, S. 85.
[34] Vgl. Beck, 2007, S. 85.
[35] Vgl. Strohner, 2006, S. 17ff.
[36] Vgl. Strohner, 2006, S. 18.
[37] Vgl. Strohner, 2006, S. 29.

2.1.1.4 Technische Kommunikation und technisierte Kommunikation

Für diese Arbeit scheint es hilfreich eine weitere Unterscheidung im Sinne Krings zu treffen.[38] Dafür kann technische Kommunikation als Oberbegriff für jede Art von Kommunikation über technische Inhalte verstanden werden und steht in Abgrenzung zur technisierten Kommunikation. Während technische Kommunikation im Praxisfeld des technischen Schreibens verhaftet ist, kann von technisierter Kommunikation immer dann gesprochen werden, wenn Technik für Kommunikationsprozesse herangezogen wird. Typische Beispiele für technisierte Kommunikation sind „…technische Apparate (Druckmaschinen, Telefone, Fernsehgeräte, Computer), Netzte (Telefonnetze, Datennetze, Wellennetze) und konservierende Speicher (Bücher, Tonbücher, Disketten)“[39]

2.1.1.5 Individual- und Massenkommunikation

Schließlich muss im Zusammenhang mit technisierter Kommunikation auf die Trennung zwischen Individual- und Massenkommunikation hingewiesen werden. Bei der Individualkommunikation gelten technische Verbreitungsmittel nicht als Voraussetzung, können jedoch zum Einsatz kommen, die Empfängerschaft gilt als personell definiert, bzw. begrenzt. Briefverkehr, Telefon oder email sind Kommunikationsformen zwischen individuell adressierten Personen, die interpersonale Kommunikation ermöglichen.[40]

Im Gegensatz dazu steht Massenkommunikation nach Altendorfer für die Teilbegriffe Masse, Massenmensch und Massenzeitalter und definiert sich über eine Vielzahl an unüberschaubaren Menschen als Zielpublikum der vermittelten Aussagen. Die breite Masse der Rezipienten zeichnet sich durch die Kriterien der Unüberschaubarkeit (für den Kommunikator), Heterogenität (unterschiedliche soziale Ausprägungen innerhalb der Gruppe der Rezipienten) und Anonymität (der Einzelne verschwindet in der Masse) aus.[41]

Maletzke fasst die genannten Kriterien in seiner Definition zusammen: „Unter Massenkommunikation verstehen wir jene Form der Kommunikation, bei der Aussagen öffentlich (also ohne begrenzte u. personell definierte Empfängerschaft) durch technische Verbreitungsmittel (Medien) indirekt (also bei räumlicher oder zeitlicher oder raumzeitlicher Distanz zwischen den Kommunikationspartnern) und einseitig (also

[38] Vgl. Krings, 1996, S. 10ff.
[39] Krings, 1996, S. 12.
Krings differenziert in seiner Abhandlung über den Tätigkeitsbereich technischer Redakteure des Weiteren zwischen technischer Dokumentation (Gebrauchsanweisungen) und innerbetrieblichen Kommunikation („in-house-Kommunikation“, Vgl. Mirel, 1987.) Eine klare Abgrenzung bleibt Krings allerdings schuldig. So führt er etwa technische Publikumszeitschriften im Grenzbereich zwischen technischer Dokumentation und technischer Kommunikation an.
[40] Vgl. Grimm, 2005, S. 85f.
[41] Vgl. Altendorfer, 2008, S. 175.

ohne Rollenwechsel zw. Aussagenden und Aufnehmenden) an ein disperses Publikum vermittelt werden.“[42]

2.1.2 Die Digitale Herausforderung durch moderne Informations- und Kommunikationstechnologien

Wenn Maier-Rabler die Universalität der Informationen, bzw. deren Vermittlung durch ihre veränderte Form, das heißt in Nullen und Einsen hervorhebt, unterstreicht sie damit gleichzeitig den universellen Einsatz der modernen Technologien. Im Gegensatz zu früheren, technischen Revolutionen, die auf einen bestimmten Bereich, der Produktion, Distribution oder Konsumtion beschränkt geblieben sind, verändert die digitale Revolution alle genannten Bereiche in gleichem Maße und erfordert universelles Umdenken.[43]

Diese digitale Herausforderung betrifft alle Lebensbereiche, die durch den Einsatz von modernen Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT[44]) veränderte Formen und Foren der Kommunikation zwischen Menschen bzw. zwischen Menschen und ihrem „digitalen Gegenüber“[45] schaffen.

Damit wird klar, welche entscheidende Rolle diesen „Schlüsseltechnologien des 21. Jahrhunderts“[46] zuzuschreiben ist, die für sämtliche Lebensbereiche neue Innovationen, Möglichkeiten aber auch Gefahren mit sich bringen. Sich ihrer zunehmenden Bedeutung bewusst zu werden ist Grundvoraussetzung um Vorteile auszuloten und Grenzen und Gefahren aufzuzeigen, die alle Menschen in der einen oder anderen Art und Weise betreffen werden.

Nur durch die Herausarbeitung eines entsprechenden Problembewusstseins können negative Auswirkungen der informationstechnologischen Durchdringung der Gesellschaft weitgehend vermieden werden.[47]

Bamme und Böszörményi halten in diesem Zusammenhang fest, dass die digitale Herausforderung von den einzelnen Fachdisziplinen unterschiedlich in Angriff genommen wird und jede Wissenschaft ihre eigenen Prioritäten zu setzen hat. So werden pädagogische Theorien verstärkt didaktische Elemente der Digitalisierung in ihr

---

[42] Maletzke, 1963, S. 32.
Posner übt 1986 scharfe Kritik am unüberlegten Kopieren von Maletzke und erkennt bereits damals die sich wandelnden Strukturen. So können „…Öffentlichkeit und Dispersheit nicht auf die intendierte Empfängerschaft oder gar das Publikum eingeschränkt werden, sondern müssen die Menge aller Teilnehmer an dem betreffenden Kommunikationsvorgang … gemeinsam charakterisieren.“ Somit ist nach Posner diese Definition von Maletzke heute nicht mehr unmodifiziert vertretbar. Vgl. Posner, 1986, S. 291ff.

[43] Vgl. Maier-Rabler, 1995, S. 3.

[44] IKT (oder auch IT) steht für Informations- und Kommunikationstechnologien. Diese umfassen Datenverarbeitung, Informations-, Kommunikations- und Telekommunikations-Technik sowie Multimedia, Vgl. Austrian Council, Grundlagen als Beitrag zur IKT-Strategiedebatte, Wien, 2004. http://www.rat-fte.at/files/IKT_IST_Analyse_Endbericht.pdf (08.07.2009)

[45] Vgl. Krummheuer, 2007, S. 73.

[46] Bamme/Böszörményi, 2007, S. 6.

[47] Vgl. Bamme/Böszörményi, 2007, S. 6.

Zentrum heben während wirtschaftliche Disziplinen die Digitalisierung eher als ökonomische Herausforderung im Sinne der Globalisierung betrachten werden.[48]

Festzuhalten ist, dass alle Bereiche gezwungen sind sich ergebende Möglichkeiten zu nutzen und gleichzeitig Gefahren zu erkennen.

Für die Kommunikationswissenschaft steht die digitale Herausforderung unter besonderen Vorzeichen. Dadurch, dass moderne Informations- und Kommunikationstechnologien sowohl Produktions- Distributions- und Konsumtionstechnologien, als auch Informations- Kommunikations- und Unterhaltungstechnologien sind, übernehmen sie gleichzeitig die Funktion einer Maschine und eines Mediums.[49]

Dies bewirkt, dass Kommunikationsprozesse oder Teile davon nicht mehr eindeutig auf kommunikationswissenschaftliche Praxisfelder zugeordnet werden können. Soll heißen: Eine Einteilung der Informationsströme innerhalb von elektronischen Netzen in private, wissenschaftliche oder Unterhaltungsinformation ist ebenso wenig möglich, wie eine genaue Bestimmung des Kommunikators oder des Rezipienten.[50]

Gerade diese Aufteilung und Analyse einzelner Kommunikationsaspekte innerhalb komplexer gesellschaftlicher Systeme gilt als besondere Leistung, die die Kommunikationswissenschaft in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat. Durch die Digitalisierung scheint ihr Aushängeschild in Gefahr zu sein. Sie ist daher gefordert ihre Denkansätze, Modelle und Theorien zu revolutionieren und an moderne Kommunikationsstrukturen anzupassen.

2.1.3 Kommunikationsmodelle im Wandel sozialer Raum- und Zeitstrukturen

Winter hält in seiner Abhandlung über die Berücksichtigung von Medien in der Diskussion über den Wandel von öffentlicher Kommunikation und Gesellschaft eingangs fest, dass die Entwicklung der Medien erst seit Mitte der 1990er-Jahre ins Zentrum der Diskussion über gesellschaftliche Veränderungen gerückt ist.[51]

Mit Blick auf Weber, Benjamin, Innis und McLuhan räumt er jenen zwar eine komplexere Sichtweise auf Medien als Vermittler öffentlicher Kommunikation und damit verbundener Orientierungsfunktion ein, vermisst dabei aber eine systematische Diskussion über die Zusammenhänge zwischen Medien und gesellschaftlichem Wandel.[52] Im Mittelpunkt seiner Kritik steht die „kulturtheoretische Schwachstelle“[53]

---

48 Vgl. Bamme/Böszörményi, 2007, S. 7.
49 Vgl. Maier-Rabler, 1998, Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften. http://www.inst.at/trans/6Nr/maier.htm (08.07.2009)
50 Vgl. Maier-Rabler, 1996. http://paedpsych.jk.uni-linz.ac.at/paedpsych/netlehre/NETLEHRELITORD/MaierRabler.html (08.07.2009)
51 Vgl. Winter, 2008, S. 418ff.
52 Vgl. Winter, 2008, S. 418ff.

Kommunikation als kanalartig-linearen Prozess zu sehen. Mit Hilfe seines Medien-Kommunikations-Kontexte/Momente-Modells versucht er die Bedeutung der verschiedenen Teilprozesse von öffentlicher Kommunikation zu erklären, indem er kognitive und emotionale Aspekte bei Rezeptionsprozessen als Wahrnehmungsprozesse von ökonomischen, kulturellen, politischen und sozialen Komponenten hervorhebt.[54]

Nach Winter gelingt es ihm durch sein Modell auch die Problematik der Verdrängung der Produktion und Allokation von Medien und deren Inhalten durch sogenannte Quartärmedien, das heißt digital vernetzte Medien zu überwinden.

Gerade dieser Gedanke von im Wandel begriffenen, raumzeitlichen Strukturen scheint für die Entwicklung adaptierter Kommunikationsmodelle entscheidend zu sein.

Wenn Gesellschaften bislang in der staatlichen Form, die sie sich geben, sowohl in ihrem Raum, als auch in ihrer Zeit begrenzt sind, so ermöglichen moderne Kommunikationsstrukturen ein Aufbrechen dieser tradierten Raum-Zeit-Strukturen. Bamme, Berger und Kotzmann formulieren diesen Gedanken treffend, wenn sie aufzeigen, dass sich moderne Gesellschaften nicht mehr durch den Raum, den sie ausfüllen und die Zeit über die sie sich erstrecken definieren, sondern über die Kommunikation, die sie führen. Entscheidend dabei sind weniger die im Zuge des Kommunikationsprozesses vermittelten Inhalte, sondern die Mittel und Wege der Verbreitung derselben. Soll heißen das *wie* der Kommunikation bestimmt gesellschaftliche Raum und Zeit-Strukturen.[55]

Grimm verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass digitale Medien[56] die Menschen gleichzeitig voneinander trennen, als auch einander nahe bringen.

Darunter lassen sich Zugänge verstehen, die räumlich und zeitlich beinahe unbegrenzt stattfinden, während unter der Trennung der Verlust der sinnlichen Wahrnehmung der physischen Präsenz verstanden werden kann.[57] Damit deutet Grimm bereits auf einen zentralen Aspekt hin, der digitale Kommunikation auszeichnet: Virtualität. Während etwa ein Druckwerk, oder eine Tonbandkassette physisch manifest sind, existieren digitalisierte Informationen nur zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Form.[58]

2.1.3.1 Medienkonvergenz als eine Folge der Digitalisierung

Durch moderne Informations- und Kommunikationstechnologien werden Informationen digital erzeugt, übertragen und gespeichert, wodurch es zu zweierlei Konvergenz kommt. Zum Einen wachsen die klassischen Medien, Hörfunk und Fernsehen durch

[53] Winter, 2008, S. 434.
[54] Vgl. Winter, 2008, S. 434.
[55] Vgl. Bammé/Berger/Kotzmann, 2007, S. 27.
[56] In erster Linie versteht Grimm darunter das Internet.
[57] Vgl. Grimm, digitale Kommunikation, S. 1.
[58] Maier-Rabler, 1996, http://paedpsych.jk.uni-linz.ac.at/paedpsych/netlehre/NETLEHRELITORD/MaierRabler.html (08.07.2009)

die Digitalisierung mit der Telekommunikation zusammen und eröffnen neue Märkte, zum Anderen bedienen sich Massenmedien der Netze der Individualkommunikation und führen zu einer Verschmelzung der bisher relativ klar getrennten Kommunikationsformen.[59]

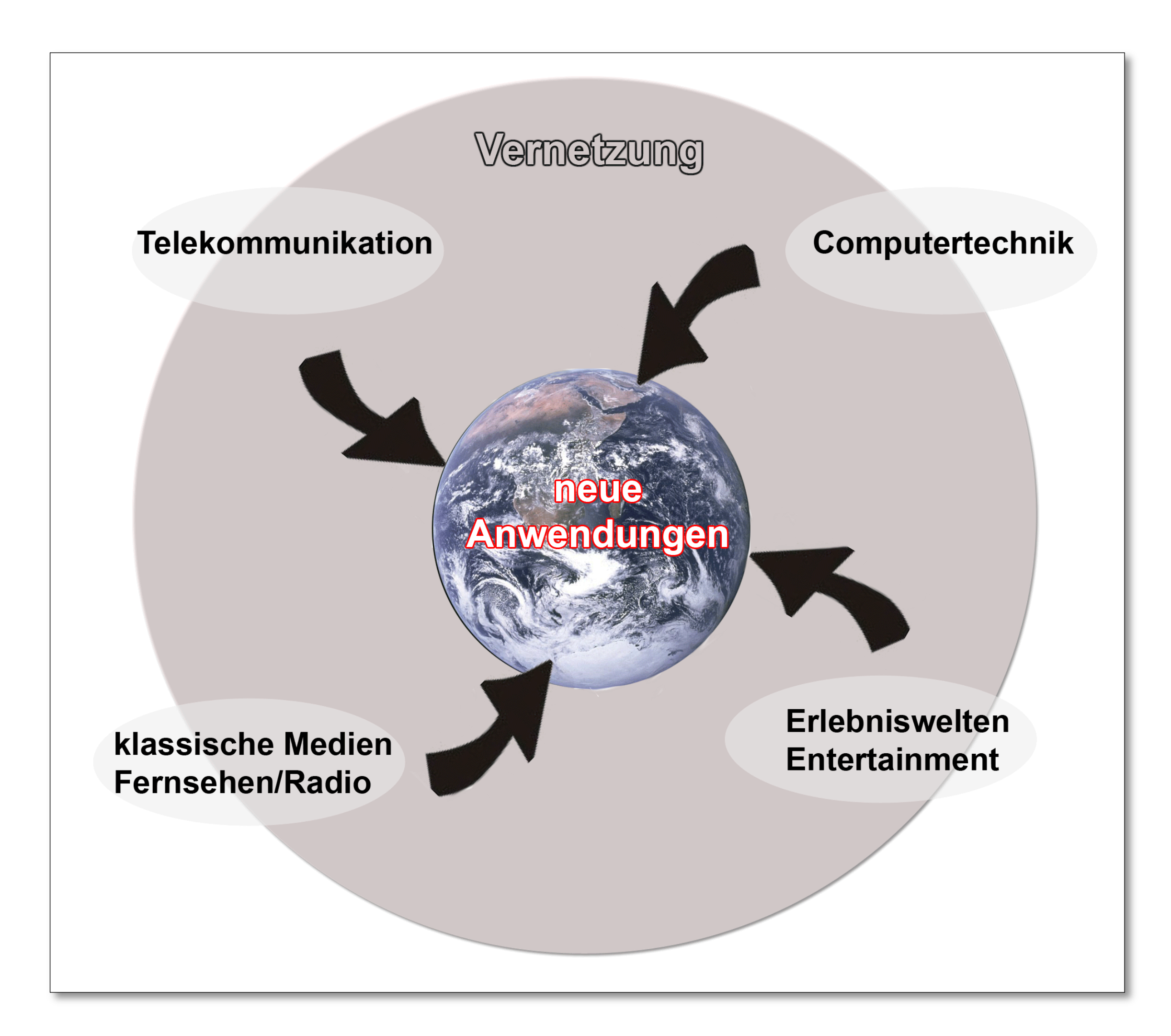


Abbildung 2: Medienkonvergenz als Folge vernetzter Märkte

Dies bedeutet, dass klassische Massenmedien ihre Angebote ausweiten und über moderne Kommunikationskanäle neue Wege der Informationsvermittlung ermöglichen. „Traditionelle Wertschöpfungsketten erodieren durch neue Distributionskanäle, durch andere Möglichkeiten der Produkt- und Leistungsdifferenzierung und durch neue Wettbewerber und neue Allianzen.“[60]

Schlagwörter wie Infomercial und Advertainment kennzeichnen eine Entwicklung, die durch den Ausbau vernetzter Infrastrukturen gefördert wird und deren Entwicklung kaum absehbar scheint. TV-Geräte werden mit digitalen Settop-Boxen verkabelt, über welche elektronische Programminformationen abgerufen werden können. Hybride

---

[59] Vgl. Eberspächer, 2001, S. 2f.
[60] Zerdick, 2001, S. 21.

Netze leisten Zusatzinformationen zu Sendungen und mobile Empfangsgeräte können Interaktivität garantieren, selbst wenn der Rezipient nicht im Büro oder zu Hause ist. Eberspächer betont dabei eine Entwicklung, die besonders aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht nähere Betrachtung verdient: „Jeder kann künftig sein eigener Inhalte-Produzent werden!“[61]

Auf der einen Seite wird damit bereits angedeutet welche aktive Rolle dem Rezipienten zugeschrieben wird. Auf der anderen Seite erfordert die Konvergenz optimale Verwertung von Inhalten durch digitales Contentmanagement von Medienunternehmen und entsprechende Zielgruppenkommunikation, um im Sinne der Medienökonomie effizient arbeiten zu können.[62]

Bezüglich der Angebotspalette an Informationen in Bild, Ton und Bewegtbildern, sowie deren Aufbereitungsmöglichkeiten hat die Vernetzung der Computer durch das Internet neue Maßstäbe gesetzt.

Maier-Rabler hält fest, dass die Konvergenz neben der Universalität das zweite dominierende Charakteristikum der digitalen Revolution darstellt und betont die damit verbundene Veränderung von Inhalten durch ihre Umwandlung in Nullen und Einsen. Das bedeutet, dass ein Sender nicht mehr garantieren bzw. kontrollieren kann, in welcher Art und Weise die von ihm ausgehende Information den Rezipienten erreicht.[63] Somit hat die Konvergenz auch zentrale Auswirkungen auf das Konsumverhalten von Mediennutzern, indem sie vom Rezipienten erhöhte Flexibilität sowohl bei der Suche als auch bei der Rezeption von Inhalten erfordert.

Was bedeuten diese Veränderungen in der Medienlandschaft nun für kommunikatives Handeln?

2.1.3.2 Veränderungen kommunikativen Handelns durch Vernetzung

Nachdem festgehalten worden ist, dass sich durch die Digitalisierung Inhalte, die über das Internet verbreitet werden ständig verändern können, soll im nächsten Schritt untersucht werden, welche Auswirkungen diese veränderten Inhalte auf die zwischenmenschliche Kommunikation im Netz haben. Dabei müssen zunächst zwei grundsätzliche Prozesse geklärt werden, die kommunikatives Handeln über vernetzte Kanäle ermöglicht haben:

Zum Einen vollzieht sich durch die Vernetzung der unterschiedlichen Lebensbereiche ein Wandel der räumlichen Binnenstruktur der davon betroffenen Menschen.[64] Hansmann bezeichnet diesen Prozess als Wandel vom personal computer zum ubiquitous computing. Anders als beim Personal Computer, der einem bestimmten Nutzer zugeordnet ist, wird durch eine pervasive Computertechnik jede Person in ein

---

[61] Eberspächer, 2001, S. 3.
[62] Vgl. Tillmann, 2001, S. 38.
[63] Vgl. Maier-Rabler, 1998, http://www.inst.at/trans/6Nr/maier.htm (08.07.2009)
[64] Vgl. Bamme/Berger/Kotzmann, 2007, S. 30.

Netz von Computern eingebettet, die über ein mobiles ad-hoc Geflecht miteinander kommunizieren.[65]

Darunter lässt sich die Vernetzung von Alltagsgegenständen durch Computer, bzw. die Allgegenwart von Computern verstehen. Ob im modernen Haus, in dem Computer die Steuerung der Heizanlage, oder der Küchenmaschinen übernehmen, oder im Auto, in dem vermehrt mobile Navigationsgeräte zum Einsatz kommen, die sich an ihre Umgebung anpassen und etwa den jeweiligen Standort automatisch erkennen.[66]

Zum Anderen erfolgt ein Wandel bei der Nutzung des Internets „...von der reinen Informationsabfrage zur Teilnahme."[67] Günther bezeichnet diese Veränderung innerhalb der Internet-Community als Wandel vom „Access Age" zum Participation Age" und unterstreicht die oben angeführte Veränderung des Nutzungsverhaltens. Entscheidend dabei ist die aktive Beteiligung an solchen Prozessen: „Jene, die Angst vor Veränderungen haben, sind die Looser. [sic!]"[68]

Aus diesen Überlegungen ergibt sich für kommunikatives Handeln im Netz eine Veränderung vom passiven Konsumenten zum aktiven Rezipienten, der Inhalte nicht mehr nur aufnimmt, sondern diese auch verändert und damit selbst zum Produzenten wird. Von besonderer Bedeutung scheint dabei die Frage zu sein, ob es sich nun bei vernetzter Kommunikation um zwischenmenschliche, oder massenmediale Kommunikation handelt.

Einerseits wäre diese Form der Kommunikation, im Sinne Maletzke´s klar als Massenkommunikation zu bezeichnen, da Aussagen „ohne begrenzte u. personell definierte Empfängerschaft vermittelt werden".[69] Andererseits zeigen vernetzte Anwendungen, wie etwa Email und Chat-Funktionen, aber auch interaktive Internetplattformen (Foren), Möglichkeiten des zwischenmenschlichen Austauschs von Information zwischen einer überschaubaren Anzahl an Kommunikationsteilnehmern. Ein Beispiel soll dies verdeutlichen:

Es ist durchaus vorstellbar, dass zwei Teilnehmer über eine öffentliche Internet-Plattform, etwa in einem Thread innerhalb eines Forums miteinander diskutieren, einander Feedback geben, das heißt miteinander partizipieren und dieser Kommunikationsprozess von einer breiten Masse an anonymen Beobachtern verfolgt wird. Zum Einen handelt es sich dabei klar um zwischenmenschliche Kommunikation, da sich nur diese beiden Menschen aktiv austauschen. Zum Anderen ist beiden Teilnehmern nicht bekannt, an wie viele Empfänger sich ihre Aussagen tatsächlich richten, da sie nicht abschätzen können, wie groß die Zahl der passiven Mitleser ist, die den Kommunikationsprozess verfolgen.

---

[65] Vgl. Hansmann, 2003, o.S. zit. nach: Bamme/Berger/Kotzmann, 2007, S. 30.
[66] Vgl. Bamme/Berger/Kotzmann, 2007, S. 30f.
[67] Günther, 2007, S. 68.
[68] Günther, 2007. S. 68.
Im Original bezeichnet Günther jene Leute, die solche Veränderungen ablehnen als Looser, meint damit aber vermutlich die englische Übersetzung von Verlierer, also Loser.
[69] Maletzke, 1963, S. 32.

Darüber hinaus gibt es Sonderfälle, die Ayaß als „Interaktion(en) ohne Gegenüber“[70] beschrieben hat, bei dem das fehlende Gegenüber technisch vermittelt oder als hypothetischer Rezipient angesprochen wird.[71] Beispiele wie Bots, Avatare aber auch computergesteuerte Agenten verweisen auf die zunehmende Virtualität der Kommunikationspartner, die eine klare Unterscheidung zwischen Mensch-Mensch- und Mensch-Maschine-Kommunikation häufig unmöglich machen.

Für die vorliegende Arbeit kann aus den angeführten Überlegungen ein zentraler Aspekt mitgenommen werden. Sowohl die Inhalte von Kommunikation als auch die Darstellungs- und Verbreitungsformen derselben, sind durch den Einsatz moderner Kommunikationstechnologien im Wandel begriffen. Kommunikationsteilnehmer müssen ihr Kommunikationsverhalten entsprechend adaptieren, das heißt lernen, sich diesen veränderten Raum-Zeitstrukturen anzupassen. Flexiblere und damit aktivere Zugänge zu Kommunikationsprozessen scheinen unabdingbar. In wie weit sich diese veränderten Handlungsspielräume mit den Lebenswelten älterer Menschen vereinbaren lassen, wird ein ausschlaggebendes Kriterium dafür sein, ob sich die Generation 60 plus künftig durch Teilhabe oder durch Ausschluss an gesellschaftlichen Kommunikationsprozessen definiert.[72]

Zusammenfassend können in Anlehnung an Maier-Rabler drei Dimensionen des Gegenstandsbereichs der modernen Informations- und Kommunikationstechnologien festgehalten werden, die durch die Digitalisierung Kommunikation entscheidend verändern:

- Moderne Informations- und Kommunikationstechnologien bewirken eine Transformation von „Medien“ zu „Diensten“, das heißt raumzeitliche Grenzen brechen auf und Informationen sind individuell zusammenstellbar und abrufbar.
- Die Telekommunikationsinfrastruktur entscheidet über die Teilhabemöglichkeiten an technisch vermittelter Kommunikation und zeichnet sich durch zunehmende Universalität der Informationen (Digitalisierung), durch Konvergenz (Zusammenwachsen bislang getrennter Medienwelten) und durch intelligentere Netzwerkstrukturen aus.

Eine Differenzierung zwischen Sender und Empfänger, wie sie beispielsweise im Modell von Shannon und Weaver[73] vorgenommen wird, ist beim Einsatz moderner Informations- und Kommunikationstechnologien nicht mehr möglich. Jeder am digitalen Netzwerk teilnehmende Benutzer ist gleichzeitig Sender und Empfänger, verändert

---

[70] Ayaß, 2005, im Titel., zit nach: Krummheuer, 2007, S. 73.
[71] Vgl. Krummheuer, S. 73.
[72] Überspitzt formuliert und unter der Prämisse, dass menschliches Dasein nur durch Kommunikation ermöglicht wird, lässt sich im Sinne des pessimistischen Kulturalismus Gehlens ein Kampf ums Überleben verorten, der jedoch mit Blick auf Habermas relativiert werde muss. Dieser versteht die Entwicklung und Verbreitung von Technik nicht im Sinne der Entfaltung einer technischen Eigenlogik, sondern sieht sie in einen institutionellen Rahmen eingebettet, wodurch Verständigung über und Einflussnahme auf Technik möglich bleibt.
Vgl. Passoth, 2007, S. 208f.
[73] Vgl. Shannon/Weaver, 1948.

Informationen und gestaltet deren Design und Aufbereitung. Zwischenmenschliche Kommunikation wird technisiert, neue Formen und Foren von massenmedial vermittelter Kommunikation zwischen Menschen sowie zwischen Menschen und Maschinen lösen tradierte Kommunikationsweisen auf und fordern die Kommunikationswissenschaft heraus ihre Modelle zu überarbeiten.[74]

2.2 Technische Infrastruktur in Österreich

Wenn Günther Kommunikationstechnologien als Werkzeuge für Menschen sieht, die sein Handeln erweitern (können), ist er sich gleichzeitig der Grundvoraussetzung für diese Erweiterung bewusst: Der Zugang zum Netz, der sogenannte Access muss gewährleistet sein.[75]

Ohne entsprechende technische Infrastruktur bleibt Information im Verborgenen. Erst durch die Digitalisierung und die damit einhergehende Vernetzung von weltweiten Computern, können Zugänge zu Informationen geschaffen werden, die früher nur Spezialisten vorbehalten waren. Die Verbreitung von modernen Informations- und Kommunikationstechnologien vollzieht sich in allen Lebensbereichen moderner Gesellschaften, ob privat, im Haushalt oder im Beruf. „Telekommunikation und Computer sind Teil unseres Lebens geworden.“[76]

Wenn Karmasin mit Verweis auf Krotz[77] davon ausgeht, dass die Bedeutung und der Platz eines Mediums von der Institutionalisierung durch die Benutzer abhängig sind, so bedeutet dies aber auch, dass die Gesellschaft für diese modernen Informations- und Kommunikationstechnologien offen bzw. bereit sein muss.[78]

Dieser Gedankengang verdeutlicht sich, wenn Günther vor Augen führt, dass ein durchschnittlicher Österreicher nach dem 2. Weltkrieg noch mehr als die Hälfte seines Einkommens für Essen und Trinken aufbringen musste, während es in der heutigen Zeit[79] weniger als 20 Prozent sind. Die nun zur Verfügung stehenden Ressourcen fließen hingegen in Verkehr und Telekommunikation. Günther folgert daher zynisch: „Telefonieren ist wichtiger geworden als Essen und Trinken.“[80]

---

[74] Vgl. Maier-Rabler, 1995, S. 8.
[75] Vgl. Günther, 2007, S.19.
[76] Günther, 2007, S. 28.
[77] Vgl. Krotz, 1997, o.S., zit. nach: Karmasin, 2003, S. 37.
[78] Vgl. Karmasin, 2003, S. 37.
[79] Die Arbeit wurde 2009 verfasst, das hier herangezogene Beispiel stammt von Günther aus dem Jahr 2007.
[80] Günther, 2007, S. 29.

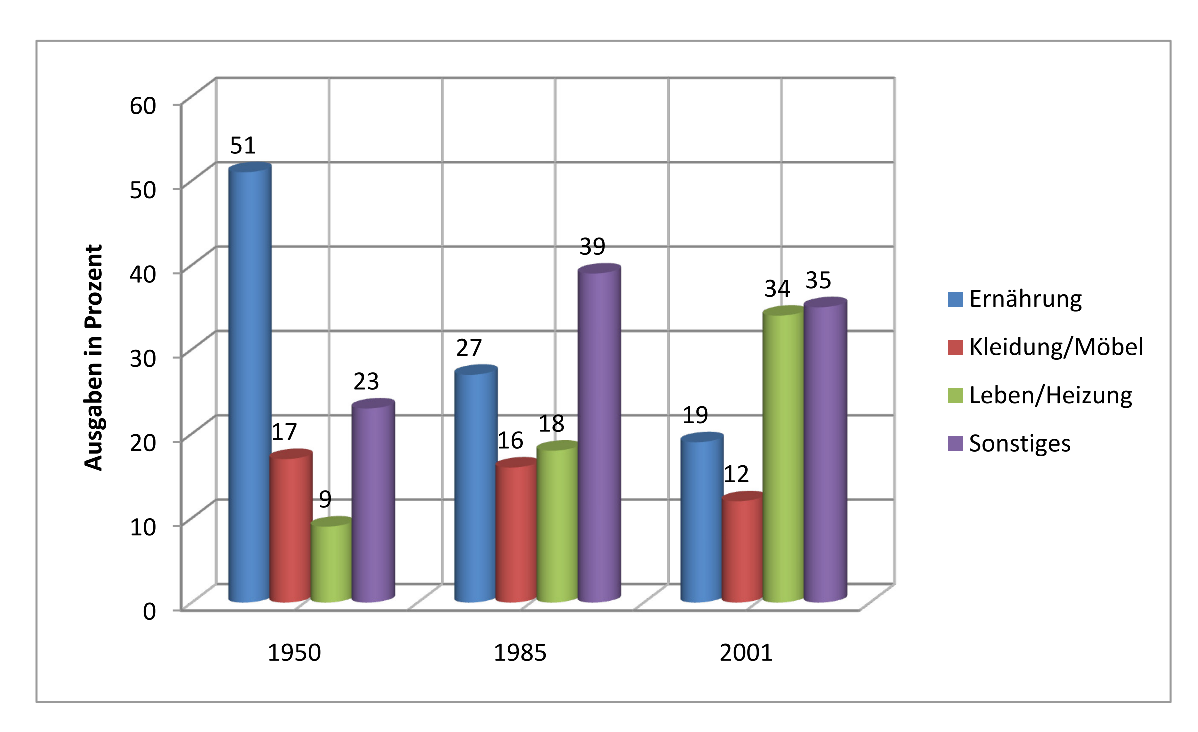


Abbildung 3: Verbrauchsausgaben pro EU-Bürger

Auch wenn hier anzumerken ist, dass der Anteil von sonstigen Ausgaben verhältnismäßig hoch ist und diese nicht weiter definiert werden, ist ersichtlich, welcher Wertewandel sich in modernen, westlich orientierten Gesellschaften vollzieht und mit welcher Intensität die fortschreitende Verbreitung von modernen Informations- und Kommunikationstechnologien von statten geht.[81] (siehe Abbildung 3)

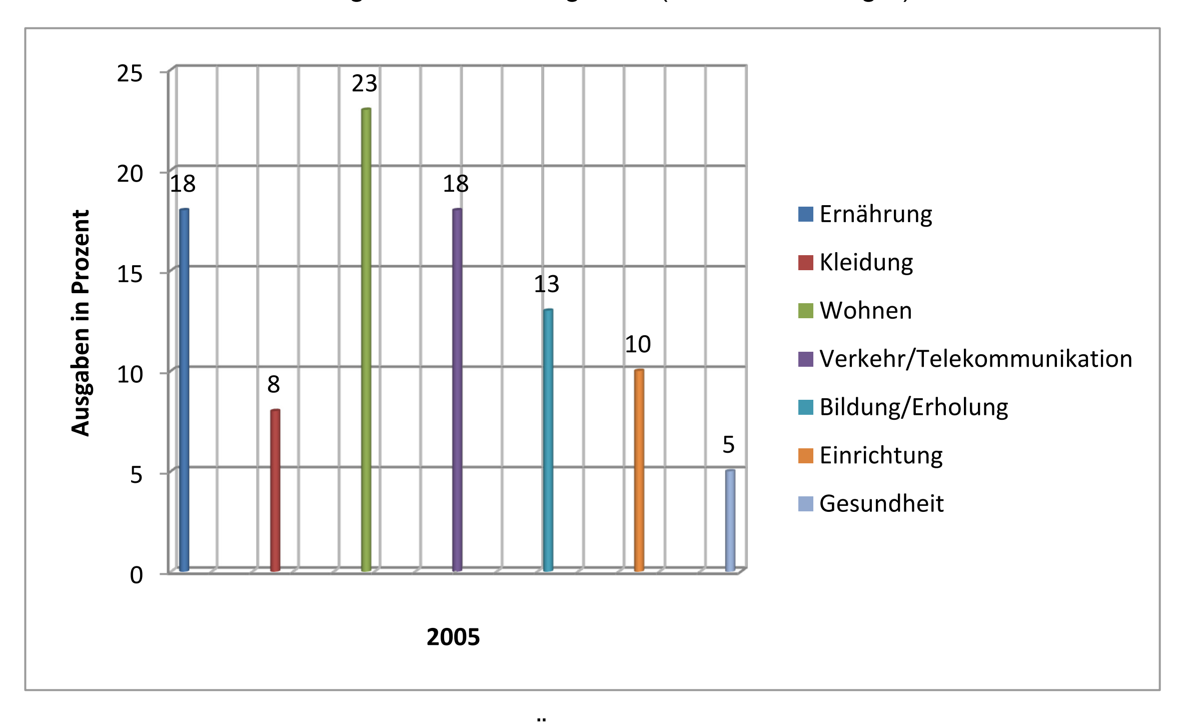


Abbildung 4: Verbrauchsausgaben der Österreicher

[81] Es ist davon auszugehen, dass unter „sonstige Ausgaben“ auch Aufwendungen für Verkehr/Telekommunikation/Bildung/Erholung und Gesundheit zusammengefasst sind.

Die Studie verdeutlicht, dass die Österreicher den größten finanziellen Aufwand (23 Prozent) für das Wohnen erbringen müssen. Dahinter folgen bereits die Kategorien Verkehr/Telekommunikation und Ernährung mit je 18 Prozent. Demnach sind die Ausgaben für Essen und Trinken gleich hoch wie für Fortbewegung und Telekommunikation. Verhältnismäßig wenig Geld wird für Kleidung (8 Prozent) und Gesundheit (5 Prozent) ausgegeben. (siehe Abbildung 4)

2.2.1 Die Ausstattung der österreichischen Haushalte mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien

In Österreich zeigt sich die Penetration hinsichtlich der Telekommunikationsversorgung besonders hoch.[82] So liegt etwa das Versorgungspotential mit einer flächendeckenden Festnetz-Schmalbandversorgung bei etwa 99 Prozent der Haushalte. Ca. 86 Prozent derselben könnten theoretisch mit festem Breitbandanschluss versorgt werden, wobei der Zugang in erster Linie über xDSL[83], bzw. über Kabelfernseh-Netze ermöglicht wird. Darüber hinaus wird in Österreich in urbanen Ballungsräumen bereits eine relativ hohe Abdeckung mit mobilen Breitbandversorgungsnetzen erzielt, immer häufiger werden öffentliche WLAN-Hotspots zur Verfügung gestellt.[84]

Die Statistik Austria hat im Jahr 2008 bereits zum siebenten Mal in Österreich eine Erhebung zur Ausstattung österreichischer Haushalte mit (modernen) Informations- und Kommunikationstechnologien durchgeführt. Falls nicht anders ausgewiesen, beziehen sich die folgenden Daten auf die von Eurostat[85] in Auftrag gegebene Studie.

Auf Grund einer Verordnung, die für alle EU-Mitgliedsländer verpflichtend ist, führt die Untersuchung zu vergleichbaren Ergebnissen innerhalb der Europäischen Union. Befragt werden Personen aus rund 5.300 Haushalten mit mindestens einem Haushaltsmitglied im Alter von 16 bis 74 Jahren und es können auf rund 11.000 Personen im Alter von 16 bis 74 Jahren hochgerechnet werden.[86]

Zunächst sollen Ergebnisse hinsichtlich Festnetzanschluss und Mobiltelefon in österreichischen Haushalten analysiert werden. Im Anschluss werden Daten zu Computernutzern und Internetnutzern aufgearbeitet und die unterschiedlichen Verbindungstechniken der Haushalte untersucht, ehe auf die Gründe für die private Nutzung des Internets eingegangen wird.[87]

---

[82] Dieser Trend ist generell innerhalb Europas zu beobachten.

[83] xDSL für Digital Subscriber Line (DSL) xDSL ist eine allgemeine Bezeichnung, für alle DSL-Varianten, die die Telefonleitung im Anschlussbereich breitbandig nutzen. Das „x“ steht für ein oder zwei Buchstaben mit denen das jeweilige DSL-Verfahren charakterisiert wird. Bekannte Übertragungsarten sind HDSL, SDSL, ADSL, VDSL. Vgl. Burau, 2007.

[84] Vgl. Rundfunk und Telekom Regulierungs-GmbH, 2005, S. 9. http://www.bmvit.gv.at/service/publikationen/telekommunikation/iktmasterplan.pdf (08.07.2009)

[85] Europäisches Statistisches Amt.

[86] Vgl. Statistik Austria, http://www.statistik.at/web_de/statistiken/informationsgesellschaft/ikt-einsatz_in_haushalten/index.html (08.07.2009)

[87] Die vorliegende Studie der Statistik Austria behandelt auch den Einsatz von Fernsehtechnologien und differenziert dabei in Satellitenfernsehen und Kabelfernsehen. Für diese

2.2.1.1 Festnetz und Mobiltelefon in Österreich 2006 bis 2008

In Österreich verfügen im Jahr 2008 rund 63 Prozent der 3.216.500 Haushalte mit mindestens einem Haushaltsmitglied im Alter von 16 bis 74 Jahren über einen Festnetzanschluss und rund 93 Prozent über ein Mobiltelefon (siehe Abbildung 5), wobei die Zahl der Mobiltelefone im Haushalt mit der Anzahl der im Haushalt lebenden Personen naturgemäß steigt. (siehe Abbildung 6)

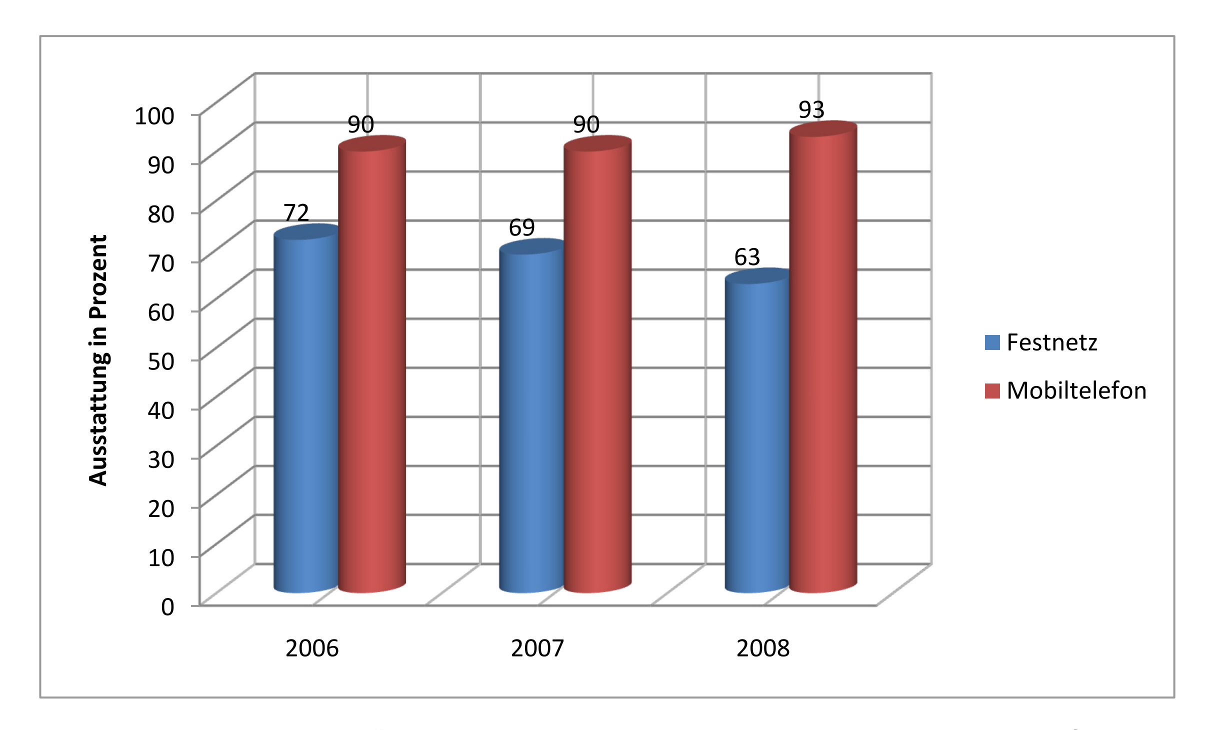


Abbildung 5: Ausstattung österreichischer Haushalte mit Festnetz und Mobiltelefon

Arbeit, die sich mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien beschäftigt, stehen vor allem Mobiltelefonie, Computer und Internet im Mittelpunkt der Untersuchung. Festnetztelefonie wird zwar ebenso nicht als moderne Kommunikationstechnologie gesehen, die Daten dienen aber der Veranschaulichung des Wandels im Telefonierverhalten der Österreicher. Ergebnisse zur Fernsehpenetration sind von geringerer Bedeutung und sollen daher nicht weiter ausgeführt werden. Anzumerken ist, dass das Fernsehen in nahezu 100 Prozent der österreichischen Haushalte Einzug gehalten hat und Kabelfernsehen (vor allem in Ballungsräumen) und Satellitenfernsehen (vor allem in ländlichen Bereichen) mit 40 Prozent, bzw. 53 Prozent deutlich über jenen Haushalten liegen, die nicht über eine der beiden Anschlüsse verfügen (10 Prozent).

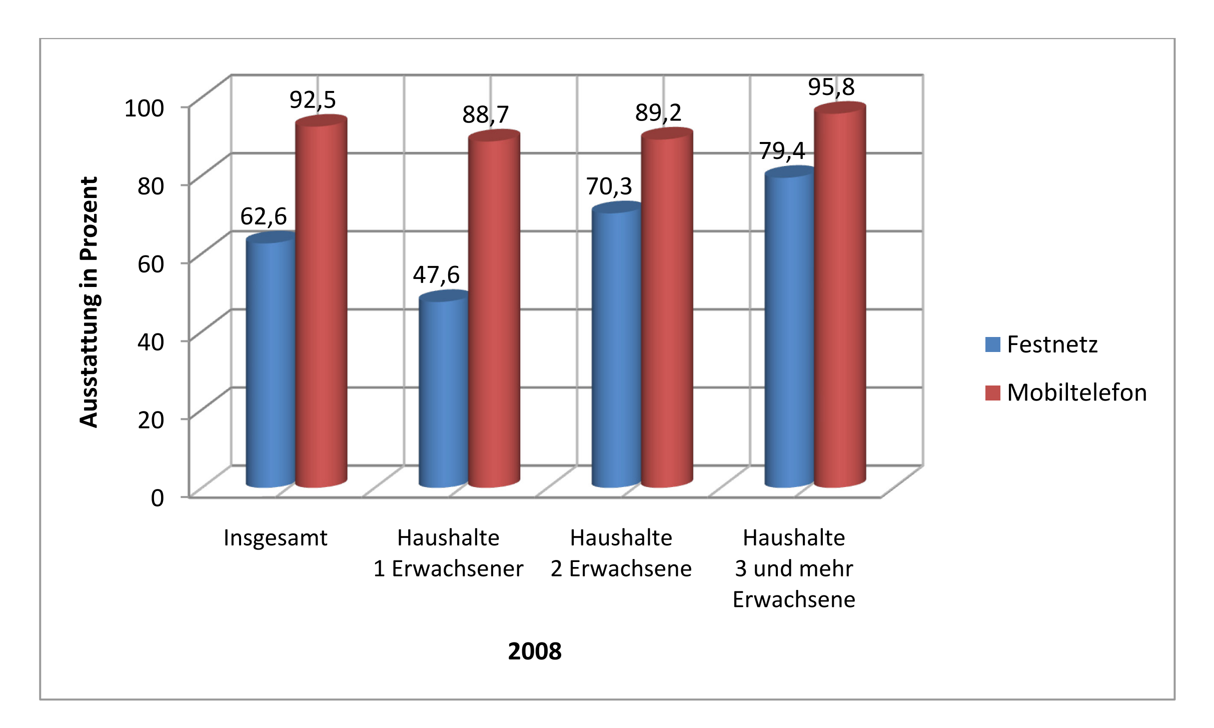


Abbildung 6: Ausstattung österreichischer Haushalte mit Festnetz und Mobiltelefon nach Anzahl der Haushaltsmitglieder

Anzumerken ist an dieser Stelle, dass die Zahl der Haushalte, in denen sowohl Festnetzanschluss, als auch Mobiltelefon vorhanden sind, in dieser Statistik nicht ausgewiesen wird.

Allerdings (siehe Abbildung 5) gibt es in Österreich im Jahr 2008 rund 9 Prozent weniger Festnetzanschlüsse, hingegen rund 3 Prozent mehr Mobiltelefone.[88]

Um konkretere Aussagen bezüglich der Ausstattung mit Festnetz und/oder Mobilfunktelefonen treffen zu können, soll die Studie der Rundfunk & Telekom Regulierungs-GmbH herangezogen werden. Diese im Jahr 2007 aus Sicht der Nachfrager erstellte Studie über den österreichischen Telekommunikationsmarkt gibt Aufschluss über die Verteilung von entweder Festnetzanschluss oder Mobiltelefon bzw. beiden Varianten von Telefoninfrastruktur innerhalb eines Haushalts. Obwohl diese Studie nur alle zwei Jahre durchgeführt wird und die Zahlen daher aus dem Jahr 2007 stammen, veranschaulicht sie die Entwicklung der Telekommunikationsausstattung der österreichischen Bevölkerung ab 14 Jahren.[89]

[88] Im Vergleich zum Jahr 2006.

[89] Die Studie der Rundfunk & Telekom Regulierungs-GmbH wurde zuletzt im Herbst 2007 durchgeführt und bietet den Vorteil das Nachfrageverhalten von Endkunden zu repräsentieren. Darüber hinaus erfolgt eine Unterscheidung zwischen Privat- und Firmenkunden.

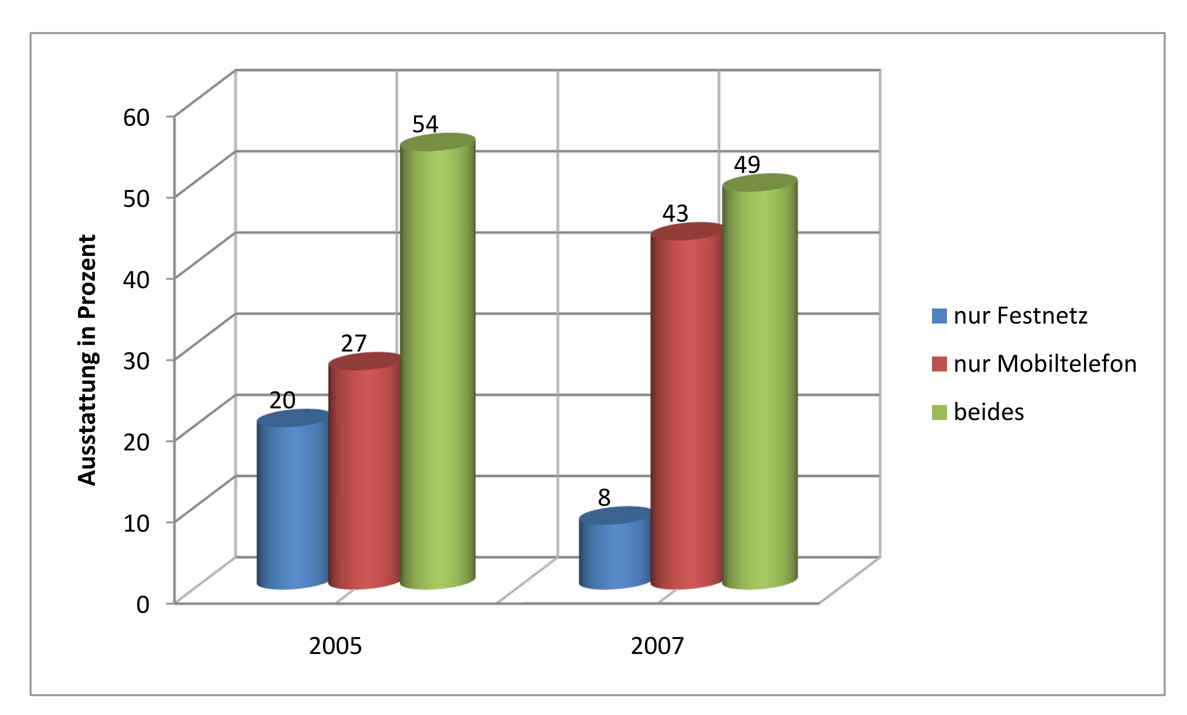


Abbildung 7: Festnetz und/oder Mobiltelefon

Im Jahr 2007 verfügen nur mehr 8 Prozent der österreichischen Haushalte ausschließlich über ein Festnetztelefon, 43 Prozent nur über ein Mobiltelefon während 49 Pro- zent beide Varianten gleichzeitig bevorzugen, was einer Penetrationsrate von 57 Prozent bei Festnetz- und 92 Prozent bei Mobiltelefonie entspricht.[90]

Interessant erscheint die Erhebung der Rundfunk & Telekom Regulierungs-GmbH hinsichtlich der Benutzung mehrerer Mobiltelefone durch eine Person. Rund 10 Prozent der österreichischen Bevölkerung fallen in diese Kategorie der Mehrbesitzer, was auf die steigende Anzahl an Firmenhandys zurückzuführen ist. Jedoch besitzt mit 82 Prozent die überwiegende Mehrheit der Personen nach wie vor nur ein Mobiltelefon. (siehe Abbildung 8)

[90] Die Penetrationsrate im Festnetzbereich ist haushaltsbezogen, das heißt mehrere im Haushalt lebende Personen können ein Festnetztelefon benutzen, während die Mobilfunkpenetration personenbezogen ausgewiesen wird.

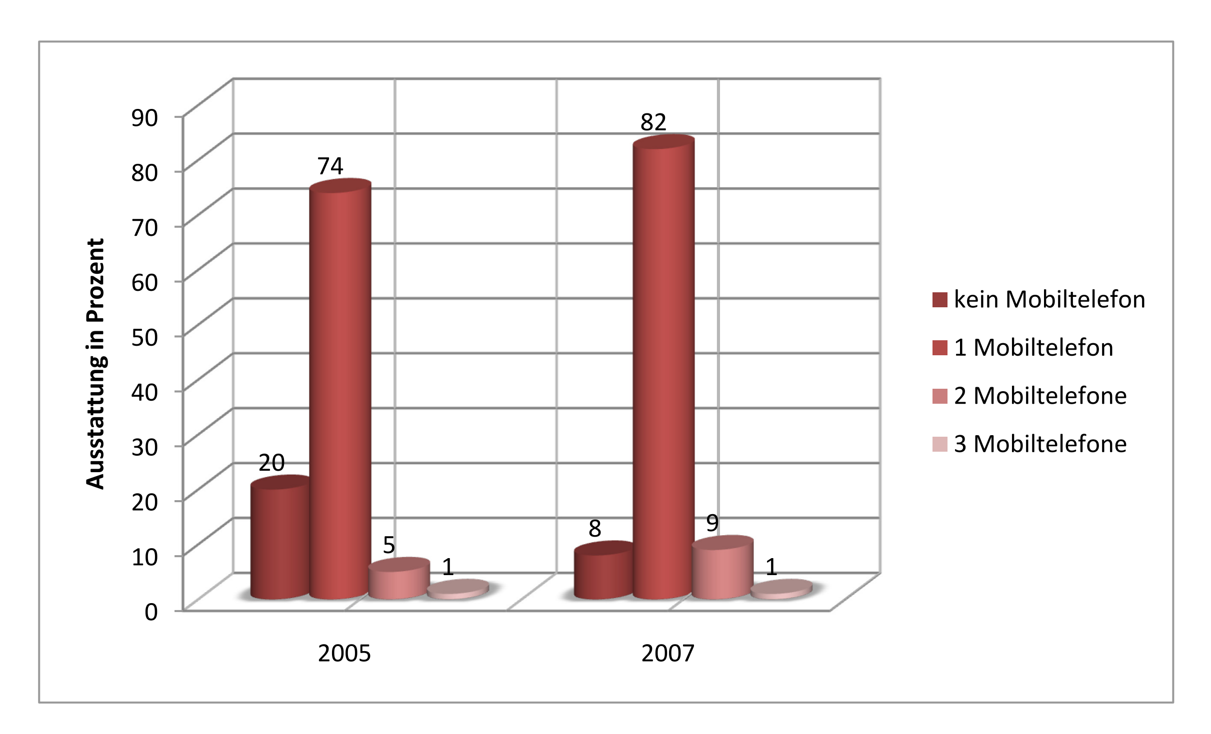


Abbildung 8: Anzahl der Mobiltelefone pro Person

Schließlich soll eine weitere Differenzierung vorgenommen werden: Gerade für diese Arbeit scheint eine genauere Betrachtung der Telefonausstattung der österreichischen Bevölkerung hinsichtlich der Alterskategorie zentral zu sein.

Im Jahr 2007 bevorzugen jüngere Personen bis zum 29. Lebensjahr mit 66 Prozent ausschließlich Mobilfunktelefonie und keiner der Befragten nur über einen Festnetzanschluss verfügt. (siehe Abbildung 9)

Im Gegensatz dazu geben 22 Prozent der über 60-Jährigen an ausschließlich über das Festnetz zu telefonieren, womit diese Gruppe der Befragten knapp vor den Personen der gleichen Altersklasse liegt, die ihrem Telefonierverhalten nur über das Handy nachkommen. Die Mobilfunkpenetration steht bei den jüngeren Menschen mit 100 Prozent somit deutlich über jener der Gruppe der über 60-jährigen Personen (78 Prozent).

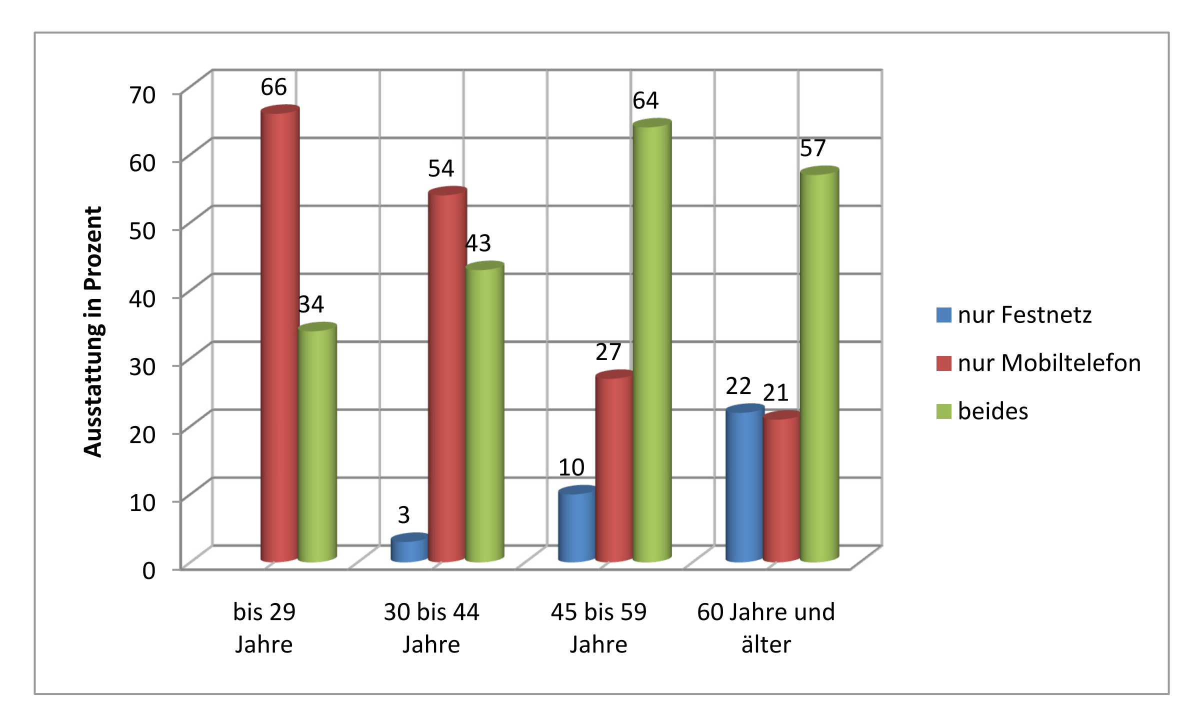


Abbildung 9: Telefonausstattung nach Alter, 2008

Bei der Gruppe der Privatkunden zeigt sich (siehe Abbildung 10) seit einigen Jahren ein erhöhter Einfluss der Mobiltelefonie auf die Zahl der Festnetzanschlüsse. Im Jahr 2007 haben rund 31 Prozent der befragten Handybesitzer ihren Festnetzanschluss abgemeldet, rund 17 Prozent der Mobilfunknutzer verfügten vor dem Erwerb eines Handys über keinen Festnetzanschluss.[91] Im Bereich der Geschäftskunden konnte kein vergleichbarer Einfluss der Mobiltelefonie seit ihrer Einführung auf die Festnetzanschlüsse festgestellt werden.

[91] Bei dieser Fragestellung wurden ausschließlich Personen berücksichtigt, die entweder nur über ein Mobiltelefon, oder über Mobilfunk- und Festnetzanschluss verfügen.

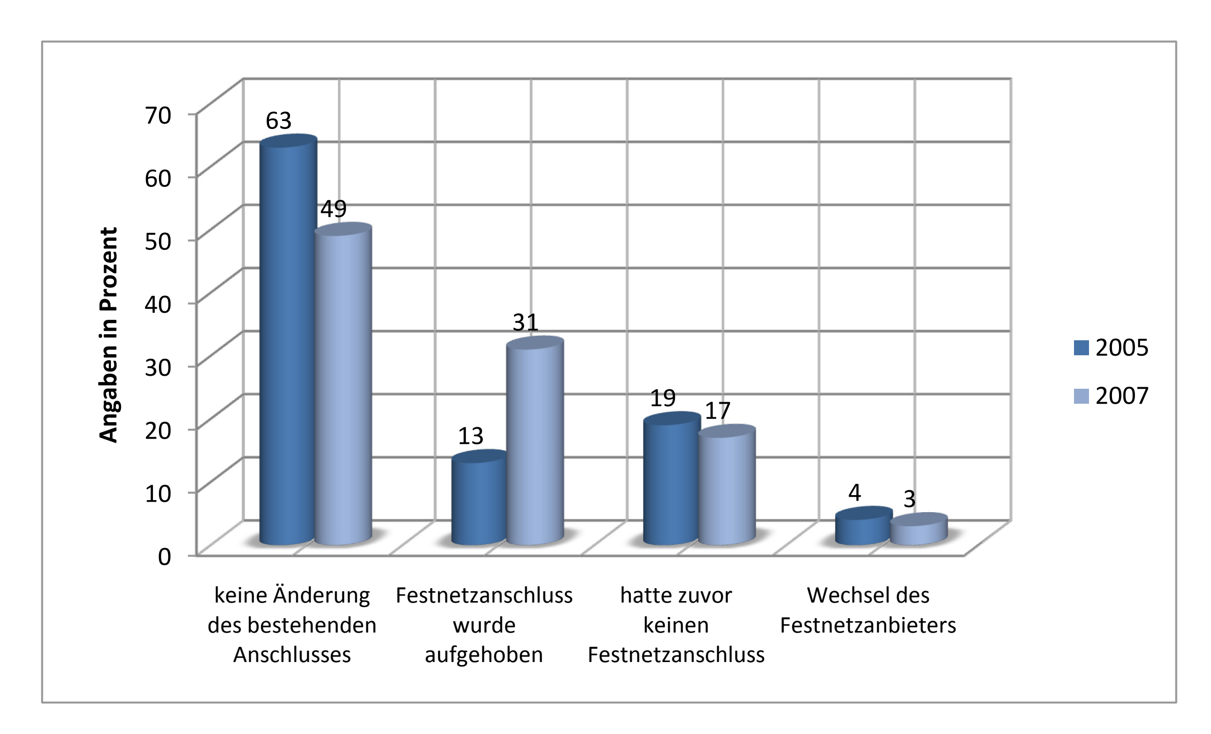


Abbildung 10: Einfluss des Handyerwerbs auf den Festnetzanschluss

Hinsichtlich des Verwendungszwecks der Mobiltelefone (siehe Abbildung 11) zeigt sich, dass 77 Prozent der Befragten angeben, ihr Handy häufig für Gespräche ins eigene Mobilnetz zu verwenden, rund 59 Prozent nutzen es häufig für Gespräche in ein anderes Mobilnetz. Auffallend ist der relativ hohe Prozentsatz (38 Prozent) an Handybesitzern, die ihr Mobiltelefon häufig für das Versenden von SMS, bzw. MMS verwenden.[92]

Nicht berücksichtigt wurden in der Studie der Rundfunk und Telekom Regulierungs-GmbH Internetanwendungen vom Mobiltelefon aus. Allerdings zeigt die Untersuchung der Statistik Austria, dass im Jahr 2008 ca. die Hälfte der Mobiltelefone (48 Prozent) in österreichischen Haushalten diese Funktion bereits unterstützen.[93]

[92] Als Antwortmöglichkeit konnten die Befragten zwischen häufig, gelegentlich, selten und nie wählen.

[93] Vgl. Statistik Austria, http://www.statistik.at/web_de/static/haushalte_mit_festnetzanschluss_und_mobiltelefon_2008_022208.pdf (08.07.2009)

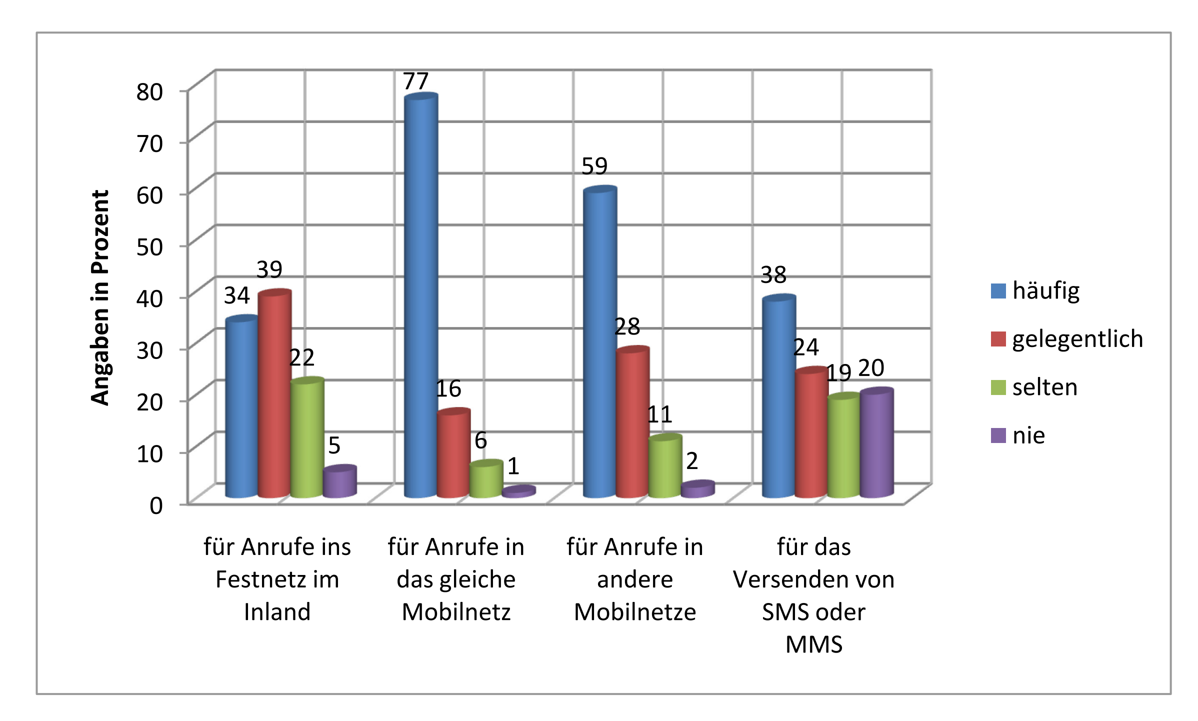


Abbildung 11: Nutzung des Mobiltelefons

2.2.1.2 Steigende Computernutzung

Ein zentraler Aspekt hinsichtlich der Ausweitung von modernen Informations- und Kommunikationstechnologien spiegelt sich in der steigenden Computernutzung in Österreich wieder (siehe Abbildung 12), wobei die Zahl der Computer in österreichischen Haushalten von 2004 (59 Prozent) bis zum Jahr 2008 (76 Prozent) um 17 Prozent gewachsen ist.

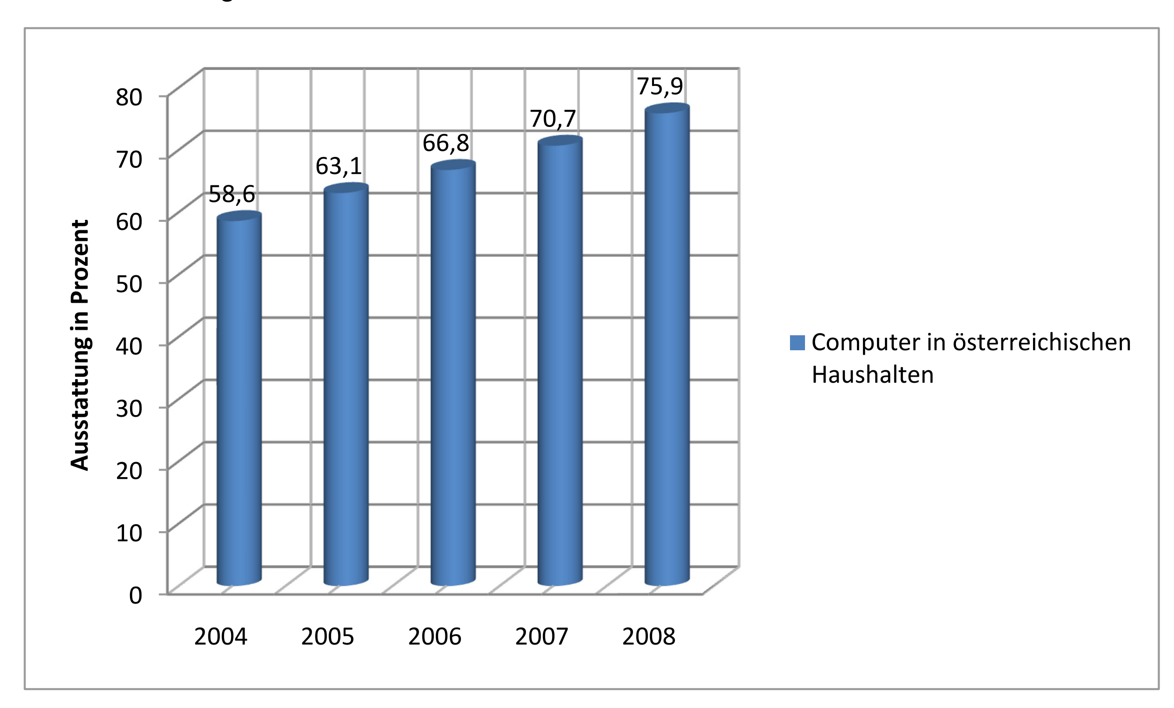


Abbildung 12: Anzahl der Computer in österreichischen Haushalten

Dies bedeutet, dass drei von vier Haushalten bereits über einen Computer verfügen. Die beliebteste Form ist dabei im Jahr 2008 mit 56 Prozent zwar nach wie vor der Desktop-PC, allerdings zeigt sich, dass die Häufigkeit diese Form der Computernutzung seit dem Jahr 2006 annähernd gleich geblieben ist, während Laptops österreichweit seit 2006 um 15 Prozent häufiger (42 Prozent im Jahr 2008) zum Einsatz kommen. Handheld Computer spielen auch im Jahr 2008 eine vernachlässigbare Rolle, ihr Anteil ist sogar im Vergleich zum Jahr 2006 um 2 Prozentpunkte gefallen.

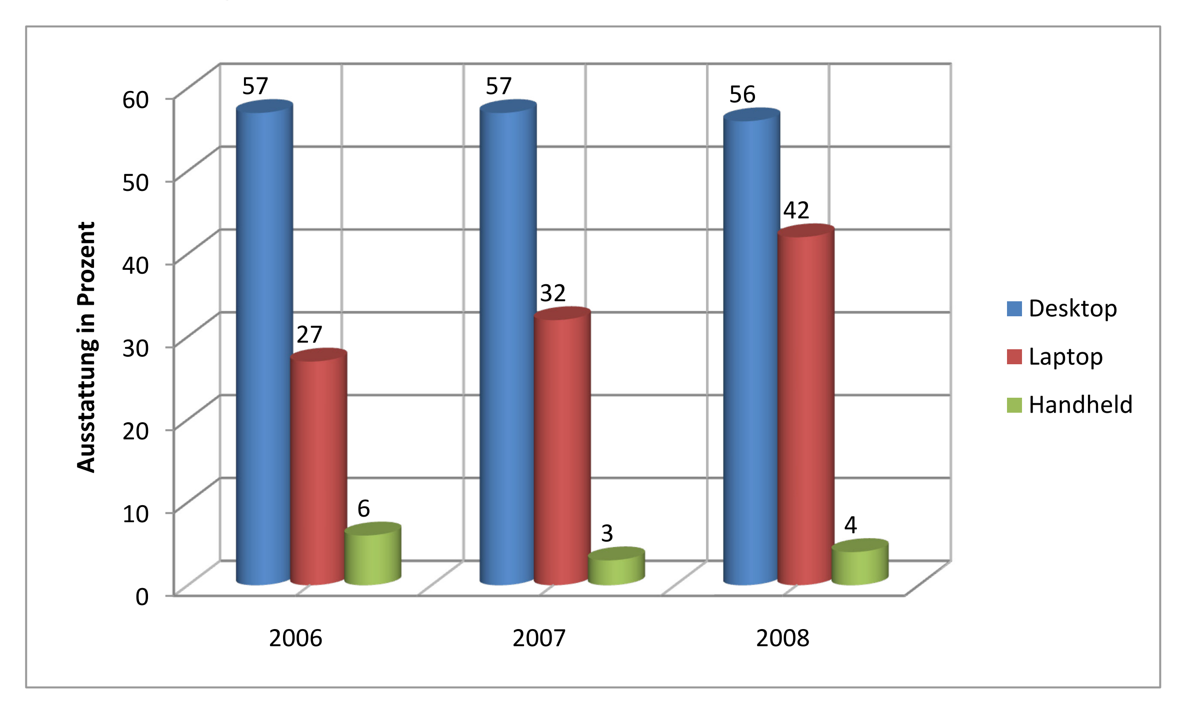


Abbildung 13: Computerarten in österreichischen Haushalten

Im Zuge dieser Arbeit scheint es besonders interessant zu sein, die Computernutzung in Österreich nach dem Altersmerkmal zu analysieren. Die Zahl der Personen, die angeben in den letzten 3 Monaten einen PC benutzt zu haben fällt mit zunehmendem Alter ab. (siehe Abbildung 14) Während in der Gruppe der 16 bis 24-Jährigen noch 95,2 Prozent den PC verwenden, sind es bei den 65 bis 74-Jährigen nur noch 29,7 Prozent. Die zahlenmäßig größte Gruppe der Befragten, die 35 bis 44-Jährigen liegt mit 86,6 Prozent noch über dem österreichweiten Durchschnitt (76,2 Prozent). Gerade für die vorliegende Arbeit, bei der die Generation 60 plus ins Zentrum der Auseinandersetzung rückt, scheint die geringe Zahl der Computernutzer in dieser Altersgruppe interessant zu sein. Welche Gründe dies hat und vor allem welche Konsequenzen die geringe Computernutzung mit sich zieht, soll später geklärt werden.

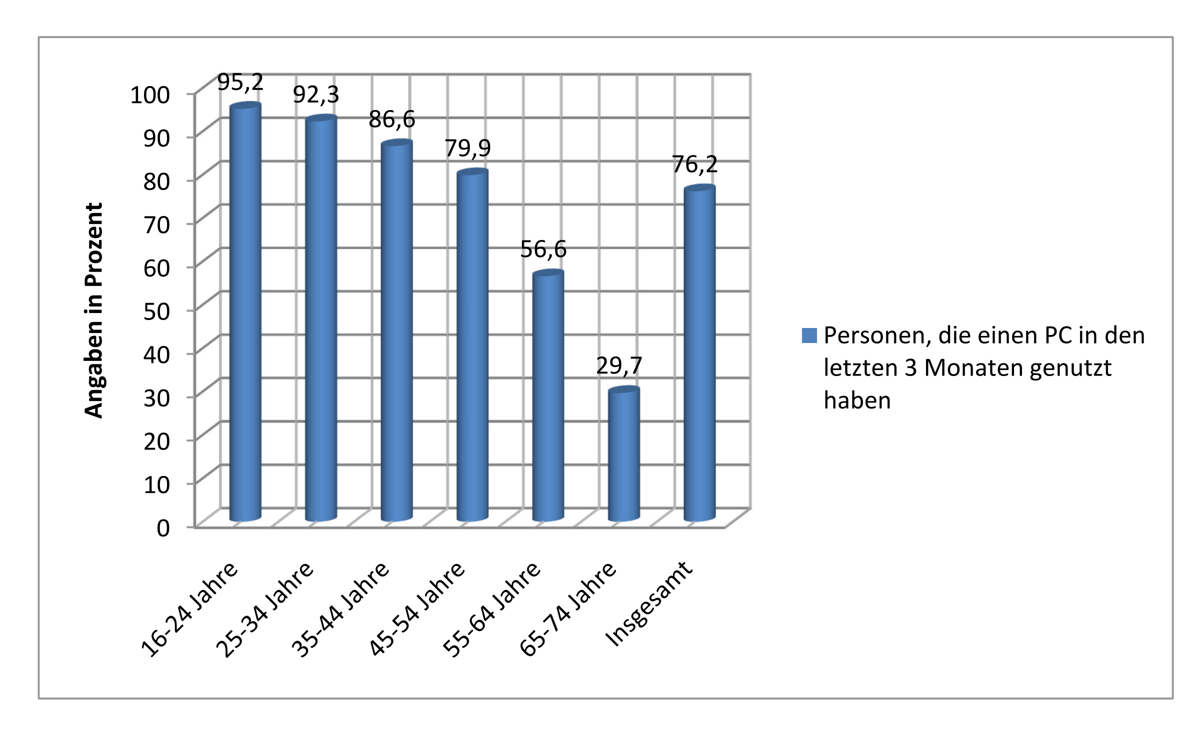


Abbildung 14: Computernutzung nach Altersmerkmal, 2008

Eine weitere Differenzierung kann durch das Merkmal Geschlecht vorgenommen werden.[94] Auffallend ist, dass bei Personen zwischen dem 25. und 34. Lebensjahr hinsichtlich der Geschlechterdifferenzierung kaum relevante Unterschiede erkennbar sind. 93,7 Prozent der männlichen und 90,8 Prozent der weiblichen Österreicher in dieser Altersgruppe haben im Jahr 2008 einen Computer benutzt. Im Gegensatz dazu weist das Merkmal Geschlecht bei der Gruppe der 55 bis 74-Jährigen deutliche Abweichungen bezüglich der Verwendung eines PC´s auf.

Bei den Männern (55 bis 74-Jährige) geben 55,6 Prozent der Befragten eine solche Verwendung an, bei den Frauen sind es mit 34,4 Prozent deutlich weniger. Diese Entwicklung kann jedoch in allen Altersgruppen festgestellt werden, das heißt generell liegt der Prozentsatz der Computernutzung der weiblichen Bevölkerung in Österreich im Jahr 2008, jeweils unter dem der Männlichen.

[94] Beim Merkmal Geschlecht, weist die Untersuchung keine weitere Unterscheidung der älteren in Österreich lebenden Personen auf. Die Gruppe der 65 bis 74-Jährigen fällt mit jener der 55 bis 64-Jährigen zusammen.

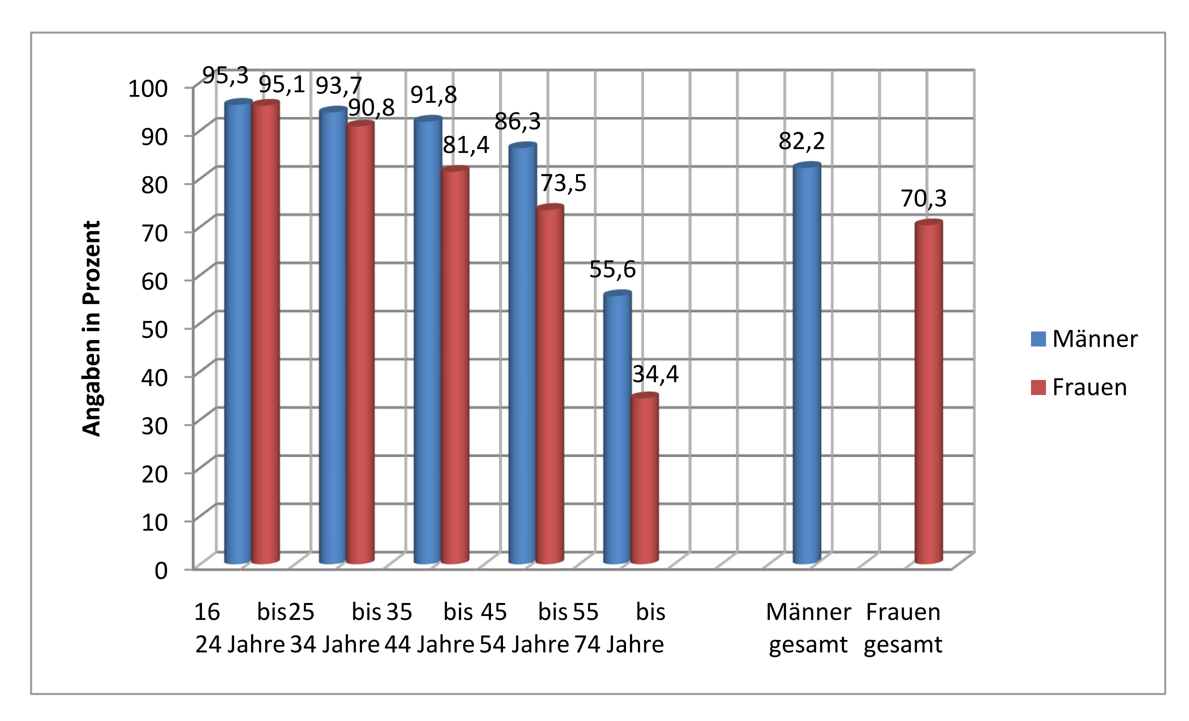


Abbildung 15: Computernutzer nach den Merkmalen Alter und Geschlecht, 2008

2.2.1.3 Fortschreitende Vernetzung und flexiblere Zugänge zum Internet

Im Zusammenhang mit der steigenden Computernutzung steht eine weitere Entwicklung, die erst durch moderne Informations- und Kommunikationstechnologien ermöglicht worden ist. Wie in Kapitel 2.1.3.2 erwähnt, erfolgt in modernen Gesellschaften eine immer stärkere Vernetzung von Computern. Der Trend vom Personal Computer, der früher nur einer gewissen Person zugeschrieben war, hin zum pervasive computing bei dem jede Person in ein Netz von Computern eingebettet ist, hält weiter an.[95]

Seit der Einführung des ARPANET im Jahr 1969, das zunächst nur dem US-Verteidigungsministerium, später auch Universitäten vorbehalten war, steigt die Zahl der weltweit miteinander verbundenen Rechnernetzwerke rapide an.[96]

Der fortschreitende Ausbau der erforderlichen Infrastruktur und die wachsende Zahl an Angeboten im Internet fördern diese Entwicklung, die sich in statistischen Untersuchungen widerspiegelt.

[95] Vgl. Hansmann, 2003, zit. nach: Bamme, Berger, Kotzmann, 2007, S. 30.
[96] Für eine ausführliche Geschichte des Internet siehe: Kreuzberger, Thomas: Internet. Geschichte und Begriffe eines neuen Mediums, Böhlau, 1997.

Rund 69 Prozent der österreichischen Haushalte verfügen im Jahr 2008 über einen Internetzugang. (siehe Abbildung 16) Vier Jahre zuvor sind es österreichweit noch rund 45 Prozent, was einer Steigerung von 24 Prozent entspricht.

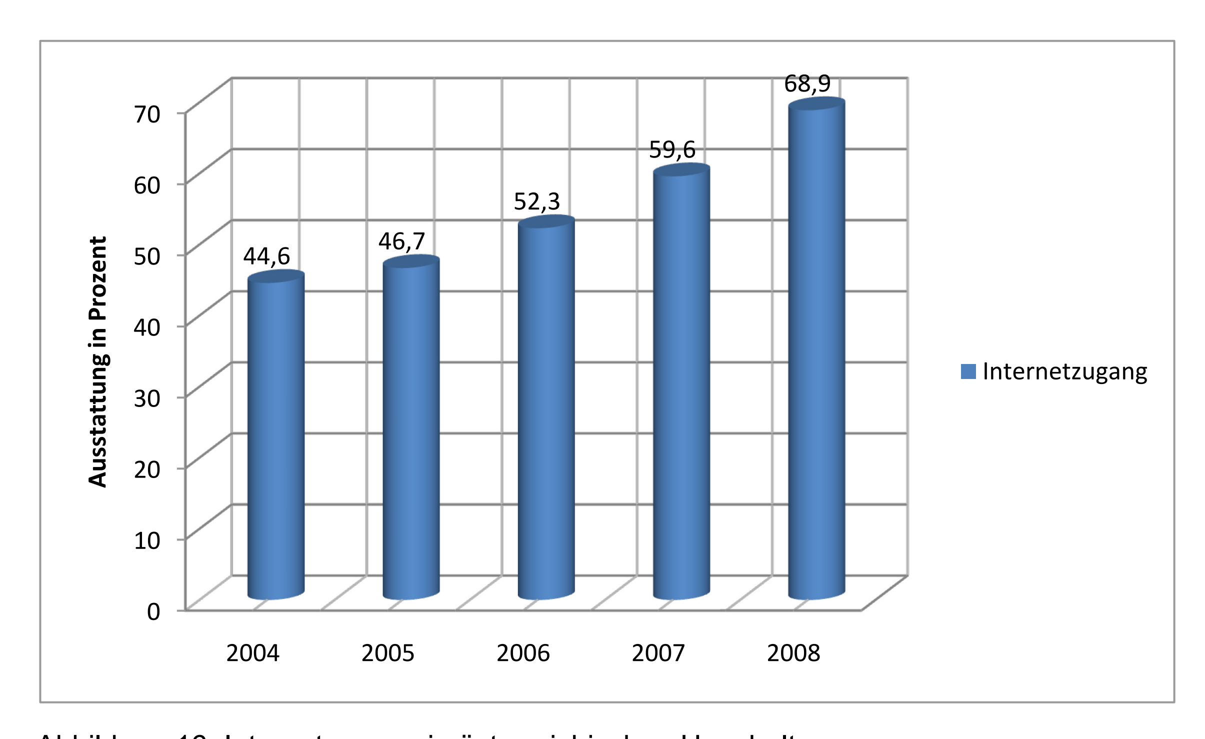


Abbildung 16: Internetzugang in österreichischen Haushalten

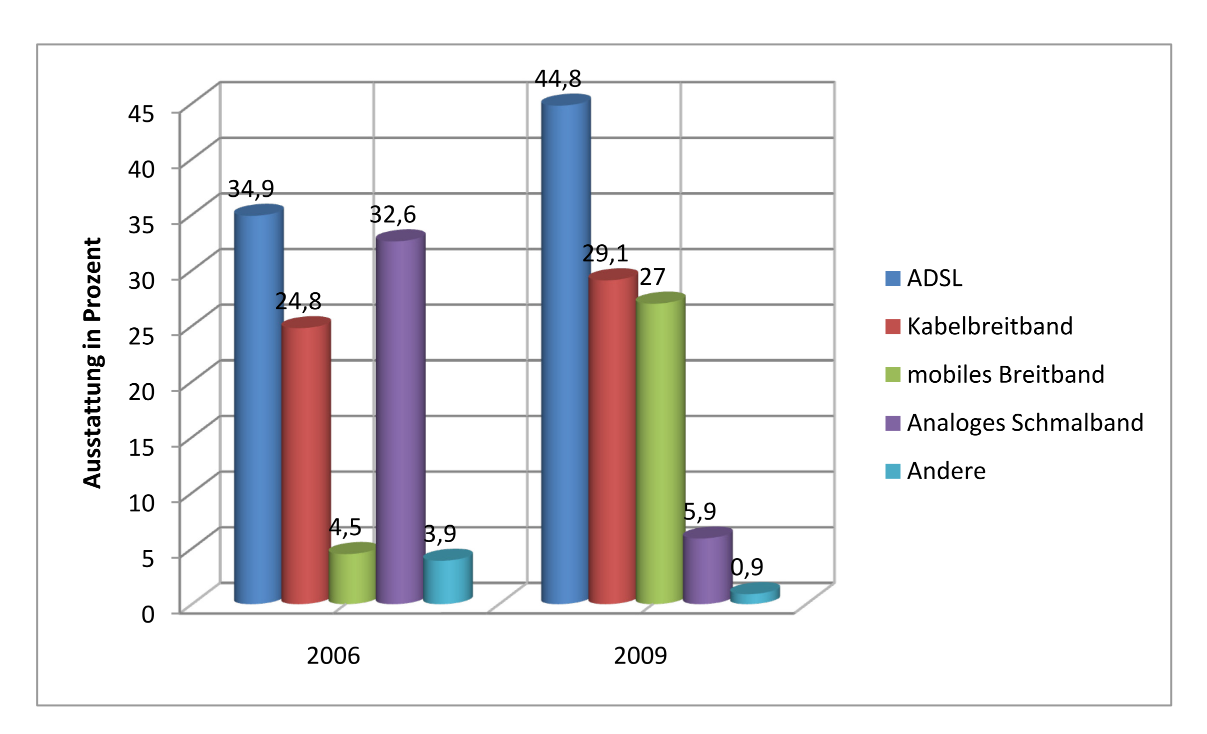


Abbildung 17: Internetverbindungstechniken in österreichischen Haushalten

Hinsichtlich der Entwicklung der technischen Infrastruktur, bzw. der unterschiedlichen Zugangsmöglichkeiten bietet die Studie der Rundfunk und Telekom Regulierungs-GmbH aus dem Jahr 2009 weiterführende Informationen an. Dabei zeigt sich eine wesentliche Veränderung bei den Zugangsformen, die auf die steigende Gruppe der mobilen User zurückzuführen ist. (siehe Abbildung 17)

Während im Jahr 2006 mit 4,5 Prozent nahezu keine mobilen Verbindungsangebote auf der Nutzerseite in Anspruch genommen wurden, stieg die Zahl bis zum Jahr 2009 auf 27 Prozent, was einem Zuwachs von 22,5 Prozent entspricht.[97] Anzumerken ist an dieser Stelle, dass die befragten Personen auch eine Mehrfachnennung abgeben können, die Zahl der Menschen, die über mehrere Verbindungstypen verfügen, jedoch (noch) relativ gering ist.[98]

Deutlich präsentiert sich im Untersuchungszeitraum von 2006 bis 2009 der Rückgang der Internetzugänge mittels analogem Modem von 32,6 Prozent auf 5,9 Prozent, sowie die fallende Zahl an Schmalbandverbindungen zu Gunsten der Breitbandpenetration. Der Großteil der österreichischen Haushalte mit Internetanschluss verfügt laut dieser Erhebung über einen ADSL-Anschluss. Deren Zahl hat in den vergangenen drei Jahren um fast 10 Prozentpunkte auf 44,8 Prozent zugelegt.

---

[97] Mobile Zugänge zum Internet entwickelten sich in Österreich vor allem durch die GSM-Erweiterungen GPRS und EDGE. Mobile Breitbandangebote werden erst seit dem Jahr 2006 mit der Einführung von HSDPA und HSUPA erfolgreich auf dem österreichischen Markt präsentiert.

[98] Aus genanntem Grund sollten die Werte in der Grafik nicht addiert werden.

Die Statistik Austria kommt für das Jahr 2008 zum Ergebnis, dass 25,5 Prozent der 65 bis 74-jährigen Menschen in Österreich in den letzten 3 Monaten vor der Befragung das Internet genutzt haben. (siehe Abbildung 18) Somit liegt diese Gruppe weit unter dem Gesamtdurchschnitt, der bei 71,2 Prozent liegt.

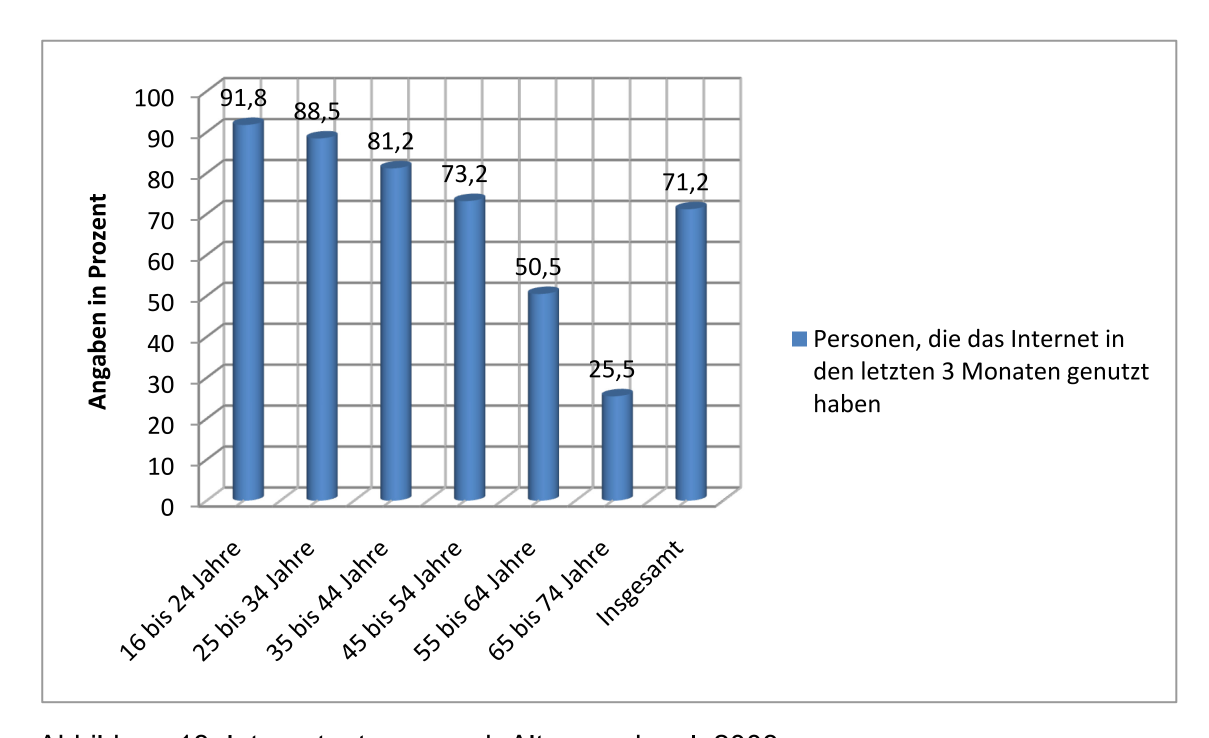


Abbildung 18: Internetnutzung nach Altersmerkmal, 2008

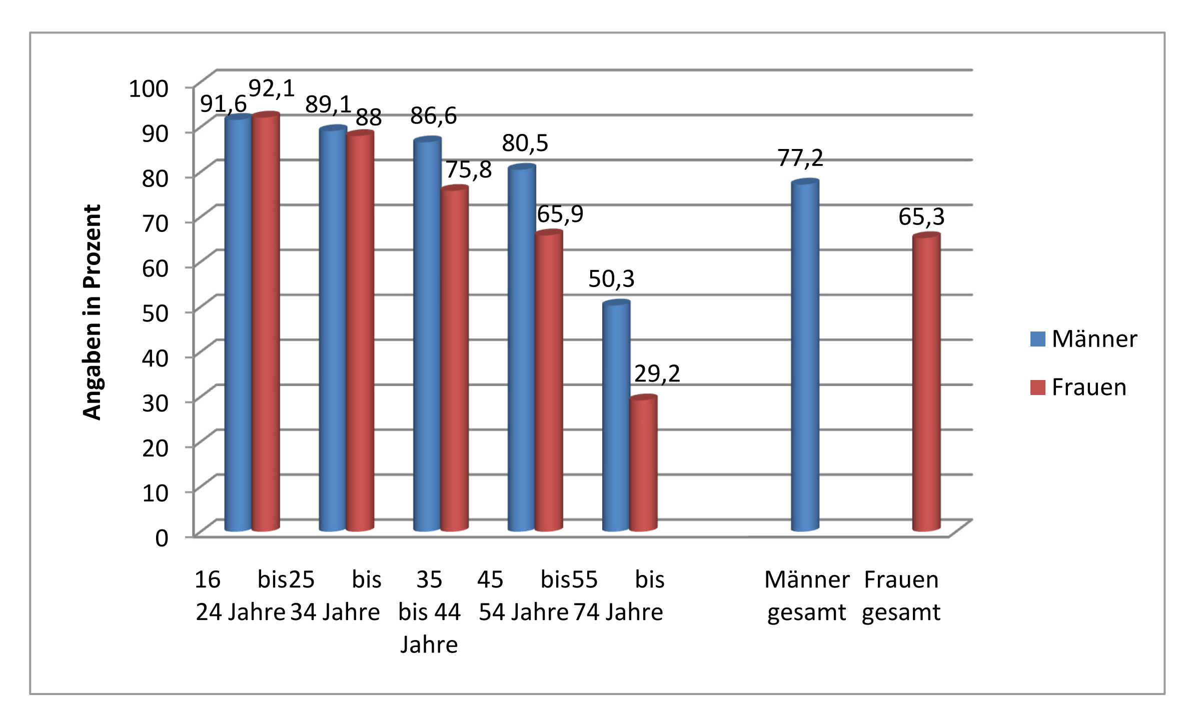


Abbildung 19: Internetnutzer nach den Merkmalen Alter und Geschlecht, 2008

Besonders deutlich zeigen sich die Unterschiede hinsichtlich des Merkmals Geschlecht: (siehe Abbildung 19) Während bei den jungen Frauen zwischen 16 und 24 Jahren 92,1 Prozent das Internet in den letzten 3 Monaten vor der Befragung genutzt haben und sie damit sogar noch knapp vor den Männern der gleichen Altersklasse liegen (91,8 Prozent), sind es bei den 55 bis 74-jährigen Frauen nur noch 29,2 Prozent. Die Männer nutzen in dieser Alterskategorie das Internet wesentlich häufiger (50,3 Prozent). Bis auf die genannte Gruppe der 16 bis 24-jährigen Mädchen und Frauen liegen alle anderen weiblichen Alterskategorien bei der Internetnutzung deutlich unter jenen der Männer desselben Alters. Festzuhalten ist außerdem, dass die Internetnutzung ebenso wie die Computernutzung mit zunehmendem Alter an Bedeutung verliert.[99]

Interessant erscheint für welche Zwecke Menschen in Österreich das Internet heranziehen. (siehe Abbildung 20) In erster Linie werden Kommunikation (88,9 Prozent) und Informationssuche (87,8 Prozent) genannt, der elektronische Kontakt mit Ämtern und Behörden (54,7 Prozent) sowie sonstige Freizeitaktivitäten (43,5 Prozent) finden sich am unteren Ende der angegebenen Gründe für die Nutzung des Internets.

[99] Vgl. hierzu Abbildung 14 und Abbildung 19.

Betrachtet man die Alterskohorte der 65 bis 74-Jährigen fällt auf, dass diese Gruppe ebenso wie jene der jungen Nutzer (16 bis 34-Jährigen) das Internet häufiger zu Zwecken der Kommunikation (86 Prozent) heranzieht und damit die Informationssuche (79,8 Prozent) auf Rang 2 der meistgenannten Nutzungsgründe verweist. Ebenso verbindet diese beiden Gruppen der relativ geringe Nutzungsanteil des so genannten E-Government, das heißt der Online-Kontakt zu Ämtern und Behörden. Verhältnismäßig selten werden von älteren Nutzern sonstige Aktivitäten als Nutzungsgrund genannt (21,8 Prozent).

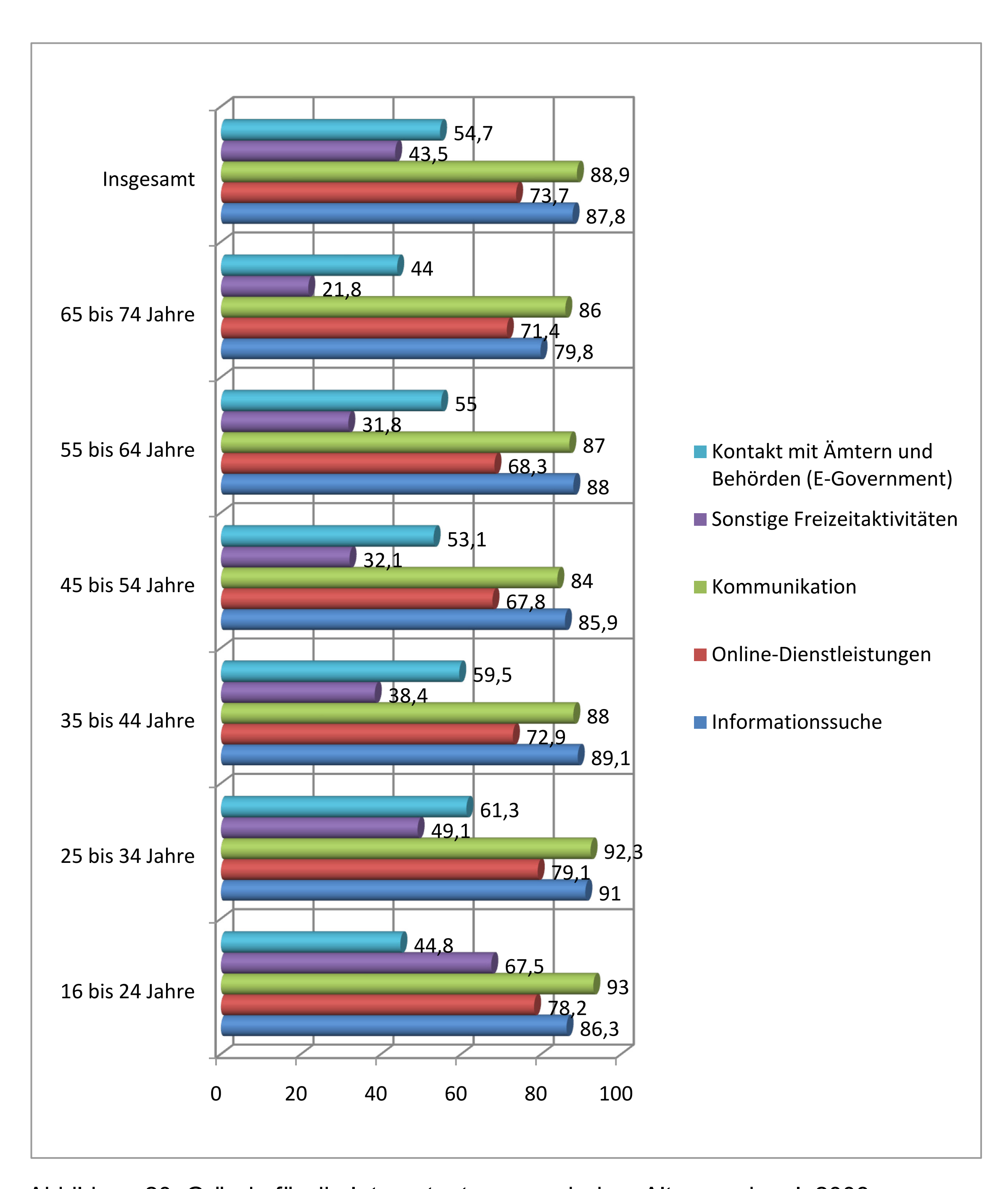


Abbildung 20: Gründe für die Internetnutzung nach dem Altersmerkmal, 2008

Zusammenfassend ergibt sich für Österreich folgendes Bild: Im Jahr 2008 sind 76 Prozent der Haushalte mit einem Computer ausgestattet, welcher auch von 76 Prozent der interviewten Personen im Alter von 16 bis 74 Jahren tatsächlich genutzt wird.[100]

Bei der Anzahl der Internetzugänge ist weiterhin ein Aufwärtstrend erkennbar. So verfügen im Jahr 2008 rund 69 Prozent der österreichischen Haushalte über einen Internetzugang, wobei Breitbandverbindungen mit 54,5 Prozent stark im Steigen begriffen sind[101] während die Zahl der schmalbandigen Zugänge weiter rückläufig ist.

Sowohl bei der Nutzung des Computers als auch bei der des Internets ist ein Gefälle hinsichtlich der Alterskategorie zu erkennen. Junge Menschen verwenden den Computer häufiger und gehen öfter Online, als ältere Personen. Gerade bei der Gruppe der 65 bis 74-Jährigen ist ein deutlicher Einschnitt erkennbar. Nur 25,5 Prozent der befragten Personen in diesem Alter gaben an, das Internet innerhalb der letzten drei Monate vor dem Befragungszeitpunkt genutzt zu haben.

Besonders deutlich zeigen sich die Ergebnisse hier bei einer zusätzlichen Differenzierung nach dem Merkmal Geschlecht: Während es bei den Männern im Alter von 55 bis 74 Jahren noch 50,3 Prozent sind, die in den letzten drei Monaten online waren, sind es bei den Frauen in der gleichen Alterskategorie nur 29,2 Prozent.

Für den weiteren Verlauf dieser Arbeit bedeutet dies, dass sich die Gefahr des Digital Divide bei der Einführung moderner Informations- und Kommunikationstechnologien einerseits hinsichtlich des Merkmals Alter und andererseits hinsichtlich des Merkmals Geschlecht zu manifestieren scheint.

Vor diesem Hintergrund sollen im nächsten Schritt gesellschaftliche Rahmenbedingungen untersucht werden und soziodemographische Entwicklungen aufgezeigt werden. Darüber hinaus wird es notwendig sein, Auswirkungen der fortschreitenden Technologisierung auf die Gesellschaft zu untersuchen, um Rückschlüsse auf mögliche Probleme für die Generation 60 plus ziehen zu können. Dabei gilt es speziell zu hinterfragen, was der gesellschaftliche Wandel in Richtung einer Wissensgesellschaft, der sich durch den Einsatz von modernen Informations- und Kommunikationstechnologien vollzieht, für ältere Menschen bedeuten kann.

[100] Die Nutzung bezieht sich auf die letzten drei Monaten vor dem Befragungszeitpunkt.
[101] Im Jahr 2004 liegt der Prozentsatz der Breitbandverbindungen noch bei 15,9 Prozent.

3 Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und gesellschaftlicher Wandel

3.1 Kommunikationswissenschaftliche Vorbemerkungen

Um den gesellschaftlichen Wandel untersuchen zu können, ist es von zentraler Bedeutung zunächst zu analysieren, wie sich Gesellschaft überhaupt konstituiert. Gerade aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht handelt es sich beim Begriff Gesellschaft um ein komplexes, soziales Phänomen, dessen Grunddeterminante Kommunikation ist. Gesellschaftlicher und sozialer Wandel kann daher nur unter Berücksichtigung der Medien und ihrer gesellschaftshistorischen Rolle angemessen verstanden werden.[102]

„Die Herausbildung neuer und der Funktionswandel bereits etablierter Medien vollzog sich stets in zeitlicher Parallele zu größeren gesellschaftlichen Veränderungen."[103]

Krotz führt in Anlehnung an Elias[104], der in seiner Symboltheorie aus soziologischer Perspektive die Sprache als Ausgangspunkt bzw. Ursache menschlicher Gemeinschaftsformen hervorhebt, gesellschaftliche Lebensformen auf den Menschen als kommunizierendes Wesen zurück.[105] Sprache dient demnach (auch) „…zur Orientierung der Menschen und zur Herstellung von Bezügen zwischen ihnen…".[106] Menschen agieren auf Grund von Bedeutungen, die bestimmte Dinge für sie haben. Sie unterscheiden sich dadurch vom Tier durch ihre Fähigkeit symbolisch vermittelte Interaktion und Sprache, das heißt Kommunikation zu erlernen. Krotz zieht bewusst Arnold Gehlen heran, der den Menschen als Mängelwesen definiert hat, der seine tierischen Triebe verloren hat und nur durch Institutionenbedürftigkeit überhaupt erst überlebensfähig wird.[107] Er steht dadurch bei seiner Geburt vor der Notwendigkeit Kommunikation zu lernen und zu praktizieren.[108]

Der Mensch wird somit gezwungen zu kommunizieren und sich über Sprache zu institutionalisieren. Elias fasst diesen Gedanken zusammen wenn er festhält: „One becomes integrated into this universe by learning the core of a language"[109] und Krotz folgert daraus, dass das Individuum nur durch Gesellschaft und die Gesellschaft nur durch die Individuen existieren kann.[110]

---

[102] Vgl. Behmer/Krotz/Stöber/Winter, 2003, S. 7.
[103] Behmer/Krotz/Stöber/Winter, 2003, S. 7.
[104] Vgl. Elias, 1989, S. 206., zit. nach: Krotz, 2003, S. 16.
[105] Vgl. Krotz, 2003, S. 16.
[106] Krotz, 2003, S. 16.
[107] Vgl. Gehlen, 1940. S.33ff.
[108] Vgl. Krotz, 2003, S. 17.
[109] Elias, 1989, S. 189.
[110] Vgl. Krotz, 2003, S. 18.

Dies bedeutet, dass sich gesellschaftliche Lebensformen erst durch Kommunikation (symbolisch vermittelte Interaktion) ermöglichen, sprich durch Menschen als Gesellschaftswesen, die ihre gedeuteten Symbole in Interaktionsprozessen konstruieren.[111]

Gesellschaftlicher Wandel, als sehr breit gefasstes Konzept lässt sich demzufolge durch Herausarbeitung von Makroprozessen (Globalisierung und Ökonomisierung) und Mikroprozessen (Weltvorstellungen und Vorstellungen über das eigene Ich) definieren.[112] Wenn Gesellschaft durch die Verflechtung von Individuen entsteht, die durch Kommunikationsprozesse gesellschaftliche Abläufe herausbilden und dieses aufeinander bezogene Handeln der Menschen wiederum zu neuen Handelsspielräumen bzw. Handlungsbedingungen führt, beginnt sich selbige zu verändern.

Zusammenfassend kann aus soziologisch-kommunikationswissenschaftlicher Sicht festgehalten werden, dass Gesellschaft ohne Kommunikation nicht existieren würde. Veränderte Kommunikationsprozesse führen zu veränderten Bedingungen gesellschaftlichen Handelns und definieren dadurch Gesellschaft neu. Umgekehrt wirken institutionalisierte Prozesse gesellschaftlichen Miteinanders auf jedes einzelne Individuum seiner Gesellschaft und verändern es in seinem Handeln. Medien als aktiver Vermittler von Kommunikation[113] und damit von gesellschaftlich anerkannten, sozialisierten Handlungsweisen, verstärken solche Prozesse gesellschaftlichen Wandels.

Für diese Arbeit kann aus den angeführten Überlegungen zur Konstitution von Gesellschaft eine zentrale These mitgenommen werden: Teilhabe an der Gesellschaft wird über Kommunikation realisiert. Dies bedeutet gleichzeitig, dass bestimmte Personen mit Defiziten in der Kommunikation Gefahr laufen, von der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden. Wenn moderne Kommunikationstechnologien zu veränderten Kommunikationsweisen führen, die etwa von älteren Menschen aus verschiedenen Gründen nicht angenommen werden, dann kann dies negative Konsequenzen für ihre Rolle in der Gesellschaft mit sich ziehen. Anders ausgedrückt: Kommunikation ist Teilhabe, wer nicht an dieser Kommunikation teilhaben kann, bleibt auf der Strecke.

3.2 Soziodemographische Strukturen

Nachdem, wenngleich in anthropologischer Weise, herausgearbeitet worden ist, welche zentrale Bedeutung der Kommunikation innerhalb einer Gesellschaft zugeschrieben werden muss, sollen nun ökonomische, sozialpolitische und kulturelle

---

[111] Vgl. Krotz, 2003. S. 19.
[112] Vgl. Krotz, S. 26f.
[113] Mit „aktiver Vermittler“ soll auf die Doppelfunktion von Medien, einerseits als Transportmittel von Informationen, andererseits als Inhalt verändernde Instanz hingewiesen werden.

Faktoren analysiert werden, die maßgeblichen Einfluss auf den strukturellen Wandel der österreichischen Gesellschaft üben.

Haller und Schulz versuchen die Vielzahl von Einflüssen durch den Sozialen Survey zusammenzufassen. Im gleichnamigen Forschungsprojekt, in dessen Rahmen zuletzt im Jahr 2003 in Österreich, aber auch international empirische Untersuchungen zu ausgewählten, sozialen Phänomenen durchgeführt worden sind, fassen sie die Veränderungen beim Übergang vom 20. in das 21. Jahrhundert als das Ende einer gut gedeihenden Wirtschaft und einer sozialen und politischen Stabilität zusammen.[114]

Anstelle der „Insel der Seligen“[115], die durch Ruhe und Sicherheit gekennzeichnet war, wird Österreich von „…einem rauheren, sozialen und politischen Klima, aber auch von mehr Offenheit und Wettbewerb, ebenso wie neuen Formen sozialer Ungleichheit und Benachteiligung…“ heimgesucht.[116]

Darunter lassen sich etwa übernationale, politische Geschehnisse, wie der Zusammenschluss innerhalb Westeuropas zu einem großen europäischen Binnenmarkt durch die EU verstehen, die auf die Entwicklung Österreichs entscheidenden Einfluss haben. Darüber hinaus ermöglichen moderne Informations- und Kommunikationstechnologien wirtschaftliche Vernetzungen, die sich über Kontinente hinweg erstrecken und unter dem Schlagwort Globalisierung zusammengefasst werden können.[117] Beide genannten Entwicklungen, die zeitgleich an Bedeutung für die österreichische Gesellschaft gewonnen haben, führen ihrerseits zu mikrosoziologischen Veränderungen, von denen im Folgenden besonders auf drei eingegangen werden soll:

Erstens verzeichnet Österreich einen Wandel bei den gesellschaftlichen Lebensformen. Zweitens führt die ansteigende Lebenserwartung dazu, dass die Bevölkerung in Österreich altert. Und drittens wird der Generationsbegriff einem Wertewandel unterzogen und neu definiert.

3.2.1 Veränderte gesellschaftliche Lebensformen

Wie Haller und Schulz analysieren, lassen sich in Österreich seit 1970 signifikante Veränderungen im Ehe- und Familienleben der österreichischen Bevölkerung ausmachen, die sich nicht zuletzt auf wandelnde Wertorientierungen derselben zurückführen lassen.[118] Luef formuliert diesen Wandel treffend mit der patriarchalen

[114] Vgl. Haller/Schulz, 2005, S. 21.
[115] Papst Johannes Paul II zit. nach: Haller/Schulz, 2005, S. 21.
[116] Haller/Schulz, 2005, S. 21.
[117] Vgl. Haller/Schulz, 2005, S. 21.
[118] Vgl. Haller/Schulz, 2005, S. 25f.

Formulierung „Vater, Mutter, Kind?“[119] und hält fest, dass die traditionelle Familie veränderten Einstellungen und Werten gegenübersteht, die sich durch moderne Formen des Zusammenlebens äußern.[120]

Betrachtet man die Entwicklung der Familien in Österreich so lässt sich ein Rückgang der Ehepaare mit mindestens einem Kind feststellen, bei gleichzeitigem Anstieg anderer Lebensgemeinschaften.[121] (siehe Abbildung 21) Sind es in dieser Gruppe im Jahr 1998 noch 83.000, zeigt die Statistik für das Jahr 2008 bereits 144.000 solcher Lebensgemeinschaften. Angestiegen ist auch die Zahl der so genannten Einelternfamilien von 275.000 im Jahr 1998 auf 296.000 im Jahr 2008. Davon entfallen 251.000 auf alleinerziehende Mütter und 45.000 auf alleinerziehende Väter.

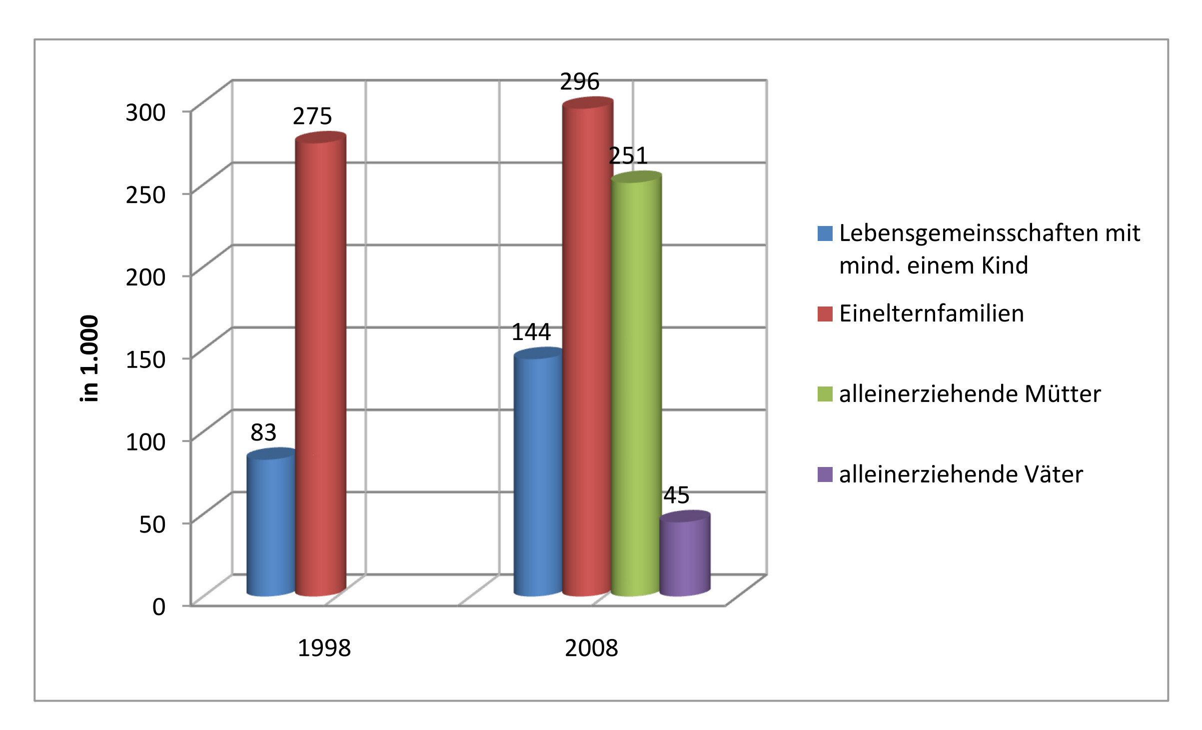


Abbildung 21: Einelternfamilien und Lebensgemeinschaften mit mind. einem Kind

In der vorliegenden Arbeit steht die Generation 60 plus im Mittelpunkt, daher sollen die Lebensformen dieser Bevölkerungsgruppe im nächsten Schritt genauer untersucht werden. Dabei zeigt sich, dass bei der traditionellsten Lebensform zwischen Männern und Frauen, sprich den verheirateten Ehepartnern, die Gruppe der 60 bis 69-jährigen Männer mit 76 Prozent den größten Anteil ausmacht. (siehe Abbildung 22) Zum Vergleich weist die Gruppe der 40 bis 49-jährigen Männer mit 63,6 Prozent deutlich

[119] Luef, Christina, 2005, im Titel. http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Fachbeitrag/a_Familienforschung/s_2031.html (08.07.2009)

[120] Vgl. Luef, 2005, http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Fachbeitrag/a_Familienforschung/s_2031.html (08.07.2009)

[121] mit mindestens einem Kind im gemeinsamen Haushalt.

weniger verheiratete Ehemänner auf. Verheiratete Ehefrauen sind mit 60,7 Prozent zwar auch überdurchschnittlich häufig vertreten, diese Gruppe liegt jedoch deutlich unter jener der Ehemänner. Den größten Anteil an verheirateten Frauen umfasst mit 68,6 Prozent die Gruppe der 50 bis 59-jährigen Frauen.

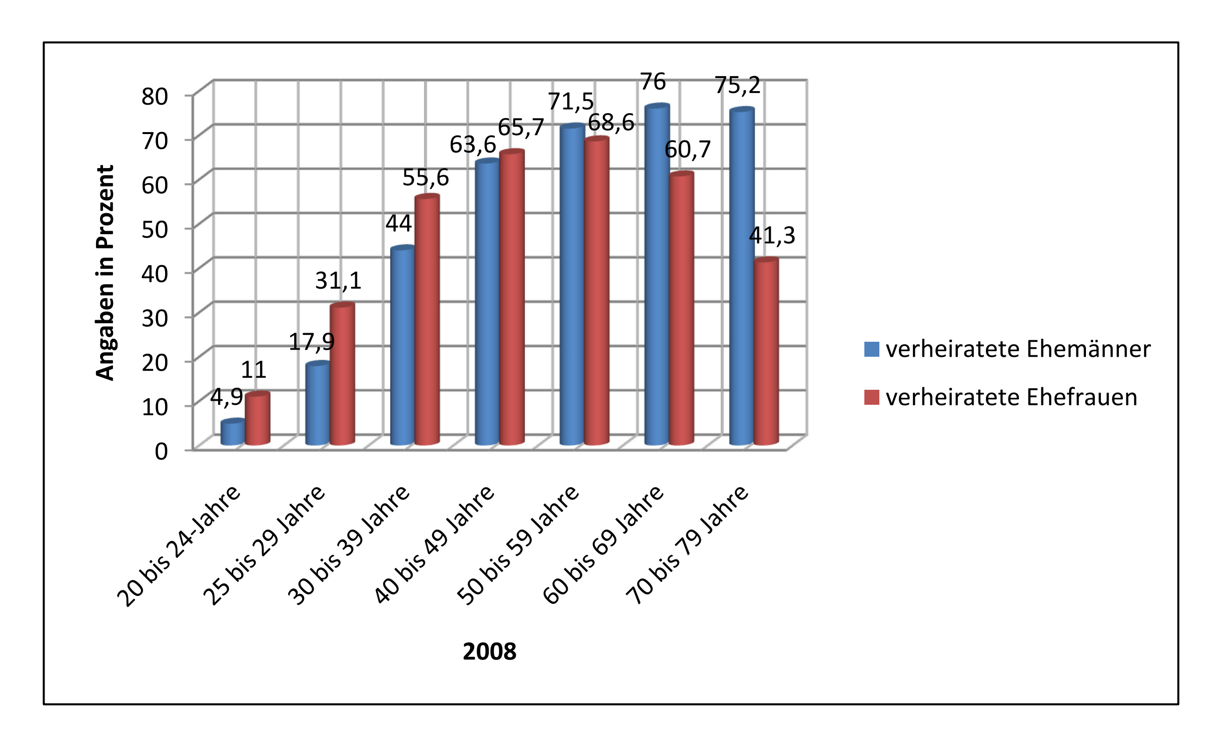


Abbildung 22: Verheiratete Ehemänner und Ehefrauen

Der großen Gruppe der verheirateten Ehemänner und Ehefrauen zwischen dem 60. und dem 69. Lebensjahr folgt mit deutlichem Abstand die Gruppe der alleinlebenden Männer bzw. alleinlebenden Frauen. (siehe Abbildung 23) Die Zahl alleinlebender Männer ist im Jahr 2008 in dieser Altersgruppe mit 16,4 Prozent deutlich geringer als die der alleinlebenden Frauen (28,3 Prozent), was vermutlich auf die große Gruppe der verwitweten Frauen zurückzuführen ist, die in dieser Statistik nicht separat ausgewiesen werden. 60 bis 69-jährige Männer und Frauen, die zwar nicht verheiratet sind, aber einen (fixen) Lebenspartner besitzen, sind ebenfalls deutlich unterrepräsentiert. 3,9 Prozent der Männer und 3,1 Prozent der Frauen können zu dieser Lebensform gerechnet werden. Alleinerziehende Mütter sind unter den 60 bis 69-jährigen Frauen erwartungsgemäß sehr selten (4,4 Prozent).

Ebenso vermag die noch geringere Prozentzahl an Alleinerziehenden Vätern (1,6 Prozent) in dieser Altersgruppe nicht zu überraschen.

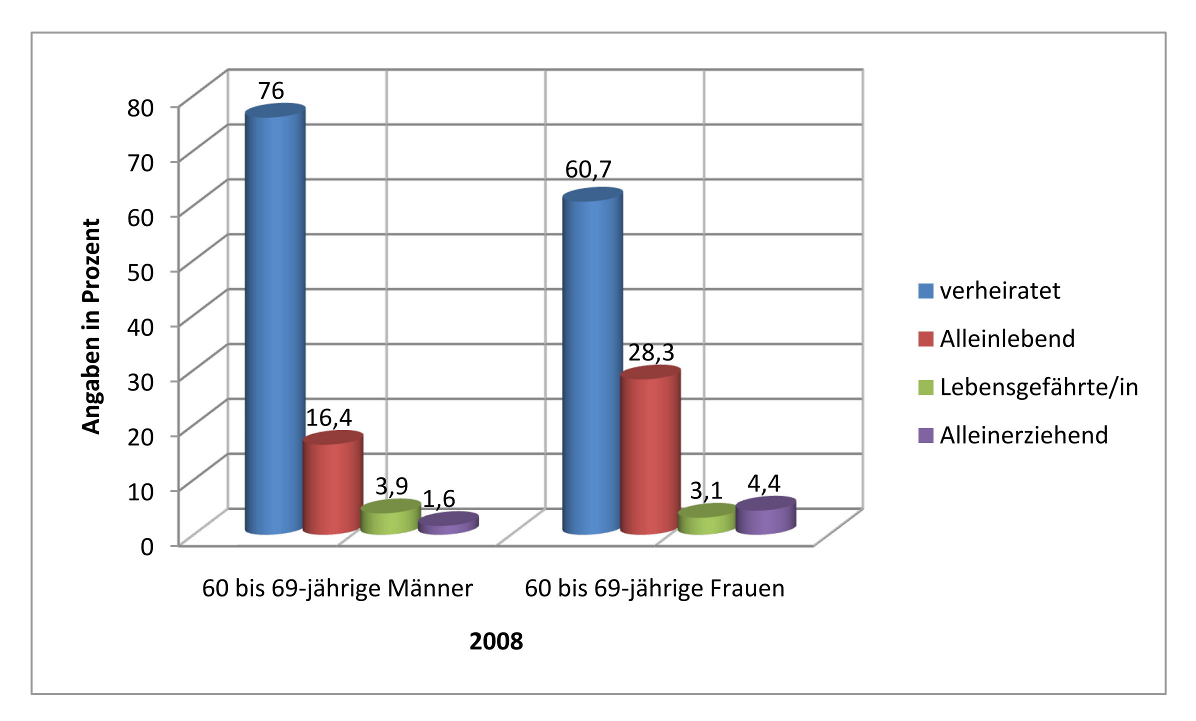


Abbildung 23: Lebensformen der 60 bis 69-jährigen Männern und Frauen

3.2.2 Das Altern der Gesellschaft

Neben der Herausbildung neuer zwischenmenschlicher Lebensformen, zeigt sich der soziale Wandel der Gesellschaft vor allem in der Vergreisung derselben. Diese Veränderung liegt in mehreren Faktoren begründet, die im Folgenden untersucht werden sollen:

Zum Einen zeigt sich ein kontinuierlicher Rückgang der Lebendgeborenen in den letzten Jahren. (siehe Abbildung 24) Nach den 1980er und 1990er-Jahren in denen im Durchschnitt etwa 90.000 Lebendgeborene pro Jahr zu verzeichnen sind, folgt im Jahr 2001 die geringste, jemals in Österreich ermittelte Geburtenzahl mit 75.458. Bis zum Jahr 2007 schwankt die Zahl der Lebendgeborenen, ehe sie ab dem Jahr 2005 kontinuierlich sinkt. So verzeichnet die Statistik für das Jahr 2007 einen weiteren Rückgang der Lebendgeborenen auf 76.250.

Im Jahr 2008 steigt die Zahl der Lebendgeborenen wieder auf 77.752 an, dennoch ist ein längerfristiger Trend erkennbar, der sich in einer Abnahme der Lebendgeborenen äußert.

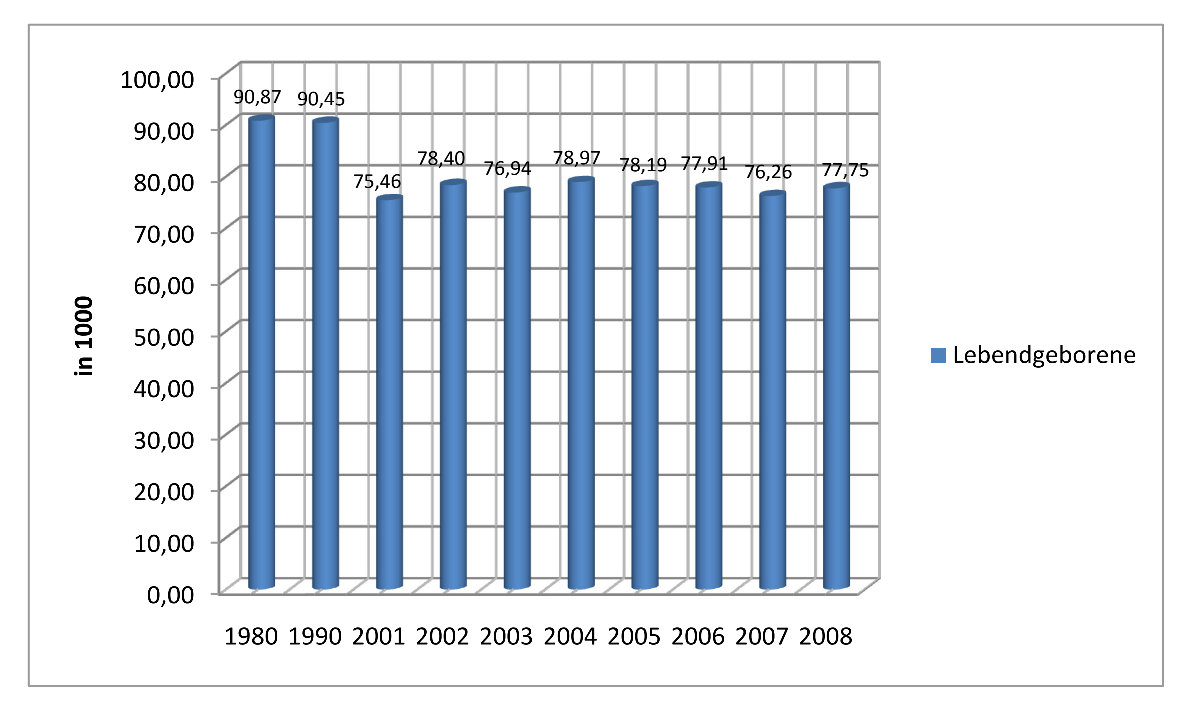


Abbildung 24: Lebendgeborene seit 1980

Zum Anderen macht sich (siehe Abbildung 25) seit dem Jahr 1980 ein Anstieg der Lebenserwartung (bei der Geburt) um 6,9 Jahre bei Frauen und um 8,6 Jahre bei Männern bemerkbar, was unter anderem auf die immer besser werdende, medizinische Versorgung zurückzuführen ist.[122] Die durchschnittliche Lebenserwartung bei der Geburt liegt im Jahr 2008 für Frauen bei 83 Jahren und für Männer bei 77,6 Jahren. Hinsichtlich der Sterberate weist die Statistik Austria für das Jahr 2008 75.083 absolute Sterbefälle auf, was zwar einem leichten Anstieg zum Vorjahr (74.625) entspricht, jedoch ist sie mit Ausnahme der Jahre 2004[123] und 2006 niemals geringer.

[122] Im Vergleich mit dem Jahr 2008.

[123] Für das Jahr 2004 kann die geringste, jemals ermittelte Sterberate mit 74.292 Sterbefällen dokumentiert werden.

Kalenderjahr	Sterbehäufigkeit		Lebenserwartung				Säuglingssterblichkeit	
			Männer		Frauen			
	Sterbefälle absolut	Sterbefälle auf 1.000 der Bevölkerung	bei der Geburt	mit 60 Jahren	bei der Geburt	mit 60 Jahren	Säuglings-sterberate	Perinatal-sterberate
1961	85.673	12,1	66,5	15,5	72,8	19,0	32,7	32,3
1962	90.854	12,7	66,3	15,1	72,5	18,7	32,8	32,3
1963	91.579	12,8	66,4	15,0	72,7	18,7	31,3	32,4
1964	89.081	12,3	66,8	15,3	73,2	19,0	29,2	30,5
1965	94.273	13,0	66,6	14,9	73,0	18,7	28,3	29,8
1966	91.440	12,5	66,9	15,4	73,4	19,0	28,1	29,8
1967	95.438	12,9	66,6	15,0	73,4	18,9	26,4	27,7
1968	96.014	13,0	66,8	15,0	73,5	18,9	25,5	27,2
1969	98.715	13,3	66,5	14,8	73,3	18,7	25,5	27,3
1970	98.819	13,2	66,5	14,9	73,4	18,8	25,9	27,0
1971	97.334	13,0	66,6	15,2	73,7	19,0	26,1	26,2
1972	95.323	12,6	66,9	15,4	74,0	19,3	25,2	26,2
1973	92.768	12,2	67,5	15,7	74,6	19,6	23,8	24,8
1974	94.324	12,4	67,5	15,6	74,7	19,6	23,5	23,2
1975	96.041	12,7	67,7	15,6	74,7	19,6	20,5	21,3
1976	95.140	12,6	68,2	15,8	75,1	19,7	18,2	18,4
1977	92.402	12,2	68,5	16,1	75,5	20,0	16,8	17,5
1978	94.617	12,5	68,5	15,9	75,7	19,9	15,0	15,1
1979	92.012	12,2	68,8	16,2	76,0	20,3	14,8	14,2
1980	92.442	12,2	69,0	16,3	76,1	20,3	14,3	14,2
1981	92.693	12,3	69,3	16,4	76,4	20,4	12,7	12,0
1982	91.339	12,1	69,4	16,6	76,6	20,6	12,8	11,4
1983	93.041	12,3	69,5	16,4	76,6	20,6	11,9	11,3
1984	88.466	11,7	70,0	16,9	77,2	21,0	11,4	10,2
1985	89.578	11,8	70,4	16,9	77,3	21,0	11,2	10,1
1986	87.071	11,5	70,9	17,3	77,7	21,3	10,3	9,2
1987	84.907	11,2	71,4	17,5	78,1	21,5	9,8	7,6
1988	83.263	11,0	71,9	17,7	78,6	21,8	8,1	7,4
1989	83.407	11,0	71,9	17,7	78,7	22,0	8,3	7,7
1990	82.952	10,8	72,2	17,8	78,9	22,2	7,8	6,9
1991	83.428	10,8	72,3	17,9	79,0	22,2	7,5	6,5
1992	83.162	10,6	72,5	18,0	79,2	22,3	7,5	6,8
1993	82.517	10,4	72,8	18,2	79,4	22,5	6,5	6,1
1994	80.684	10,2	73,1	18,5	79,7	22,7	6,3	6,2
1995	81.171	10,2	73,3	18,5	80,0	22,9	5,4	6,9
1996	80.790	10,2	73,7	18,7	80,1	23,0	5,1	7,1
1997	79.432	10,0	74,0	18,8	80,6	23,2	4,7	6,5
1998	78.339	9,8	74,5	19,1	80,8	23,5	4,9	6,6
1999	78.200	9,8	74,8	19,3	80,9	23,6	4,4	6,0
2000	76.780	9,6	75,1	19,7	81,1	23,8	4,8	6,7
2001	74.767	9,3	75,6	20,2	81,6	24,2	4,8	6,2
2002	76.131	9,4	75,8	20,2	81,7	24,2	4,1	6,4
2003	77.209	9,5	75,9	20,2	81,5	24,1	4,5	6,4
2004	74.292	9,1	76,4	20,6	82,1	24,6	4,5	6,1
2005	75.189	9,1	76,6	20,7	82,2	24,6	4,2	5,9
2006	74.295	9,0	77,1	21,0	82,6	24,9	3,6	6,0
2007	74.625	9,0	77,3	21,2	82,8	25,1	3,7	5,9
2008	75.083	9,0	77,6	21,3	83,0	25,1	3,7	.

Abbildung 25: Indikatoren zu Sterblichkeit und Lebenserwartung (inkl. Säuglingssterblichkeit) seit 1961

Zusammengefasst lassen sich die Ergebnisse in folgendermaßen darstellen: (siehe Abbildung 26) Während die Zahl der Neugeborenen sinkt, steigt die Lebenserwartung bei Männern und Frauen weiter an, was zu einer zunehmenden Alterung der Bevölkerung (in Österreich) führt. Verstärkt wird dieser Alterungsprozess der Gesellschaft durch das Einrücken der Baby-Boom-Generation der späten 1950er und 1960er Jahre in das Pensionsalter und dem Nachrücken geburtenschwacher Jahrgänge.[124]

[124] Vgl. Münz, Rainer, 2005, http://www.bbrz.at/static_files_bbrz/files/muenz_die_alternde_gesellschaft.pdf (08.07.2009)

Alter (in Jahren)	1869	1880	1890	1900	1910	1934	1951	1961	1971	1981	1991	2001
							Insgesamt					
Insgesamt	**4.497.880**	**4.963.528**	**5.417.360**	**6.003.845**	**6.648.310**	**6.760.044**	**6.933.905**	**7.073.807**	**7.491.526**	**7.555.338**	**7.795.786**	**8.032.926**
0 bis 4	469.809	563.801	587.738	663.073	685.700	469.468	530.161	583.698	593.578	431.412	453.282	410.024
5 bis 9	406.771	470.139	522.687	574.836	663.799	539.730	513.761	487.537	643.388	479.103	461.735	469.735
10 bis 14	391.898	421.052	504.607	541.275	634.835	592.343	543.882	513.394	585.366	600.049	441.789	473.723
15 bis 19	417.531	439.110	496.931	559.792	613.848	393.359	440.516	517.182	512.074	658.182	502.449	483.957
20 bis 24	413.170	441.609	473.994	565.096	587.844	590.210	486.560	516.389	532.528	606.624	648.499	472.777
25 bis 29	384.343	403.600	435.542	496.449	539.456	595.172	517.631	409.441	491.918	517.656	698.779	539.031
30 bis 34	336.516	374.034	394.259	428.650	504.819	586.975	372.623	460.876	510.246	529.296	624.515	668.281
35 bis 39	309.386	352.378	364.033	394.696	452.575	515.647	463.368	492.785	414.497	486.782	529.163	704.872
40 bis 44	280.302	308.447	333.412	358.831	393.054	450.621	536.923	346.757	461.108	502.481	529.412	625.783
45 bis 49	267.850	273.534	313.888	323.625	357.521	434.469	541.710	448.324	483.792	400.650	478.631	525.207
50 bis 54	233.054	239.253	265.277	291.349	315.927	397.921	493.597	504.641	340.436	438.081	485.637	514.535
55 bis 59	202.105	216.836	224.074	258.824	272.866	365.718	409.915	492.805	414.000	451.364	377.167	452.265
60 bis 64	151.152	179.561	181.087	202.676	225.516	293.015	349.851	426.773	446.998	307.664	397.810	451.057
65 bis 69	112.129	133.313	144.340	151.960	180.269	226.761	292.142	330.223	402.255	349.953	392.626	332.596
70 bis 74	68.672	82.912	96.705	100.072	117.126	160.206	220.289	248.845	305.470	338.936	249.523	327.321
75 bis 79	34.468	42.313	52.083	58.433	65.785	92.067	136.172	167.285	195.027	249.659	242.039	290.140
80 bis 84	13.377	16.037	19.664	25.409	27.169	42.649	61.363	88.925	105.530	137.536	175.518	151.242
85 bis 89	4.132	4.620	5.881	7.245	8.399	11.332	19.453	31.074	41.827	53.898	80.802	96.166
90 bis 94	984	839	1.013	1.258	1.581	2.137	3.611	6.138	10.077	13.758	22.990	37.255
95 und älter	231	140	145	296	221	244	377	715	1.413	2.254	3.420	6.959

Abbildung 26: Bevölkerung nach Alter und Geschlecht seit 1869

Horx fasst die genannten Aspekte in seinem Beitrag mit dem Titel „Die graue Revolution – ein Menetekel?“ zusammen und prognostiziert für die Länder der OECD[125] für das Jahr 2020 eine Gesellschaft, in der jeder Dritte über 60 Jahre alt sein wird, was eine durchschnittliche Lebenserwartung von 82 Jahren bedeutet. Das globale Durchschnittsalter soll bis zum Jahr 2050 weiter von 22 auf 38 Jahre, die Lebenserwartung auf 85 Jahre ansteigen.[126]

Hawlik unterstreicht diese Prognosen, weist auf die Zahl der über 60-Jährigen hin, die in Österreich in den kommenden zwei Jahrzehnten um weitere 1,7 Millionen auf 3 Millionen Menschen anwachsen wird und prophezeit für das nächste Jahrhundert für Österreich einen Altenanteil von rund 35 Prozent.[127] Ähnlich sehen es die WKO[128], wenn sie davon ausgehen, dass bis zum Jahr 2050 sowohl der Anteil der bis 14-Jährigen, als auch jener der 15 bis 59-Jährigen drastisch sinken wird.

Jahr	Insgesamt	Bevölkerungsstruktur (in %) Alter (in Jahren)			Bevölkerungsbewegung		
		bis 14	15 bis 59	60 +	Geburten	Sterbefälle	Wanderungs-saldo
				Österreich			
2005	8,233.306	16,00%	62,00%	22,00%	78.190	75.189	49.172
2030	8,852.159	14,20%	55,20%	30,60%	78.634	83.870	20.475
2050	8,989.784	13,60%	52,70%	33,70%	76.941	97.246	19.001

Abbildung 27: Bevölkerungsentwicklung 2005 bis 2050 in Österreich

Münz verweist angesichts der demographischen Alterung der österreichischen Gesellschaft auf die enorme Herausforderung für selbige hinsichtlich der

125 Vgl. Fußnote 377.
126 Horx, 2003, S. 13.
127 Hawlik, 2003, S. 23.
128 Wirtschaftskammern Österreichs.

Aufrechterhaltung des bestehenden Gesundheitssystems und für andere soziale Errungenschaften,
insbesondere Pensions- und Krankenversicherung.[129] Für die vorliegende Arbeit soll dieser Gedankengang jedoch nicht weiter verfolgt werden.

Festzuhalten ist, dass die österreichische Gesellschaft durch genannte soziodemographische Veränderungen zunehmend altert und es dadurch auch zu einer Verschiebung, bzw. Neuordnung gesellschaftlich institutionalisierter Werte kommt. Spannungen zwischen den Generationen scheinen vorprogrammiert und müssen durch
Bewusstmachung des bevorstehenden Wertewandels in den Mittelpunkt des öffentlichen Diskurses gestellt werden. Zumindest auf ein Szenario sollte explizit hingewiesen werden: Die Gefahr, dass sich die Generationen - Jung und Alt- gegenseitig ausspielen und es bei dieser Auseinandersetzung keinen Sieger, aber zwei Verlierer gibt.[130]

Der skizzierte gesellschaftliche Wandel beinhaltet zwei wesentliche Kriterien in Hinblick auf den Einsatz moderner Informations- und Kommunikationstechnologien, die für den weiteren Verlauf dieser Arbeit mitgenommen werden können: Zum Einen muss älteren Menschen, schon alleine auf Grund ihres Größenanteils innerhalb der Gesellschaft mehr Bedeutung zugeschrieben werden. Zum Andern ist der Frage nachzugehen, in welcher Weise die Technologisierung die Generationen spalten kann, bzw. wie dies verhindert werden kann.

3.2.3 Generationswechsel und Wertewandel

Der wissenschaftliche Generationsbegriff, der erstmals 1928 von Karl Mannheim[131] ins Zentrum des soziologischen Forschungsinteresses gerückt ist, definiert sich nach Schulz über ein durch zeitgleiche Erfahrung gestiftetes Generationsbewusstsein von Altersgenossen, das ähnliche oder übereinstimmende Werthaltungen, Verhaltensdispositionen und Handlungsintentionen aufweist.[132]

Dies bedeutet, dass sich eine bestimmte Generation nicht alleine über ihre kalendarische Zugehörigkeit[133], soll heißen über das Geburtsjahr auszeichnet, sondern erst durch „...die daraus entstehende Möglichkeit, an denselben Ereignissen, Lebensgehalten usw. zu partizipieren.“[134]

Verfolgt man diesen Gedanken weiter, können Generationen zunächst an Hand ihrer gemeinsamen Interessen differenziert werden. Schubart, Lohmann und Hoffmann

---

[129] Münz, 2005, http://www.bbrz.at/static_files_bbrz/files/muenz_die_alternde_gesellschaft.pdf (08.07.2009)
[130] Trauner, 2006, http://portal.wko.at/wk/format_detail.wk?AngID=1&StID=290088&DstID=678 (08.07.2009)
[131] Vgl. Mannheim, 1928, o.S. zit. nach: Schulz/Grebner, 2003, S. 4.
[132] Vgl. Schulz/Grebner, 2003, S. 4.
[133] Wie das kalendarische Alter zu verstehen ist, bzw. welche Definitionsprobleme sich dabei ergeben, wird in Punkt 4.1.1.1 geklärt.
[134] Mannheim, 1928, S. 46 zit. nach: Best, 2003, S. 58.

halten fest, dass Generationsunterschiede und ihre Bestimmung vielfältig sind.[135] Jede Generation definiert sich über bestimmte Werthaltungen, die zum Einen Bestandteil einer tradierten Kultur sind, zum Anderen aus verschiedenen, sich wandelnden Einflüssen gesellschaftlichen Zusammenlebens ergeben. So wird in der Soziologie zwischen Kultur, als der Gesamtheit materieller und ideeller Hervorbringungen, Werte und Sinndeutungen, sowie institutionalisierter Lebensformen von Menschen und den Wertsystemen, als bewusste und unbewusste Vorstellungen vom Wünschenswerten, die die Wahl von Handlungszielen und Handlungsalternativen beeinflussen, unterschieden.[136]

Interessant hierbei erscheint, dass Werte nicht direkt vorschreiben, wie Handeln erfolgen soll, sondern als grundlegendes Fundament für gesellschaftliches Handeln gesehen werden können und ein bestimmter Wert in vielfältiger Weise Verhaltensvorschriften hervorbringen kann.[137]

Diese Werte können im Laufe des Generationenwechsels Veränderungen erfahren und an Bedeutung für die jeweilige Gesellschaft gewinnen oder verlieren. Die bedeutendste Studie hinsichtlich des generationsbedingten Wertewandels von Inglehart, die im Wesentlichen an der Bedürfnispyramide von Maslow anknüpft, beschreibt den Übergang vom Materialismus zum Postmaterialismus. Darunter ist die Abkehr einer Generation von materiellen Werten, das heißt wirtschaftlichen Faktoren zu verstehen.

Inglehart postuliert in seiner Mangelhypothese, dass Menschen diejenigen Güter begehren, die knapp sind. In Anlehnung an Maslows Bedürfnispyramide geht er davon aus, dass neue Bedürfnisse wie Gruppenzugehörigkeit, oder kognitive Herausforderungen in den Mittelpunkt einer postmaterialistischen Gesellschaft rücken, sobald physische Bedürfnisse gedeckt sind. Dieser Wertewandel, der sich nur dann vollziehen kann, wenn eine junge Generation ohne finanziellen Druck, sprich in ökonomischem Wohlstand heranwächst, bringt weitreichende Veränderungen hinsichtlich tradierter gesellschaftlicher Institutionen wie Familie und Politik mit sich. Durch das nun zentrale Bedürfnis der Selbstverwirklichung werden gemeinschaftliche, kulturelle Ziele neu bewertet und aktiv in Angriff genommen.[138]

Dem Modell Ingleharts[139] folgend, bedeutet dies, dass sich der gesellschaftliche Wandel in Österreich seit dem Ende der Nachkriegszeit vollzieht und mit jener Generation begonnen hat, deren gesellschaftliche Werte sich nicht mehr am Wiederaufbau und der damit verbundenen finanziellen Unsicherheit orientieren. Damit ist jene Generation gemeint, die nach 1955 entstanden ist,[140] also die heute etwa 55-Jährigen. Für die vorliegende Arbeit kann damit festgehalten werden, dass die

135 Vgl. Schubart/Lohmann/Hoffmann, 2008, S. 14f.
136 Vgl. Kern, 2005, S. 45f.
137 Vgl. Kern, 2005, S. 46.
138 Vgl. Boehnke/Baier, 2001, S. 322.
139 Vgl. Inglehart, 1989, o.S. zit. nach: Boehnke/Baier, 2001, S. 322.
140 Die Zeitspanne zwischen 1945 und 1955 wird oftmals als jene der „verlorenen Generation“ bezeichnet. Vgl. Blaschitz, 2005, http://www.donau-uni.ac.at/de/aktuell/presse/archiv/05401/index.php (08.07.2009)

Generation 60 plus[141] in ihrer Kindheit und Jugend noch stark an physischen Werten orientiert war, während nachfolgende Generationen den Wertewandel in Österreich eingeleitet haben.

Vor dem Hintergrund dieser historischen Entwicklung scheint es plausibel, dass ältere Menschen nach wie vor finanzielle Sicherheit und gesundheitliche Vorsorge im höheren Lebensalter in den Interessensmittelpunkt stellen. Jean Améry hält in diesem Zusammenhang fest, dass der alte Mensch dazu neige, „dem Prinzipien und Wertesystem treu zu bleiben, das er in den Jahren zwischen seiner Jugend und dem reifen Erwachsenenalter gelernt und verinnerlicht hat.“[142]

Dieser Umstand wirkt sich auch auf die Werthaltung älterer Personen hinsichtlich moderner Informations- und Kommunikationstechnologien aus. Während jüngere Generationen solche Technologien als Möglichkeit der aktiven Teilhabe an der Gesellschaft verstehen und diesen vor allem in Hinblick auf einen soliden Arbeitsmarkt hohen Stellenwert zuschreiben, liegen die Prioritäten bei älteren Generationen auf physischen Interessen das heißt der finanziellen Sicherheit für ihre Familien. In wie weit die aktuelle finanzielle Krise auf den weltweiten Märkten wieder zu einer materialistischen Wertehaltung führt, bleibt abzuwarten.

3.3 „Weltgesellschaft“ als Folge der Globalisierung und Technologisierung

Informationen spielen in allen Bereichen menschlicher Aktivitäten eine zentrale, „...wenn nicht gar die wesentliche Rolle sozialen Geschehens.“[143] Daraus resultieren zwei Entwicklungen: Zum Einen entscheidet die Kommunikationsstruktur einer Gesellschaft über ihre sozialen Organisationsformen, indem sie bestimmt welche Informationen vermittelt, aufgenommen und zu weiteren Informationen verarbeitet werden. Bamme/Berger/Kotzmann schreiben Kommunikation also gesellschaftsimmanente Bedeutung zu, indem sie die Möglichkeiten ihrer Entfaltung, aber auch die Herausbildung ihrer Grenzen an der geführten Kommunikation aufhängen. Dabei stehen nicht nur Informationsinhalte im Vordergrund, sondern auch die Mittel, die Informationen transportieren und sie dabei verändern.[144]

Zum Anderen können durch moderne Informations- und Kommunikationstechnologien räumliche und zeitliche Informationsstrukturen von Gesellschaften überwunden werden, das heißt traditionelle territoriale Grenzziehungen verlieren zunehmend an Bedeutung. Demnach führen neue Formen der Verräumlichung als makrosoziologische Konsequenz zu einem Globalsystem, das sämtliche Gesellschaftsgefüge betrifft und

---

[141] Unter Generation 60 plus werden in dieser Arbeit Menschen zwischen dem 65. und 70. Lebensjahr verstanden.
[142] Améry 1969, o.S., zit. nach: Breinbauer, 2007, S. 85.
[143] Bammé/Berger/Kotzmann, 2007, S. 27.
[144] Vgl. Bammé/Berger/Kotzmann, 2007, S. 27.

als Weltgesellschaft bezeichnet werden kann, die über einen unüberschaubaren Informationsraum verfügt.[145]

3.3.1 Auf dem Weg zur Informationsgesellschaft

Krummheuer definiert den Begriff der Informationsgesellschaft mit dem Versuch „...die Entwicklungen, Strukturen und gesellschaftlichen Veränderungen zu erfassen, die durch den Eintritt neuer Informations- und Kommunikationsmedien in Alltag, Freizeit und Arbeitswelt entstehen.“[146] Dabei wird Information nach Greif zur zentralen Kategorie gesellschaftlicher Selbstbeschreibung, das heißt gesellschaftliches Handeln beruht auf der Weitergabe, Aneignung und Veränderung von Information.[147] Dabei steht aber nicht die Übertragung von Signalen vom Sender zum Empfänger im Sinne Sheannon und Weavers im Mittelpunkt, sondern Information wird als Grundlage des Sozialgefüges gesehen. Die Vergesellschaftung durch Information, die räumliche und zeitliche Dimensionen sprengt, rückt in den Vordergrund.[148]

Guggenberger spricht in diesem Zusammenhang von einer „Auflösung der alten Raumbindung“[149] und Guéhenno folgert weiter, dass territoriale Grenzziehungen zur Nebensache erklärt werden, da sich die Gesellschaft in einem abstrakten Raum mit veränderten Wahrnehmungsstrukturen bewegt und Zugänge zum Informationsnetz über traditionelle, territoriale Grenzen zu stellen sind.[150]

Die Informationsgesellschaft zeichnet sich also durch Entgrenzung der Information von Zeit und Raum aus. Gesellschaftliches Handeln erfolgt zunehmend in virtuellen Netzwerken, die nicht mehr eindeutig räumlich und zeitlich zuordenbar sind.

Eng mit dem Begriff der Informationsgesellschaft verbunden zeigt sich das Phänomen der so genannten „Mode 2 Knowledge Production“, das in der Soziologie den Übergang von der akademischen zur postakademischen Wissenschaft beschreibt.[151]

Dabei können Informations- und Kommunikationstechnologien gesellschaftliche Zukünfte entwerfen, bzw. konstruiert der Mensch durch Zuhilfenahme von modernen Technologien die Welt, die ihn umgibt neu im Sinne eines gigantischen wissenschaftlichen Experiments. Demnach dringt die Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt in den gesellschaftlichen Alltag ein und verwissenschaftlicht selbigen. Diese informationstechnologische Durchdringung der Gesellschaft führt dazu, dass die Welt nicht mehr nur interpretiert, sondern verändert wird.[152]

[145] Vgl. Bammé/Berger/Kotzmann, 2007, S. 30.
[146] Krummheuer, 2007, S. 73.
[147] Greif/Mitrea, 2007, S. 11.
[148] Vgl. Bammé/Berger/Kotzmann, 2007, S. 27f.
[149] Guggenberger, 1997, S. 150., zit. nach: Greif, 2007, S. 29.
[150] Vgl. Guéhenno, 1994, S. 26., zit. nach: Greif, 2007, S. 29.
[151] Vgl. Bamme/Böszörmény, 2007, S. 6.
[152] Vgl. Bamme/Böszörmény, 2007, S. 6.

3.3.2 Wissen als Kapital

Nachdem festgehalten worden ist, dass sich die Gesellschaft durch moderne Informations- und Kommunikationstechnologien zu einer Informationsgesellschaft entwickelt, die über weltweit vernetzte, virtuelle Informationen verfügt und sich dadurch selbst verwissenschaftlicht, was zu veränderten Handlungsspielräumen führt, soll die Rolle von Wissen diskutiert werden. Im Sinne Bourdieus kann Kapital in ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital unterteilt werden, wobei Wissen neben Qualifikationen, Bildungstitel, sowie Einstellungen und Handlungsformen, die in der Familie und im Ausbildungssystem erworben wurden als kulturelles Kapital gesehen wird.[153]

Wenn vom Wechsel von der Industrie- zur Wissensgesellschaft[154] gesprochen wird, scheint die Bedeutung, die dem Wissen als Kapital zugeschrieben wird verständlich zu werden. Darunter lässt sich der Wandel westlicher Industrienationen in Richtung einer Dienstleistungs- oder Informationsgesellschaft verstehen.[155]

Bell hat diesen Bedeutungszuwachs des Dienstleistungssektors gegenüber der Güterproduktion bereits 1975 in seinem Konzept zur nachindustriellen Gesellschaft betont und dabei immaterielle Produktionsfaktoren wie know how, das heißt Wissen in den Vordergrund gestellt.[156]

Moderne Informations- und Kommunikationstechnologien ermöglichen Informationsaustausch über zeitliche und räumliche Grenzen hinweg.[157] Anders als bei materiellen Gütern sind diese Informationen nach dem Informationsaustausch sowohl beim Empfänger, als auch beim Sender virtuell verfügbar, das heißt sie unterliegen nicht dem Gesetzt der Knappheit. Wissen ist damit beliebig oft reproduzierbar und verändert sich auch durch interaktiven Austausch. Allerdings verändert sich damit auch die so genannte Halbwertszeit von Wissen, sie verkürzt sich je spezieller das Wissen konstituiert ist. Abbildung 28 verdeutlicht die Halbwertszeit von Wissen.

[153] Vgl. Abels, 2007, S. 309.
[154] Günther, 2007, S. 89.
[155] Vgl. Tauss/Kollbeck/Mönikes 1996, S. 17f.
[156] Vgl. Bell, 1975, S. 353.
[157] Wenn im Zuge der Wissensdebatte von Informationsaustausch gesprochen wird, so soll Wissen als reflexive Aneignung neuer Informationen, bzw. interaktiver Verarbeitungsprozess von Information verstanden werden.

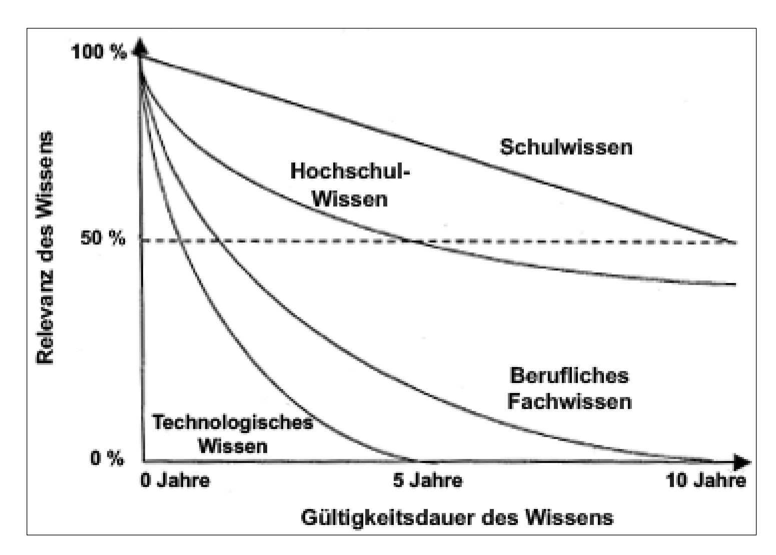


Abbildung 28: Halbwertszeit von Wissen

Günther spricht in diesem Zusammenhang von der häufig geforderten „Employability“. Darunter lässt sich die Forderung verstehen junge Menschen so auszubilden, dass diese nach Abschluss ihrer Ausbildung ohne weitere Zusatzschulungen sofort in der Wirtschaft und Industrie eingesetzt werden können. Dies hat jedoch zur Folge, dass ihr Wissen rasch veraltet und es bei den jungen Menschen oft an einer entsprechenden Basisausbildung mangelt.[158] Lebenslanges Lernen wird häufig als einzige effiziente Maßnahme genannt, um die immer kürzer werdenden Intervalle der Gültigkeit des Wissens zu kompensieren.[159]

3.4 Auswirkungen der Technologisierung auf die Gesellschaft

Der rasante Fortschritt moderner Informations- und Kommunikationstechnologien verändert die Gesellschaften westlich orientierter Staaten nachhaltig. Im Folgenden sollen Auswirkungen dieser Entwicklung analysiert werden, die zentrale Bedeutung für den gesellschaftlichen Wandel aufweisen. Zum Einen werden Aspekte der Veränderung der Arbeitswelt diskutiert, zum Anderen sollen Auswirkungen auf die Privatsphäre jedes Einzelnen untersucht werden.

3.4.1 Auswirkungen auf die Arbeitswelt

Neben der oben genannten Employability, das heißt der Forderung[160] nach spezifizierter Ausbildung junger Arbeitskräfte für den Arbeitsmarkt (Spezialisten), stellt der Wegfall der so genannten Einfacharbeitsplätze eine große Herausforderung für die

---

[158] Vgl. Günther, 2007, S. 69.

[159] In diesem Zusammenhang soll auf Kapitel 3.4.2 verwiesen werden. Hinsichtlich des Generationskonfliktes scheint die Halbwertszeit von Wissen zentral zu sein. Wenn Claus J. Tully in seinem Buch Mensch, Maschine, Megabyte festhält, dass sich in einer Welt, in der Informationen beständig abrufbar sind, ein auf Erfahrung aufbauendes Wissen als weniger bedeutsam erweist, zeigt er damit die sich wandelnde Rolle von Wissen und den unterschiedlichen Auffassungen der Generationen auf. Vgl. Tully, 2003, S. 99 .

[160] Insbesondere der Wirtschaft und Industrie.

Gesellschaft dar. Wie Kastner festhält, zählt der Umgang mit neuen Medien, das heißt die Handhabung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien mittlerweile zur Grundbildung heranwachsender Generationen. Bezüglich dieser IKT-Kompetenz, die bereits häufig als vierte Grundkulturtechnik neben Lesen, Schreiben und Rechnen gesehen wird, weisen viele Erwachsene große Defizite auf. Besonders problematisch hinsichtlich des Arbeitsmarktes zeigt sich die Situation dann, wenn neben dem Mangel im Umgang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien auch Defizite in bislang geforderten Grundkulturtechniken auftreten.

Bildungsbenachteiligte Personen können im Zuge des Wegfalls von Einfacharbeitsplätzen nicht mehr im Arbeitsmarkt Fuß fassen und laufen Gefahr in Erwerbslosigkeit zu geraten. Darunter lässt sich verstehen, dass der Einsatz von Computern auch im Niedriglohnsektor nahezu unabdingbar geworden ist und mangelnde Kompetenzen in seiner Handhabung negative Konsequenzen für den jeweiligen Arbeitnehmer mit sich ziehen.[161]

Besonders betroffen sind hier ältere Personen, die Zeit ihres Lebens in solchen Einfacharbeitsplätzen tätig waren und auf Grund ihrer Defizite in den Grundkulturtechniken erschwerten bzw. keinen Zugang zu Computern hatten. Sind sie nicht in der Lage entsprechend rasch die erforderlichen Kompetenzen zu erlernen, droht ihnen nebst der (Langzeit-)Erwerbslosigkeit der soziale Ausschluss aus der Gesellschaft, da bildungs-politische Rahmenbedingungen stetige Weiterbildung im Sinne des lebenslangen Lernens postulieren.[162]

Eine Beteiligung am sozialen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Leben[163], ohne entsprechendes Wissen als Kapital ist in Informationsgesellschaften nur eingeschränkt möglich und „...diverse Ausschlüsse, wie beispielsweise Erwerbslosigkeit und Armut, resultieren aus dieser Benachteiligung.“[164]

Im Zusammenhang mit dem Wegfall der Einfacharbeitsplätze soll im Folgenden auf das Phänomen des „Job-Enrichment“ bzw. „Job-Enlargement“ eingegangen werden. Im Gegensatz zu bildungsbenachteiligten Personen, welchen durch den Abbau von Einfacharbeitsplätzen und dem Mangel an entsprechenden Bildungsangeboten soziale Ausschlussmechanismen drohen, steht berufliche Fort- und Weiterbildung bei höher qualifizierten Personen im Vordergrund. Soll heißen, „je höher die formale Ausbildung und die berufliche Position und je konkreter die Aufstiegsmöglichkeiten, desto höher die Weiterbildungsbeteiligung.“[165]

Diese Tendenz zur Höherqualifizierung vergrößert die Kluft zwischen ungelernten bzw. angelernten Arbeitskräften und solchen mit entsprechenden fachlichen, sozialen und personalen Kompetenzen. Job-Enrichment bedeutet also einen Zuwachs an

[161] Vgl. Kastner, 2007, S. 207.
[162] Vgl. Kastner, 2007, S. 208.
[163] Im Sinne Gieres ist darunter gesellschaftliche Teilhabe zu verstehen. Vgl. Giere, 2005, S. 26.
[164] Kastner, 2007, S. 208f.
[165] Vgl. Gruber oJ., S. 1., zit. nach: Kastner, 2007, S. 210.

komplexeren Aufgaben in der Arbeitswelt, die von immer höher qualifizierteren Personen erledigt werden. Geißler verweist in diesem Zusammenhang auf das Problem der individualisierten Arbeitslosigkeit, das heißt die Verantwortung hinsichtlich der persönlichen Fortbildung für den Arbeitsmarkt wird durch das Schlagwort des lebenslangen Lernens dem Einzelnen übertragen.[166]

3.4.2 Auswirkungen auf die Privatsphäre

Ebenso wie auf die Arbeitswelt zieht die Technologisierung der Gesellschaft zentrale Konsequenzen bezüglich der Privatsphäre nach sich, die im Folgenden dargestellt werden. Hattenberger verweist in ihrer Abhandlung über das Recht auf Privatsphäre darauf, dass selbiges innerhalb der Informationsgesellschaft besonderen Gefährdungen ausgesetzt ist.[167] Darunter lassen sich Daten mit Personenbezug verstehen, die über moderne Informationskanäle verbreitet werden und deren Sammlung, Vervielfältigung und Weiterverarbeitung nicht mehr überschaubar sind.

Sie kritisiert vor allem die immer wieder aufflackernden Bemühungen Privatsphäre stärkerem Schutz zu unterstellen, bei gleichzeitiger „…Forderung nach einer Ermächtigung zu einem noch tieferen Eindringen in die Privatsphäre des Einzelnen."[168]

Schwenke sieht in Anlehnung an Junge das Problem in engem Zusammenhang mit der Individualisierung, das heißt „…mit dem Übergang des Individuums von der Fremd- zur Selbstbestimmung, also einem Prozess in dem das Individuum zum Gestalter seiner Umwelt und seines Lebens wird."[169] Um spezifischer auf das einzelne Individuum innerhalb der Gesellschaft eingehen zu können, sind Kenntnisse über individuelle Merkmale erforderlich. Diese Daten müssen entsprechend gesammelt und aufbereitet werden um den Individualisierungsprozess überhaupt erst zu ermöglichen.[170]

Schwenke differenziert jedoch zwischen Eigen- und Fremdindividualisierung, das heißt dem Prozess der Eigenentfaltung zu einem unverwechselbaren Individuum einerseits und der Individualisierung durch andere, beispielsweise durch Unternehmen mittels Datenverarbeitung andererseits, wobei eine klare Trennung der genannten Formen von Individualisierung durch moderne Informations- und Kommunikationstechnologien immer schwieriger wird und Überschneidungen an der Tagesordnung stehen.[171]

Horster und Schartner betonen die Möglichkeit mit solchen „Daten und den daraus gewonnenen Informationen gute Geschäfte zu machen"[172] und unterstreichen die Bedrohung der Privatsphäre durch das große Potenzial hinsichtlich des Datenmissbrauchs und der Schwierigkeit entsprechende Spielregeln zu generieren und ihre Einhaltung zu überprüfen.[173]

166 Vgl. Geißler, 2004, S. 67.
167 Vgl. Hattenberger, 2005, S. 99.
168 Hattenberger, 2005, S. 99.
169 Junge, 2002, S. 7,9., zit. nach: Schwenke, 2006, S. 1.
170 Vgl. Schwenke, 2006, S. 3.
171 Vgl. Schwenke, 2006, S. 3ff.
172 Horster/Schartner, 2007, S. 129.
173 Vgl. Horster/Schartner, 2007, S. 131.

Neben der Gefahr datenschutzrechtlicher Verletzungen soll auf ein weiteres Problem verwiesen werden, dass als Konsequenz der Technologisierung weitreichende Auswirkungen auf die Privatsphäre der einzelnen Gesellschaftsmitglieder zur Folge hat. Informationen werden in digitalen Netzwerken in Form von Nullen und Einsern beliebig oft reproduzierbar und veränderbar. Die Folge sind unüberschaubare Mengen an Datenströmen und eine Informationsflut, die von den Benutzern Selektions- und Recherchekenntnisse erfordern, um in diesem Informationsüberangebot nicht unterzugehen.

Herczeg führt im Zusammenhang mit der Informationsflut zunächst den Übergang von der Industriegesellschaft zur Informationsgesellschaft und den damit verbundenen Bemühungen Produktions- und Verteilungsprozesse durch intensiven Informationsaustausch zu bewältigen, an. Im Zuge des Übergangs von gedruckten Dokumenten zu digitalisierten Informationen und der damit erhofften Eindämmung der Papierflut, stellt sich der Computer als Quelle virtueller Archive jedoch als wenig hilfreich heraus. Auch die Einführung des World Wide Web, als Versuch die unüberschaubaren Datenmengen zu kanalisieren scheint aus heutiger Sicht kontraproduktiv zu sein.[174]

Die Angebote an unterschiedlich aufbereiteten Informationen steigen durch Medienkonvergenz und durch die Möglichkeit Informationen an beliebig viele Adressaten zu distribuieren. Herczeg kritisiert auch Lösungsvorschläge, wie Suchmaschinen, oder so genannte Gatekeeper im Netz, da diese weitere Probleme mit sich bringen. Zum Einen stellt sich die Frage wer befugt ist darüber zu entscheiden was publiziert wird, zum Anderen wer kann ein entsprechendes Ranking vornehmen?[175]

Das Modell von Schelske verdeutlicht die Orientierungslosigkeit, die auf Fragen der Aktualität, der Authentizität und nach dem Nutzen von Information begründet ist.

[174] Herczeg, 2006, S. 211ff.
[175] Vgl. Herczeg, 2006, S. 212.

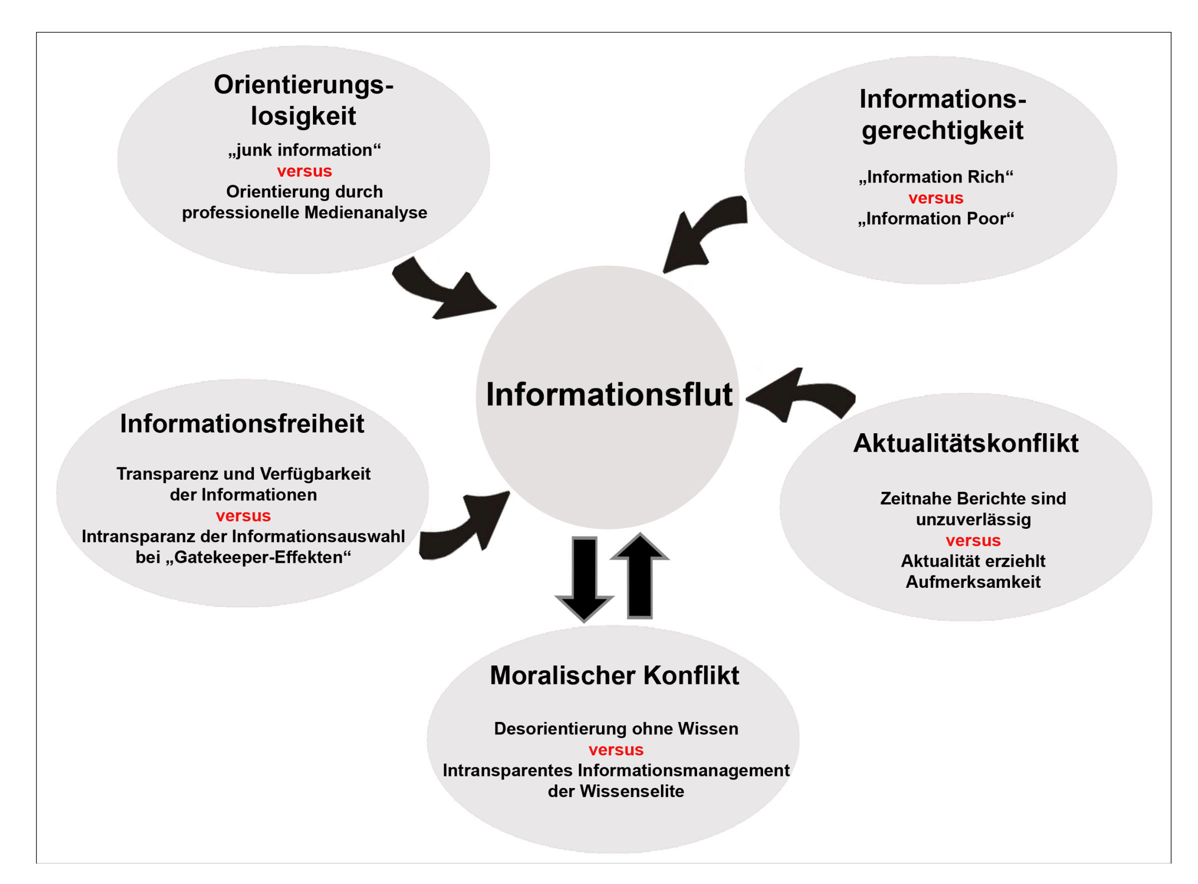


Abbildung 29 Informationsflut - Modell von Schelske

Schließlich soll auf ein drittes Problem aufmerksam gemacht werden, dass in der Einführung moderner Informations- und Kommunikationstechnologien Nährboden gefunden hat.

Hebecker hält fest, dass „unter allen Prognosen, die über den Zusammenhang von technologischer Innovation und gesellschaftlichem Wandel angestellt werden, die einer darauf basierenden Generationsbildung bzw. eines Generationsbruchs am radikalsten und nachhaltigsten ist.“[176] Darunter lässt sich verstehen, dass sich neue Innovationen, wie die Einführung moderner Informations- und Kommunikationstechnologien, erst durch die Akzeptanz, die sie bei einer heranreifenden Generation erfahren, erfolgreich in den Mittelpunkt öffentlicher Diskussion stellen können.

Gerade bei den angesprochenen Technologien als zukünftige Leitmedien, betont Hebecker die Vorreiterrolle der jungen Generation hinsichtlich eines privilegierten Zugriffs, gegenüber älteren Generationen.

Mit Blick auf Hörisch, der die Frage aufwirft, ob Literatur oder Medien die künftige Generation generieren[177], prognostiziert sie einen Generationskonflikt zwischen unterschiedlich geprägten Medienkohorten angesichts des gesellschaftlichen Wandels von der Industrie- zur Informationsgesellschaft.[178]

---

[176] Hebecker, 2001, S. 14.
[177] Vgl. Hörisch, 1997, o.S., zit. nach: Hebecker, 2001, S. 15.
[178] Hebecker, 2001, S. 15f.

Dabei zeigen sich in erster Linie Zugangsmöglichkeiten und Zugangsbeschränkungen als Konfliktgrundlage. Während junge Generationen direkt mit dem Computer und anderen Technologien aufwachsen, müssen sich ältere Generationen diesen Zugang zu Informationen erst erarbeiten. Hebecker formuliert das Wesen, des sich aufbauenden Konflikts treffend, in dem sie ihn als einen „durch die digitale Hintertür“[179] kommenden sieht und damit verdeutlicht, dass die heranwachsende Generation gegenüber ihren Eltern und Großeltern hinsichtlich des Wissens um Informationsbeschaffung klar im Vorteil ist.

Eine noch radikalere Position vertreten Negroponte und Tapscott. Während erstgenannter die Kluft zwischen „Arm und Reich“ aus früheren Gesellschaften mit der von „Jung und Alt“ in der heutigen Zeit vergleicht[180], unterstreicht letztgenannter die Kombination aus soziodemographischen Strukturen mit der Medienkompetenz der heranwachsenden Generation in seiner Formel: „Masse + Medien = Generationskonflikt.“[181]

Wenngleich in diesen Positionen stark polarisierte Ausgangslagen der betroffenen Generationen mitschwingen, so soll dennoch das Bemühen im Vordergrund stehen, durch die Darlegung des Forschungsstandes mögliche Lösungsansätze zur Entschärfung der gesellschaftlichen Situation aufzuzeigen.

[179] Hebecker, 2001, S. 16.
[180] Negroponte, 1997, S. 249.
[181] Vgl. Tapscott, 1998, S. 371ff., zit. nach: Hebecker, 2001, S. 16.
Tapscott sieht vor allem in den Kindern der 68er-Generation die Träger des gesellschaftlichen Wandels, da sich diese zum Einen durch die demographische Stärke ihrer Jahrgänge und zum Andern durch ihre Kompetenz im Umgang mit digitalen Medien auszeichnen.
Vgl. Tapscott, 1998, S. 371ff., zit. nach: Hebecker, 2001, S. 16.

4 Generation 60 plus in Österreich

Im folgenden Kapitel soll die Generation 60 plus zunächst hinsichtlich gerontologischer Kriterien analysiert werden und im Anschluss eine Differenzierung für die vorliegende Arbeit vorgenommen werden. Es folgt eine Analyse des Mediennutzungsverhaltens der Generation 60 plus ehe abschließend Stereotypen von „Alter“ und deren Gefahr als Auslöser für gesellschaftliche Differenzen zu fungieren, aufgezeigt werden sollen.

4.1 Gerontologie

Nach Baltes und Baltes kann unter Gerontologie die Beschreibung, Erklärung und Modifikation von körperlichen, psychischen, sozialen, historischen und kulturellen Aspekten des Alterns und des Alters einschließlich der Analyse von alternsrelevanten und alternskonstituierenden Umwelten und sozialen Institutionen verstanden werden.[182] Diese breit gefasste Definition verweist durch ihre mehrdimensionale Sichtweise des Alters und des Alterns, sowohl auf den im Mittelpunkt stehenden alternden Menschen, als auch auf die sich verändernden Einflussfaktoren beim Prozess des Alterns.

Die Gerontologie beschäftigt sich demnach mit der Herausarbeitung

- der Heterogenität von Altersformen im Kontext der differentiellen Gerontologie,
- von Möglichkeiten und Grenzen der geistigen Leistungsfähigkeit im Alter und dem Nachweis ihrer Veränderbarkeit,
- von Kompetenzen bei gesunden und kranken Älteren, sowie
- von Unterschieden zwischen normalen, pathologischen und optimalen Altersformen.[183]

Zentrale Begriffe der gerontologischen Wissenschaft sind das Alter und der Prozess des Alterns, wobei letzterer nicht auf eine bestimmte Lebensphase zu beschränken ist, sondern als lebenslanger Prozess verstanden werden muss. Auch das Alter selbst wird für die Zuordnung einer bestimmten Lebensperiode herangezogen. Hauptziel der Gerontologie ist es nach Woog Risikofaktoren zu minimieren, um ein gelingenderes Altern zu ermöglichen.[184]

Nach Baltes und Staudinger versucht sie „neue gesellschaftliche Optionen und Kompensationsmöglichkeiten für die Gestaltung des Alters und Alterns aufzuzeigen.“[185]

---

[182] Baltes/Baltes, 1992, S. 8.
[183] Klie/Brandenburg, 2003, S. 40.
[184] Vgl. Woog, 2006, S. 35.
[185] Baltes/Staudinger, 1996, S. 319., zit. nach: Woog, 2006, S. 35.

4.1.1 Das Alter

Auf Grund des demographischen Wandels, das heißt der Tatsache, dass Menschen (in Österreich) immer länger leben, und der damit verbundenen mengenmäßigen Umstrukturierung der Gesellschaft hinsichtlich ihrer Altersgruppen, hat sich auch die im Alltag häufig verwendete Unterscheidung in junge und alte Menschen entsprechend verändert. Während zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Mensch mit 50 Lebensjahren bereits als sehr alt gegolten hat, wird er heute eher zu den jungen Alten zählen.[186]

Anders gesagt: Die Verteilung der Alterskohorten innerhalb der Gesellschaft bestimmt das Verständnis von Alter im Alltag. Wenn früher nur wenige Personen über 50 Jahre alt wurden, galt ein Mensch bei der Überschreitung dieser Altersgrenze automatisch als alt bzw. sehr alt. Heutzutage werden 50-Jährige auf Grund der Vielzahl an über 70-Jährigen in der Alltagssprache eher als mittlere Alte eingestuft. Tews betont den Zusammenhang zwischen Niveauverbesserungen in den Lebensverhältnissen und der steigenden Lebenserwartung, die sich auch in der Abnahme der Kindersterblichkeit äußert[187] und Thane erläutert mit Verweis auf Vassberg[188], dass eine geringe Lebenserwartung nicht bedeuten muss, dass viele Menschen (in früheren Zeiten) im mittleren Alter ableben:

„But this does not mean that most people died in middle age. Calculations of life expectancy at birth were influenced by very high infant and child death rates which were normal in most European societies until at least the mid twentieth century.“[189]

Neben gesundheitlichen und medizinischen Einflussfaktoren entscheiden äußerliche Erscheinungsmerkmale, wie Veränderungen der Haarpracht und der Haut bei älter werdenden Menschen über gesellschaftlich konstruierte Altersbilder. Schroeter und Prahl fassen zusammen, dass sich die mit dem Alter verbundenen Stereotypien im Laufe der Zeit ändern und auch Moden unterliegen.[190] In der wissenschaftlichen Literatur wird das Alter nach Alterskategorien differenziert, wobei auch hier eine klare Trennung problematisch erscheint.

4.1.1.1 Chronologisches Alter / Kalendarisches Alter

Unter chronologischem bzw. kalendarischem Alter ist das tatsächliche Alter einer Person an Hand ihres Geburtsjahres und der Differenz zum aktuellen Kalenderjahr zu verstehen. Somit entspricht diese Form der Altersangabe meist jener, die bei (öffentlichen)
Institutionen wie Schulen oder Behörden praktiziert wird, das heißt das kalendarische Alter hängt stark mit dem bürokratischen, formalen und administrativen Alter

[186] Vgl. Schroeter/Prahl, 1999, S. 45f.
[187] Vgl. Tews, 1993, S. 31.
[188] Vgl. Vassberg, 1997, o.S., zit. nach: Thane, 2007, S. 191.
[189] Thane, 2007, S. 191.
[190] Vgl. Schroeter/Prahl, 1999, S. 46.

zusammen.[191] So werden etwa aktives, bzw. passives Wahlrecht oder Religionsmündigkeit an Hand eines bestimmten Datums festgelegt, das die Altersgrenze bildet. Das chronologische Alter ist somit eine gesellschaftliche Festlegung, die jedoch nicht in allen Kulturen gleich berechnet und bewertet wird, da es etwa auf Grund des Fehlens eines weltweit, universalen Kalenders zu Abweichungen kommen kann. So weisen etwa der jüdische und der chinesische Kalender andere Jahreszahlen auf, auch die Einteilung eines Kalenderjahres in 365 Tage[192] ist nicht überall gegeben.[193]

Neben genannter Problematik, stellt sich das chronologische, bzw. kalendarische Alter als schwacher Indikator für körperliche bzw. geistige Fähigkeiten heraus, da es eben nicht mehr leistet, als Rückschlüsse auf das Geburtsjahr eines Menschen zu ermöglichen.

4.1.1.2 Biologisches Alter

Das biologische Alter definiert sich über die körperliche und geistige Konstitution eines Menschen in seiner jeweiligen Lebensphase und beschreibt den Prozess des Alterns an Hand der Wechselwirkung zwischen seinem Organismus und seinem sozialem Umfeld. Der biologische Altersprozess beginnt bereits bei der Geburt eines Menschen und setzt sich kontinuierlich bis zu seinem Tod fort. Obwohl sich bestimmte biologische Stationen wie Stimmbruch bei jungen Männern, das Erlangen der Geschlechtsreife, oder der Eintritt in die Wechseljahre im körperlichen Lebenslauf ausmachen lassen, können diese nicht eindeutig zeitlich definiert werden. Wie Schroeter und Prahl richtig anmerken, haben sich derartige biologische Umbrüche im Laufe der letzten Jahrhunderte verändert. So haben sich etwa die Geschlechtsreife im körperlichen Lebenslauf der Menschen nach vorne und die Wechseljahre nach hinten verlagert.[194]

Das biologische Alter entspricht demnach der körperlichen und geistigen Veränderung eines Menschen im Laufe seines Lebens auf Grund von naturbedingten Prozessen. Häufig genannte Altersmerkmale wie Seh- oder Hörschwächen, faltige Haut oder graues Haar sind keine eindeutigen Altersindikatoren, gerade in modernen Gesellschaften, die durch medizinische Versorgung oder gar Eingriffe eine Konservierung des jugendlichen Aussehens ermöglichen.[195]

4.1.1.3 Psychologisches Alter

Das psychologische Alter bezieht sich auf den Prozess der Veränderung des Verhaltens und des Erlebens, das heißt auf Veränderungen der Persönlichkeit eines Menschen im Laufe seines Lebens. Für verschiedene Lebensphasen entwickelt der

---

[191] Unter dem administrativen Alter kann die zumeist praktizierte 5-Jahreseinteilung verstanden werden. Auf Grund der Maxime statistischer Vergleichbarkeit und Fortschreibung muss hier auf flexiblere Altersgrenzen verzichtet werden. Vgl. Reimann, 2004, S. 5.

[192] In manchen Teilen bzw. Kulturen der Welt sind 355 Tage gültig. (muslimischer Kalender, Jüdischer Kalender)

[193] Vgl. Schroeter/Prahl, 1999, S. 46.

[194] Vgl. Schroeter/Prahl, 1999, S. 46.

[195] Vgl. Schroeter/Prahl, 1999, S. 46.

Mensch unterschiedliche Einstellungen und Motive, sowohl in Bezug auf seine Umwelt, als auch auf das eigene Ich. Somit bedeutet psychologisches Alter auch Persönlichkeitsentwicklung bei der Anpassung des Menschen an die Anforderungen seiner jeweiligen Lebensphase. Dazu zählen Sinnesbildung, Wahrnehmung und Psychomotorik ebenso wie Denken und Lernen. Mit fortschreitendem Alter können Fähigkeiten wie die psychische Reaktionsfähigkeit nachlassen. „Neben direkten Beeinträchtigungen ... können im Alter vermehrt Ängste, Depressionen, Trauerzustände, Verlustgefühle oder Regressionen auftreten, welche die allgemeine Befindlichkeit belasten."[196] Schroeter und Prahl führen diese psychischen Veränderungen (Syndrome) auf die Verdichtung von kritischen Ereignissen wie etwa dem Wandel der sozialen Situation[197] oder des körperlichen Zustands eines Menschen zurück, betonen aber gleichzeitig, dass diese subjektiven Gefühle von Altsein keine objektive Betrachtungsweise des psychologischen Alters zulässt.[198]

4.1.1.4 Soziales Alter

Im Gegensatz zu früheren Definitionen, die in erster Linie das biologische Alter hervorgehoben haben und dieses bis zum 20. Jahrhundert als „stufenweise erfolgender Verlust der körperlichen und geistigen Kräfte bis hin zu völligem Verfall und schließlich zum Tod"[199] beschrieben haben, steht bei heutigen Auseinandersetzungen mit dem Altersbegriff der soziologische Aspekt im Vordergrund. Dabei rücken Veränderungen von sozialen Rollen und Positionen in den Mittelpunkt des Interesses, das heißt gesellschaftstypische Normierungen und Alterseinteilungen erlangen größere Bedeutung. Das Selbst- und Fremdbild eines Menschen im Prozess des Alterns definiert sich demnach durch die angebotenen und zugewiesenen Positionen bzw. die Verhaltenserwartungen, die an den Menschen auf Grund seines kalendarischen Alters herangetragen werden.[200]

Somit ist das soziale Alter nach Schroeter und Prahl weniger definitorisch zu verstehen, sondern eher als Deutung sozialer Einflüsse wie gesellschaftlich akzeptierte Werte, Normen und Regeln, die sich in sozialen Beziehungen (älterer) Menschen niederschlagen.[201]

Es umfasst somit gesellschaftliche Zuschreibungsprozesse und misst sich am Grad der Übereinstimmung mit diesen sozialen Erwartungen, das heißt geforderten Rollen. Funktionen, Kompetenzen und Kapitalien älterer Menschen wie Rollenkonformität, Konfliktfähigkeit und soziale Wertschätzung werden ins Zentrum der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Altersbegriff erhoben.[202]

---

[196] Schroeter/Prahl, 1999, S. 47.
[197] Als Wandel der sozialen Situation könnte z.B. der Übergang vom Berufsleben in den Ruhestand beschrieben werden, der für viele Betroffene eine soziale Herausforderung darstellt.
[198] Vgl. Schroeter/Prahl, S. 47f.
[199] Ehmer, 1990, S. 11., zit. nach: Backes/Clemens, 2008, S. 11.
[200] Vgl. Reimann, 1994, S. 4.
[201] Vgl. Schroeter/Prahl, 1999, S. 47.
[202] Vgl. Schroeter/Prahl, 1999, S. 47.

4.1.1.5 Funktionales Alter

Das funktionale Alter steht nach Schroeter und Prahl in engem Zusammenhang mit dem sozialen Alter und definiert sich über die Fähigkeit eines Menschen, sich seiner physikalischen und sozialen Umwelt anzupassen. Es beschreibt den Grad der Leistungsfähigkeit in einer bestimmten Lebensphase so genannte Alltagsfunktionen zu erfüllen, das heißt durch den Einsatz von körperlichen und geistigen Kompetenzen und Ressourcen effektiv zu funktionieren.[203]

Schroeter und Prahl definieren das funktionale Alter als „altersgemäße Funktionalität und Leistungsfähigkeit im Gesamt des sozialen Lebens, besonders des gesellschaftlichen Arbeitsteilungssystems."[204] Fischer fasst mit Verweis auf Bruggmann[205] zusammen, dass beim funktionalen Alter als leistungsorientierte Altersdefinition, die Erfüllung der Anforderungen maßgebend ist. Gesundheitszustand, physische und kognitive Leistungskomponenten oder die Arbeitsleistung selbst können als entsprechende Kriterien verstanden werden.[206]

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass eine eindeutige Definition des Alters nicht möglich scheint. Wie umfangreich der Begriff Alter ist, zeigen die zahlreichen Versuche diesen zu charakterisieren bzw. ihn in seiner Mehrdimensionalität zu beschreiben. Nach Backes und Clemens sollte daher vom Begriff der „Lebensphasen oder Lebenslagen im Alter" gesprochen werden, da Alter als einzelne Phase zu heterogen erscheint.[207] Unter Lebenslage können sowohl objektive, wie subjektive Dimensionen, die Einfluss auf die Lebensgestaltung haben, als Handlungsspielräume verstanden werden.[208]

4.1.2 Theorien des Alterns

Ebenso vielfältig, wie die Versuche das Alter begrifflich zu kategorisieren bzw. zu definieren, stellen sich die unterschiedlichen Ansätze der Theorien des Alterns dar. Grundsätzlich kann ein Wandel von der Disengagement Theorie zur Aktivitätstheorie festgestellt werden.

4.1.2.1 Disengagement Theorie

Die von den Amerikanern Cumming und Henry 1961 entwickelte Rückzugstheorie geht davon aus, dass sich alte Menschen eine Reduzierung ihrer Sozialkontakte gerade zu wünschen und dadurch erst die Grundvoraussetzung für Zufriedenheit im hohen Alter geschaffen wird.[209]

---

[203] Vgl. Höpflinger/Stuckelberger, 1992, S. 68ff.
[204] Schroeter/Prahl, 1999, S. 48.
[205] Vgl. Bruggmann, 2000, S. 8.
[206] Vgl. Fischer, 2007, S. 16.
[207] Vgl. Backes/Clemens, 2003, S. 22.
[208] Vgl. Backes/Clemens, 2003, S. 23.
[209] Vgl. Wingchen, 2004, S. 176f.

Cumming und Henry führen die Veränderung des Lebensstils auf verminderte psychische Energie, Rollenverluste und die zunehmende Beschäftigung des Menschen mit dem eigenen Tod zurück. Dies bedeutet, dass sich Personen im hohen Alter nicht mehr an der aktiven Teilhabe an der Gesellschaft orientieren, sondern die eigene Persönlichkeit in den Mittelpunkt stellen und über das eigene Leben, sowie die Endlichkeit desselben nachdenken. Soll heißen es erfolgt ein Wandel hinsichtlich der Lebensorientierung von außen nach innen.[210] Cumming und Henry unterstreichen in ihrer Theorie vor allem Altersprobleme und Unzufriedenheit mit der Lebenssituation im Alter, als Auslöser der Differenz zwischen gesellschaftlichen Anforderungen und individuellen Bedürfnissen. Dadurch erfolgt der Rückzug des alternden Menschen aus bisherigen Lebensbezügen und eine Hinwendung zur Besinnung auf das eigene Ich.[211]

Jasper fasst die zentralen Überlegungen zur Disengagement Theorie von Cumming und Henry folgendermaßen zusammen:

- Rückzug aus sozialen Rollen und den damit verbundenen Verpflichtungen,
- Abgeben von Verantwortung,
- Rückzug aus sozialen Beziehungen,
- Einschränken von Kontakten, Pflege von Beziehungen vorzugsweise mit Gleichaltrigen,
- Hinwenden zur eigenen Persönlichkeit sowie
- Einstellen auf die Endlichkeit des Lebens und Vorbereiten auf den eigenen Tod.[212]

Damit steht die Disengagement Theorie in engem Zusammenhang mit dem so genannten Defizitansatz.

4.1.2.2 Der Defizitansatz

In der Psychologie rückt zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts die geistige Leistungsfähigkeit zunehmend in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses, die durch das Aufkommen der ersten Intelligenztests zu messen versucht wurde. Dabei erfreuen sich solche Untersuchungen gerade an älteren Menschen großer Beliebtheit und führen zur Theorie, dass das geistige Leistungsvermögen mit zunehmendem Alter abnimmt. Je älter die Probanden sind, desto schlechter schneiden sie bei solchen Intelligenztests ab.[213]

Jasper betont die daraus resultierende Verallgemeinerung, das heißt die vorrangige Betrachtung der Defizite älterer Menschen, bei gleichzeitiger Vernachlässigung ihrer Ressourcen. Negativ behaftete Schlagwörter wie Verlust, Verfall, Bedürftigkeit und Einschränkung prägen das reduktionistische Altenbild, das rasch auf die allgemeine gesellschaftliche Meinung diffundiert. Alt sein bedeutet mit Defiziten behaftet und gegenüber jüngeren Generationen klar benachteiligt zu sein. Im Zuge der

---

[210] Vgl. Malwitz-Schütte, 1998, S. 32f.
[211] Vgl. Jasper, 2002, S. 39f.
[212] Jasper, 2002, S. 40.
[213] Vgl. Jasper, 2002, S. 41.

wissenschaftlichen Kritik, besonders an den Untersuchungsdesigns kann der Defizitansatz, der häufig als Grundlage für die Disengagement Theorie herangezogen wird, beinahe verworfen werden und eine Hinwendung zur aktiven Auseinandersetzung älterer Menschen mit ihrer Lebensphase eingeleitet werden.[214]

4.1.2.3 Der Aktivitätsansatz

Als Gegenposition zum Defizitansatz zeigen empirische Untersuchungen, die seit den 60er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts durchgeführt werden, dass ein „enger Zusammenhang zwischen der Lebenszufriedenheit und dem Grad der Aktivitäten von alten Menschen bestehe."[215] Mit zunehmendem Alter erfolgt ein Wandel der gesellschaftlichen Rollen eines Menschen, da diese zum Einen in der Regel weniger werden und sich zum Anderen ihre Bedeutung verändert.

Dieser Wandel in der beruflichen und familiären Situation hat zur Folge, dass bestimmte Aufgaben und Verantwortungen verloren gehen und dadurch das Gefühl gebraucht zu werden abnimmt. Um das drohende negative Selbsterleben zu kompensieren, sollten Aktivitäten mittlerer Lebensjahre beibehalten werden oder neue Interessen und Aufgaben übernommen werden, wodurch sinnvolles Altern ermöglicht werden kann.[216]

So geht Tartler, der zu den berühmtesten Vertretern der Aktivitätstheorie zu zählen ist, davon aus, dass „…nur derjenige Mensch glücklich und zufrieden sei, der aktiv ist, der etwas leisten kann und von anderen Menschen gebraucht wird. Hingegen sei derjenige Mensch, der nicht mehr gebraucht werde, der keine Funktion mehr in der Gesellschaft habe, unglücklich und unzufrieden."[217]

Erst durch die Fortsetzung und Weiterentwicklung der sozialen Beziehungen, etwa nach dem Austritt aus dem Berufsleben, oder dem Verlassen der Kinder des elterlichen Hauses, kann die subjektive Zufriedenheit im hohen Alter gewährleistet werden. Schroeter und Prahl weisen in Anlehnung an Tartler allerdings darauf hin, dass gerade bei älteren Personen, die einen Doppelverlust der genannten Rollen (Familie und Beruf) kompensieren müssen, die eigene Identität und das Selbstwertgefühl leichter in eine persönliche Krise verfallen. Hier zeigt sich vor allem der wechselseitige Zusammenhang im Umgang mit den sich wandelnden Ereignissen.

Während ältere Menschen, die mit ihrer Lebenssituation ohnehin unzufrieden sind, eher dazu neigen nach diesem doppelten Rollenverlust keine kompensierenden Funktionen zu suchen, erleben jene, die bereits vorher eine hohe Lebenszufriedenheit

[214] Als Forschungsmethode wurden in erster Linie Querschnittuntersuchungen durchgeführt. Um die geistige Leistungsfähigkeit wissenschaftlich analysieren zu können, sollten jedoch Längsschnittuntersuchungen herangezogen werden. Im Kreuzfeuer der Kritik standen darüber hinaus häufig Rahmenbedingungen der Untersuchungen wie Zeitfaktoren und Trainingszustand, die keine entsprechende Berücksichtigung fanden und zu verfälschten Ergebnissen führten. Vgl. Jasper, 2002, S. 42f.

[215] Schroeter/Prahl, 1999, S. 104.

[216] Vgl. Jasper, 2002, S. 38f.

[217] Tartler, 1961, o.S., zit. nach: Jasper, 2002, S. 38.

aufweisen den doppelten Funktionsverlust seltener als persönliche Krise und zeigen häufiger eine Ausweitung ihrer Aktivitäten.[218]

Zusammengefasst müssen im Sinne der Aktivitätstheorie folgende Voraussetzungen für sinnvolles Altern gegeben sein:

- Beibehalten früherer Interessen und Aktivitäten,
- Aufnahme neuer Tätigkeiten als Ausgleich für verlorene,
- Pflege bestehender und Aufnahme neuer Kontakte und Beziehungen sowie
- Übernahme von Funktionen und Verantwortung.[219]

Die Kritik am Aktivitätsansatz richtet sich in erster Linie an die Vorstellung dessen, was Aktivität sei. Darunter lassen sich unterschiedliche Auffassungen zwischen den Generationen verstehen, die z.B. in der Verschiedenartigkeit des Verständnisses von Pflicht und Autorität begründet liegen. Darüber hinaus erhält die Aktivitätstheorie durch ihr verallgemeinerndes Postulat des zwanghaften Aufdrängens von Aktivität den Charakter der Allgemeingültigkeit und damit jenen der Verdrängung von individuellen Bedürfnissen älterer Menschen.

4.1.2.4 Die Kontinuitätstheorie

Diese Theorie geht davon aus, dass die im Laufe eines Lebens erworbenen Fähigkeiten und Kompetenzen ins hohe Alter mitgenommen werden und dort erfolgreich zum Einsatz kommen können. Das heißt Strategien zur Bewältigung von kritischen Lebens-ereignissen, aber auch erfolgreiche Konzepte zur Aufgabenerledigung können als Kompetenzen gespeichert werden und im fortschreitenden Alter abgerufen werden. Schroeter und Prahl sprechen vor allem den, in der Berufsbiografie erworbenen Verhaltensstilen besondere Bedeutung zu. Während unselbstständige Tätigkeiten im Berufsleben eher Rückzugstendenzen im Alter bewirken, können Personen, die bei der Ausübung ihres Berufes Eigenständigkeit und Entscheidungskompetenzen erlernt haben, diese Fähigkeiten auch im fortgeschrittenen Alter, soll heißen nach dem Berufsaustritt erfolgreich einsetzen.[220]

Entscheidenden Charakter schreiben sie auch den einschneidenden Brüchen im Lebenslauf zu. So zeigt sich, dass der Verlust von nahen Angehörigen, Langzeiterwerbslosigkeit und schwere Krankheiten negative Konsequenzen auf die Herausbildung von Kompetenzen, die im Alter zum Einsatz kommen, mit sich ziehen können.

---

[218] Vgl. Schroeter/Prahl, 1999, S. 104.
[219] Vgl. Jasper, 2002, S. 39.
[220] Vgl. Schroeter/Prahl, 1999, S. 105.

Dem gegenüber können tiefgreifende Umwälzungen, wie Kriegserfahrungen und Katastrophen der Aktivität im hohen Alter förderlich sein. Umbrüche im Verlauf des Lebens bewirken demnach einerseits Resignation, andererseits Aktivität im Alter und stehen in engem Zusammenhang mit der Biografie der betroffenen Person und allgemeinen, gesellschaftlichen Wertvorstellungen.[221]

4.1.2.5 Das Kompetenzmodell

Im Zusammenhang mit der oben genannten Kontinuitätstheorie, soll an dieser Stelle das Kompetenzmodell angeführt werden, das vor allem hinsichtlich der zu untersuchenden Forschungsfrage zentral erscheint. Jasper betont die Vielseitigkeit des Kompetenzbegriffs und definiert ihn mit „…Fähigkeit einer Person, Anforderungen in einem bestimmten Bereich gewachsen zu sein.“[222] Diese, sehr weit gefasste Bezeichnung deutet bereits die Mehrdimensionalität des Begriffs an. Entscheidend ist, dass sich Kompetenzen im Laufe des Lebens verändern, soll heißen an Bedeutung verlieren oder gewinnen können, in Summe jedoch nicht von einer generellen Abnahme gesprochen werden kann.[223]

Um die Vielschichtigkeit des Kompetenzbegriffs erfassen zu können scheint es hilfreich das Kompetenzmodell zu veranschaulichen. Die Allkompetenz als generelle Handlungskompetenz stellt die oberste Ebene dar und setzt sich aus mehreren Teilkompetenzen zusammen. Jede dieser Teilkompetenzen konstituiert sich wiederum aus so genannten Schlüsselqualifikationen, die als spezielle Fähigkeiten und Fertigkeiten verstanden werden können.[224]

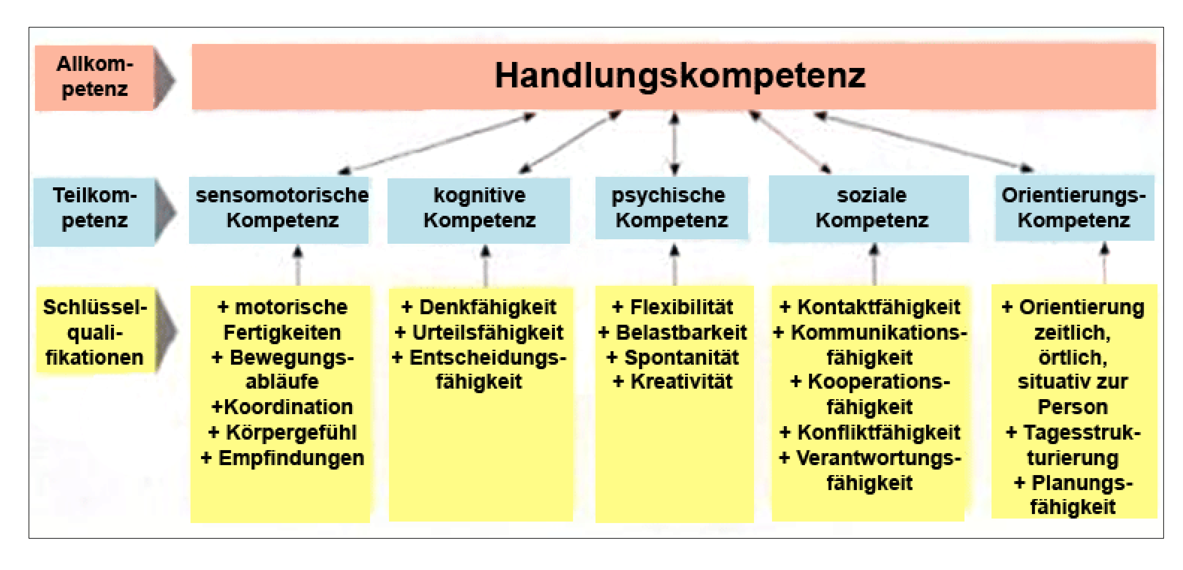


Abbildung 30: Kompetenzmodell nach Stanjek

221 Vgl. Schroeter/Prahl, 1999, 105f.
222 Jasper, 2002, S. 43.
223 Vgl. Jasper, 2002, S. 43.
224 Vgl. Stanjek, 2005, S. 95.

Jasper beschreibt mit Verweis auf Fischer und Greß-Heister[225] die Handlungskompetenz als Grundvoraussetzung für eine selbstverantwortliche, selbstbestimmte, selbstgestaltete und Sinn gebende Lebensgestaltung.[226]

Entscheidend ist, dass sich die jeweiligen Teilkompetenzen der Menschen aus unterschiedlichen Schlüsselqualifikationen zusammensetzen und in Kompetenzgraden und Entwicklungsverläufen stark variieren können. Während bei einer Person beispielsweise verstärkt soziale Kompetenzen wie Kooperationsfähigkeit, Verantwortungsfähigkeit und Konfliktfähigkeit ausgeprägt sind, treten bei einer anderen Person kognitive Teilkompetenzen wie kreatives Denken, Problemlösungsfähigkeit und Urteilsfähigkeit in den Vordergrund.

Es kann somit festgehalten werden, dass es die Kompetenz nicht geben kann, sondern sich ihre Beschaffenheit immer aus einem Zusammenspiel verschiedener Teilkompetenzen auszeichnet, die sich im Laufe eines Lebens ändern. So steht etwa bei älteren Menschen ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Anforderungen der Umwelt und den eigenen Fähigkeiten einerseits und zwischen der Sicherheit und Autonomie andererseits im Vordergrund.[227]

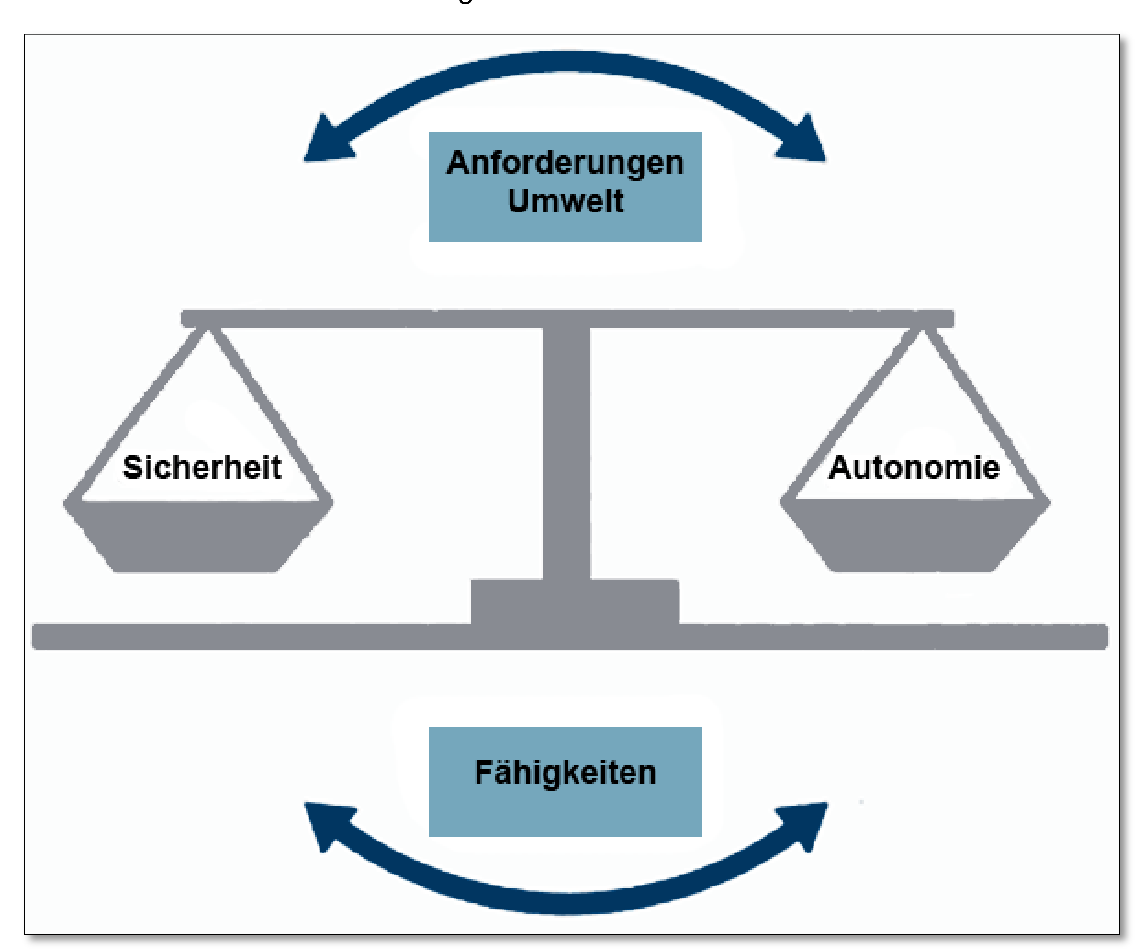


Abbildung 31: Kompetenzbalance des alten Menschen

225 Vgl. Fischer/Greß-Heister, 1994, S. 96.
226 Vgl. Jasper, 2002, S. 44.
227 Vgl. Jasper, 2002, S. 46.
Hirsch nennt dieses ausgeglichene Verhältnis Kompetenz-Balance.
Vgl. Hirsch, 1996, S. 72.

4.2 Differenzierung für diese Arbeit

Auf Grund der genannten Mehrdimensionalität der Begriffe Alter und Altern und ihrer unterschiedlichen Definitionen, soll im Folgenden eine Differenzierung für diese Arbeit vorgenommen werden. Dabei wird im Wesentlichen von der Kontinuitätstheorie und dem Kompetenzmodell ausgegangen, das heißt mögliche Gründe für Skepsis und Berührungsängste älterer Menschen bei der Annäherung an moderne Informations- und Kommunikationstechnologien werden in erster Linie auf das Fehlen entsprechender Kompetenzen zurückgeführt.

Dies muss aber nicht bedeuten, dass diese Kompetenzen in einer früheren Lebensphase nicht entsprechend ausgeprägt waren. Wie erwähnt, können solche Schlüsselqualifikationen im Laufe des Alterungsprozesses variieren und auch an Bedeutung verlieren, wenn andere Kompetenzen in den Vordergrund gestellt werden. Andererseits muss darauf hingewiesen werden, dass einmal erlernte Fähigkeiten nicht dauerhaft verschwinden, sondern nur rückgestellt werden und bei entsprechender Reaktivierung erneut abgerufen werden können.

Damit verdeutlichen sich zwei zentrale Vorbemerkungen: Zum Einen kann davon ausgegangen werden, dass Kompetenzen im Umgang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien, sofern sie einmal erlernt wurden, dauerhaft zur Verfügung stehen und aufgefrischt werden können.[228]

Zum Anderen kann ein Mangel an Kompetenzen im Umgang mit modernen Technologien auf die individuelle Umstrukturierung der erworbenen Teilkompetenzen zurückgeführt werden, sprich Umbrüche im Lebenslauf wie der Austritt aus dem Berufsstand bewirken die Herausstellung anderer Teilkompetenzen. So können etwa soziale Kompetenzen wie der Bezug zur eigenen Familie in den Vordergrund treten, während technische Kompetenzen vernachlässigt werden.[229]

4.2.1 Differenzierung nach sozialen Sequenzen

Wenn von der Generation 60 plus gesprochen wird, können im Alltagsverständnis, das meist dem des kalendarischen Alters entspricht alle Personen verstanden werden, die

[228] An dieser Stelle muß darauf verwiesen werden, dass moderne Informations- und Kommunikationstechnologien in den letzten Jahren rapide angewachsen sind und die technologische Durchdringung der Gesellschaft, mit den in Kapitel 2.1.3.1 und 2.1.3.2 erläuterten Konsequenzen für die Medienwelt und die Gesellschaft, sowie jedem einzelnen, in ihr lebenden Menschen Kompetenzen im Umgang mit selbigen abverlangt, die vor 30 Jahren nicht erlernt werden konnten, weil die technische Infrastruktur nicht gegeben war. Allerdings können gewisse Fertigkeiten, wie etwa grundlegende PC-Kenntnisse, die zu damaligen Zeiten erlernt werden konnten, an die Anforderungen der heutigen Zeit adaptiert werden.

[229] Die Komplexität des Themas äußert sich schon alleine dadurch, dass hinsichtlich des Umgangs mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien von Kompetenzen, das heißt dem Plural gesprochen wird. Die Handlungskompetenz eines Menschen setzt sich aus einer Vielzahl an Teilkompetenzen zusammen, die in Wechselwirkung zueinander stehen und sich gegenseitig beeinflussen, das heißt ergänzen. Eine Teilkompetenz extrahiert zu betrachten ist kaum möglich. So werden etwa beim Chatten über das Internet gleichzeitig technische, kognitive und soziale Kompetenzen gleichermaßen in Anspruch genommen.

sich im oder über dem 60. Lebensjahr befinden. Die Auseinandersetzung mit dem Prozess des Alterns hat jedoch gezeigt, dass eine weitere Differenzierung unbedingt notwendig ist. So können 62-jährige Menschen, die womöglich noch im Berufsleben stehen und in ihrer Freizeit Hobbys nachgehen, die sie mit 40-Jährigen teilen nicht mit 92-Jährigen verglichen werden, die unter Umständen auf Grund ihrer körperlichen Beeinträchtigung in Pflegeheimen versorgt werden müssen.

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass es sich bei der Generation 60 plus nicht um eine homogene Gruppe handelt. Schroeter und Prahl verdeutlichen diesen Gedankengang, indem sie eine Unterteilung des Lebenslauf in soziale Sequenzen vornehmen und folgende Definitionen herausstellen. Während unter Lebenslauf „...ein sozial konstruiertes Modell, welches sich in Phasen (Sequenzen) gliedert und über die gesamte Lebenszeit von der Geburt bis zum Tode erstreckt“[230] verstanden werden kann, definieren sich die sozialen Sequenzen als „…zeitliche Periode, die ein Mensch in seinem Lebenslauf durchschreitet und in denen er sozial verortet und positioniert wird: z.B. Kinder, Jugendliche, Schüler, Auszubildende, Junggesellen, Erwachsene, Verheiratete, Eltern, Berufstätige, Erwerbslose, Alte, Rentner/Pensionäre, Großeltern, Geschiedene, Verwitwete, Pflegebedürftige usw.“[231]

Aus dieser Differenzierung geht hervor, wie heterogen nicht nur bestimmte Lebensabschnitte, sondern auch Altersgruppen konstituiert sind. Es empfiehlt sich daher mit Blick auf Bogue eine weitere Unterteilung nach Altersabschnitten, die der jeweiligen Phase des Lebenszyklus entsprechen, vorzunehmen.

Phase des Lebenszyklus	Altersabschnitt in Jahren
Kindheit	**0 bis 8 Jahre**
Säuglingsalter	unter 1 Jahr
Frühe Kindheit	1 bis 5 Jahre
Späte Kindheit	6 bis 8 Jahre
Jugend	**9 bis 17 Jahre**
Vorpubertät	9 bis 11 Jahre
Frühe Jugendzeit	12 bis 14 Jahre
Späte Jugendzeit	15 bis 17 Jahre
Erwachsenenzeit	**18 bis 64 Jahre**
Heranreifen	18 bis 24 Jahre
Reife	25 bis 44 Jahre
Mittelalter	45 bis 64 Jahre
Alter	**65 Jahre und älter**
Frühes Alter	65 bis 74 Jahre
Fortgeschrittenes Alter	75 Jahre und älter

Abbildung 32: Phasen des Lebenszyklus nach Bogue

Im Alltagsverständnis organisiert sich der Normallebenslauf in der Regel um das Erwerbssystem, was zur gängigen Dreiteilung des Lebenslaufs in Vorbereitungs-, Aktivitäts- und Ruhephase führt. Die entsprechenden Alterskategorien das heißt,

[230] Schroeter/Prahl, 1999, S. 59.
[231] Schroeter/Prahl, 1999, S. 59.

Kindheit/Jugend, Erwachsenenleben und Alter sind in Zeiten der Individualisierung von Lebenslagen und Lebensstilen ebenso wenig haltbar, wie die Dreiteilung des Lebenslaufes selbst.[232]

Auch von Ruhephase und dem so genannten Dritten Leben, also dem Zeitraum nach dem Austritt aus dem Berufsleben zu sprechen, scheint angesichts der Tatsache, dass es sich zum Einen um eine große Gruppe innerhalb der Gesellschaft handelt und zum Anderen nahezu ein Drittel des Lebens derselben ausmacht, nicht mehr angemessen.[233]

Daher wird die dritte Lebensphase ein weiteres Mal in 3 Abschnitte unterteilt:

- Die Neuorientierungsphase (55 bis 69 Jahre), die bereits in der späteren Berufsphase beginnt und mit dem Definieren neuer Ziele, die für den Zeitraum nach der Berufsausübung gesteckt werden, einsetzt.
- Die Konsolidierungsphase (70 bis 79 Jahre), die den Umstand beschreibt, dass sich der Mensch mit der neuen Lebenssituation bereits intensiv auseinandergesetzt hat und sich mit den neuen Anforderungen, die an ihn herangetragen werden arrangiert hat.
- Die Altersphase (80 + n Jahre), in der vor allem medizinische Aspekte in den Vordergrund rücken. Der Mensch verspürt ebenso Verluste seiner Kompetenzen wie zunehmende körperliche Gebrechen und Krankheiten. In dieser Phase begibt sich der Mensch vermehrt in Abhängigkeiten.[234]

Atchley betont in seinem sieben Phasen umfassenden Modell die Prozesshaftigkeit des Ruhestandes und unterstreicht damit den schleichenden Charakter des Alterungsprozesses.[235] Er stellt den Übergang in den Ruhestand in den Mittelpunkt seiner Überlegungen und definiert zwei Phasen vor und fünf Phasen nach der Zeit der Berufsaufgabe, wobei die einzelnen Sequenzen des Lebenslaufes nahtlos ineinander übergehen. Schäuble hebt die Relevanz des Modells von Atchley sowohl für alterstheoretische Überlegungen, als auch für die Bildungsarbeit mit Älteren hervor.[236] Allerdings handelt es sich auch beim Modell von Atchley um die Bildung von Idealtypen, um dem kalendarisch gefassten Altersbegriff, der sich über eine immer größer werdende Zeitspanne erstreckt, zu entkommen.

- In der entfernten Phase, die bis ca. drei Jahre vor der Entberuflichung dominiert, erwarten die meisten Menschen bereits den Ruhestand und stehen diesem auch erwartungsvoll gegenüber. Nachdem die Pension in dieser Phase eher als Dauerfreizeit gesehen wird, stellt sich auch die Einstellung zum Alter(n) entsprechend positiv dar.
- Die Nähephase, die kurz vor der Pensionierung einsetzt und in etwa die Zeit zwischen drei Jahren und einem Jahr vor der Entberuflichung umfasst,

[232] Vgl. Schroeter/Prahl, 1999, S. 60.
[233] Vgl. Schroeter/Prahl, 1999, S. 61.
[234] Vgl. Schroeter/Prahl, 1999, S. 61.
[235] Vgl. Atchley, 1976/1983/1989/1993, o.S., zit. nach: Schroeter/Prahl, 1999, S. 61.
[236] Vgl. Schäuble, 1995, S. 141.

kenzeichnet sich durch eine konkrete Beschäftigung des Betroffenen mit dem Ruhestand. Neben der Informationssuche über das Leben im Alter, stehen finanzielle Altersvorsorge und die Entwicklung von Zukunftsphantasien im Vordergrund. Letztere bewegen sich zwischen unrealistischen Verlustszenarien und romantischem Idealismus.

- In den ersten Wochen bis Monaten nach der Pensionierung dominiert, bei Menschen, die finanziell und gesundheitlich keine Einschränkungen verspüren die Euphoriephase. Das Gefühl der Befreiung von Lasten und die Aufhebung des bis dahin verspürten, engen Zeitkorsetts bewirken ein urlaubsähnliches Hochgefühl. Reisen und andere außeralltägliche Dinge können dazu führen, dass sich die betroffenen Personen geschäftiger fühlen, als zuvor in der Arbeitswelt.
- Die Ernüchterungsphase stellt den Übergang vom ungebundenen, freien Leben zum Erwachen dar, das heißt der Mensch wird zunehmend mit dem harten Alltag des Alters konfrontiert und erfährt eine Stimmungsveränderung, die von Ernüchterung bis hin zu Depression reicht. Die in der Nähephase entwickelten Wunschvorstellungen können auf Dauer nicht realisiert werden. Der Mensch erkennt, dass er Aufgaben und Ziele benötigt und sich der Ruhestand nicht nur durch Konsum, Feiern und Reisen auszeichnen kann.
- In der darauf folgenden Reorientierungsphase versucht der Mensch durch Entwicklung neuer Verhaltensmuster wie Rhythmen, Rituale und Wiederaufnahme alter Gewohnheiten sein Leben neu zu strukturieren und zu ordnen, mit dem Ziel Stabilität in sein Alltagsleben zu bringen. Diejenigen Personen, die bereits vor der Entberuflichung realistische Zielsetzungen für die Pension entworfen haben, laufen weniger Gefahr in Depressionen zu verfallen und finden schneller zur nötigen Alltagsroutine.
- Die Stabilitätsphase, die den zeitlich größten Teil des Alterns umfasst, ist durch eine geregelte Form der Lebensführung und größtenteils normierte Verhaltensmuster gekennzeichnet. Geringere Veränderungen können auf Grund seiner dem Menschen bekannten Ressourcen, Kapazitäten und Grenzen problemlos gemeistert werden. Die gewonnene Alltagsroutine schließt jedoch einen Rückfall in die Ernüchterungs- oder Reorientierungsphase durch tiefere Lebenseinschnitte und kritische Lebensereignisse, wie der Tod nahestehender Personen, nicht aus.
- Die Endphase, die gewissermaßen den Übergang des Ruheständlers in die Rolle des alten, gebrechlichen und pflegebedürftigen Menschen markiert, zeichnet sich durch den Verlust der Kontroll- und Handlungsfähigkeit des Menschen aus, wodurch sich der Betroffene zunehmend in Abhängigkeitsverhältnisse anderer Personen oder Institutionen begibt. Diese letzte Phase, die mit dem Tod endet, kann sich über einen sehr kurzen Zeitraum, aber auch über mehrere Lebensjahre erstrecken.[237]

[237] Vgl. Atchley, 1976, S. 63ff.
siehe auch: Schäuble, 1995, S. 142ff., sowie Willems, 2008, S. 622f.

4.2.2 Differenzierung nach kalendarischem Alter

Auf Grund genannter Vielfältigkeit und Verschiedenartigkeit des Altersbegriffs, soll für die vorliegende Arbeit zunächst in Anlehnung an Laslett zwischen

- dem ersten Alter, als Phase der Abhängigkeit, Unreife und Erziehung,
- dem zweiten Alter, als Phase der Unabhängigkeit, Reife und Verantwortung,
- dem dritten Alter, als Phase der persönlichen Errungenschaften und Erfüllung sowie
- dem vierten Alter, als Phase der unabänderlichen Abhängigkeit differenziert werden.[238]

Um diese Unterscheidung nach kalendarischem Alter fassen zu können, sollen vor allem die Phase des dritten und des vierten Alters differenziert betrachtet werden. Entscheidend ist die Bildung unterschiedlicher Gruppen alter Menschen entsprechend ihrer Bedürfnisse, da etwa die Biographie eines 60-Jährigen keinesfalls mit der eines 90-Jährigen zu vergleichen ist.

Daher gilt für die vorliegende Arbeit die Unterscheidung Kollands, welcher mit Blick auf die WHO vier Kategorien von alten Menschen kalendarisch zu fassen versucht.[239] Darüber hinaus soll eine weitere Kategorie, die der „jungen Alten“ gebildet werden. Somit ergibt sich für die vorliegende Arbeit folgende kalendarische Differenzierung: Junge Alte (60 bis 65-Jährige), ältere Menschen (65 bis 75-Jährige), alte Menschen (75 bis 90-Jährige), hochbetagte Menschen (90 bis 100-Jährige) und langlebige Menschen (über 100-Jährige).

Bezeichnung der Alterskategorie	kalendarisches Alter
junge Alte	60 bis 65-Jährige
ältere Menschen	65 bis 75-Jährige
alte Menschen	75 bis 90-Jährige
hochbetagte Menschen	90 bis 100-Jährige
langlebige Menschen	über 100-Jährige

Abbildung 33: Alterskategorien für die vorliegende Arbeit

4.3 Mediennutzungsverhalten der Generation 60 Plus in Österreich

Im Zuge der Auseinandersetzung mit dem medialen Nutzungsverhalten der Generation 60 plus in Österreich soll im Folgenden vor allem auf die Fernseh-, Hörfunk- und Internetnutzung derselben eingegangen werden.

[238] Vgl. Laslett, 1995, S. 31ff.
Rosenmayr hat dem chancenreichen dritten und dem eingeschränkten vierten Alter, noch ein abhängiges fünftes Alter hinzugefügt. Vgl. Rosenmayr, 1996, S. 35.

[239] Vgl. Kolland, 2000, o.S., zit. nach: Bramberger, 2005, S. 57.

4.3.1 Hörfunk

Für das Jahr 2007 verzeichnet die Statistik Austria 3.274.124 Hörfunkteilnehmer was einer Empfangsdichte von 91,5 Radiolizenzen auf 100 Privathaushalte entspricht.[240] Der seit Jänner 1993 halbjährlich vom Meinungsforschungsinstitut Fessel GfK, mittels kontinuierlicher Telefonbefragung durchgeführte Radiotest stellt eine Reichweitenstudie über die Radionutzung der österreichischen Bevölkerung dar. Die Ergebnisse werden im Rahmen der Media Analyse veröffentlicht.

Im Jahr 2008 wird das Medium Radio von den Österreichern ab 10 Jahren täglich durchschnittlich von mehr als 6 Millionen Menschen in Anspruch genommen, was einer Tagesreichweite von 81,8 Prozent entspricht.[241] Die Nutzungszeit des Mediums Radio gesamt im Jahr 2008 beträgt 203 Minuten, was einem Minus von 2 Minuten im Vergleich zum Jahr 2007 entspricht. Von diesen 203 gehörten Radiominuten entfallen 159 Minuten auf die Radioflotte des öffentlich rechtlichen Rundfunks, die somit einen Marktanteil von 78 Prozent besitzen.[242]

Für die Generation 60 plus zeigt sich hinsichtlich der Radionutzung folgendes Bild. 3 von 4 Personen (75,6 Prozent) der Altersgruppe 60 Jahre und älter hören täglich zumindest eine Viertelstunde lang ORF Radioprogramme. Während Ö3 und FM4 mit 12,1 Prozent bzw. 0,2 Prozent Tagesreichweite im Vergleich zu den 10 bis 59-Jährigen eher selten genutzt werden, ist der Anteil der Ö1 Hörer bei der Generation 60 plus mit 17,2 Prozent beinahe dreimal so hoch, wie jener der Personen im Alter von 10 bis 59 Lebensjahren (6,1 Prozent). Auffallend ist bei der Gruppe 60 Jahre und älter der geringe Nutzungsanteil der Privatradios in Österreich, während die ORF Regionalradios in dieser Bevölkerungsgruppe mit 57,4 Prozent Tagesreichweite ganz klar an erster Stelle stehen.

---

[240] Die Statistik Austria verzeichnet ausschließlich gemeldete Teilnehmer.

[241] Bei der Tagesreichweite handelt es sich um die addierte Zahl aller Nutzer, die während eines Tages einen Sender eine bestimmte Zeit lang durchgehend gesehen oder gehört haben. Im TELETEST beträgt die Nutzungsdauer mindestens 60 Sekunden, im RADIOTEST mindestens eine Viertelstunde. Mehrfachkontakte werden bei der Tagesreichweite nicht berücksichtigt, d.h., es wird jede Person nur einmal gezählt. Die Tagesreichweite wird in Prozent oder in Tausend ausgewiesen. Die Projektionsbasis für die Hochrechnung von den RADIOTEST-Ergebnissen auf die absolute Größe in der Grundgesamtheit stammt aus dem jeweils aktuellen Mikrozensus der Statistik Austria. Demnach umfasst die österreichische Wohnbevölkerung ab 10 Jahren 7.360.000 Personen. 1 % Reichweite entspricht 73.600 Personen ab 10 Jahren. http://mediaresearch.orf.at/glossar.htm (08.07.2009) http://mediaresearch.orf.at/radio.htm (08.07.2009)

[242] Der Marktanteil gibt den relativen Anteil der Seh- oder Hördauer einer Sendung bzw. eines Programms an der Gesamtseh- oder Hördauer aller Sendungen bzw. aller Programme zum jeweiligen Zeitintervall (Tag, Monat etc.) an. http://mediaresearch.orf.at/glossar.htm (08.07.2009)

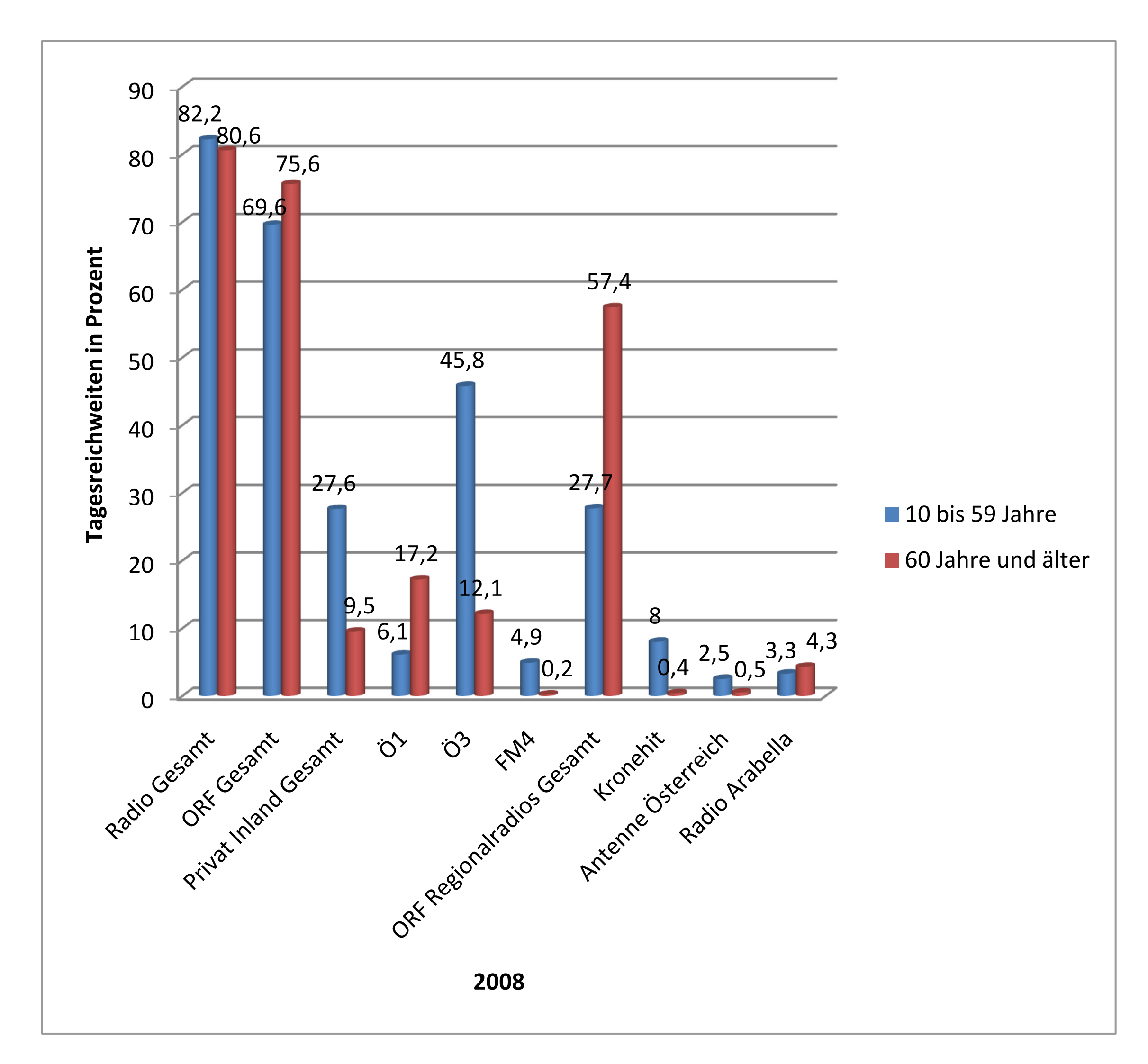


Abbildung 34: Radionutzung der Generation 60 plus, 2008

4.3.2 Fernsehen

Die Tagesreichweite beim Medium TV liegt im Jahr 2008 bei 63,2 Prozent des potentiellen TV-Publikums ab 12 Jahren (7,03 Millionen). Dies bedeutet einen Rückgang von 0,9 Prozentpunkten im Vergleich zum Jahr 2007 und bestätigt den Trend, der sich bereits seit einigen Jahren in Österreich fortsetzt. Die Tagesreichweite im Fernsehen ist weiterhin rückläufig, während die Nutzungszeit annähernd stabil bleibt.

Diese beträgt im Jahr 2008 156 Minuten pro Tag. Ebenso wie im Hörfunkbereich stellt der öffentlich rechtliche Rundfunk mit 51,8 Prozent Tagesreichweite (ORF1 und ORF2) seine Dominanz unter Beweis, wenngleich die Tagesreichweite auch hier dem generellen Trend folgt und weiter rückläufig ist (- 1,1 Prozent im Vergleich zum Jahr 2007). Die sinkende Tagesreichweite, das heißt die Zahl jener österreichischen Personen, die an einem Durchschnittstag ihren Fernseher überhaupt einschalten, bewirkt auch einen Rückgang der TV-Nutzungszeit, während die Verweildauer generell zunimmt.

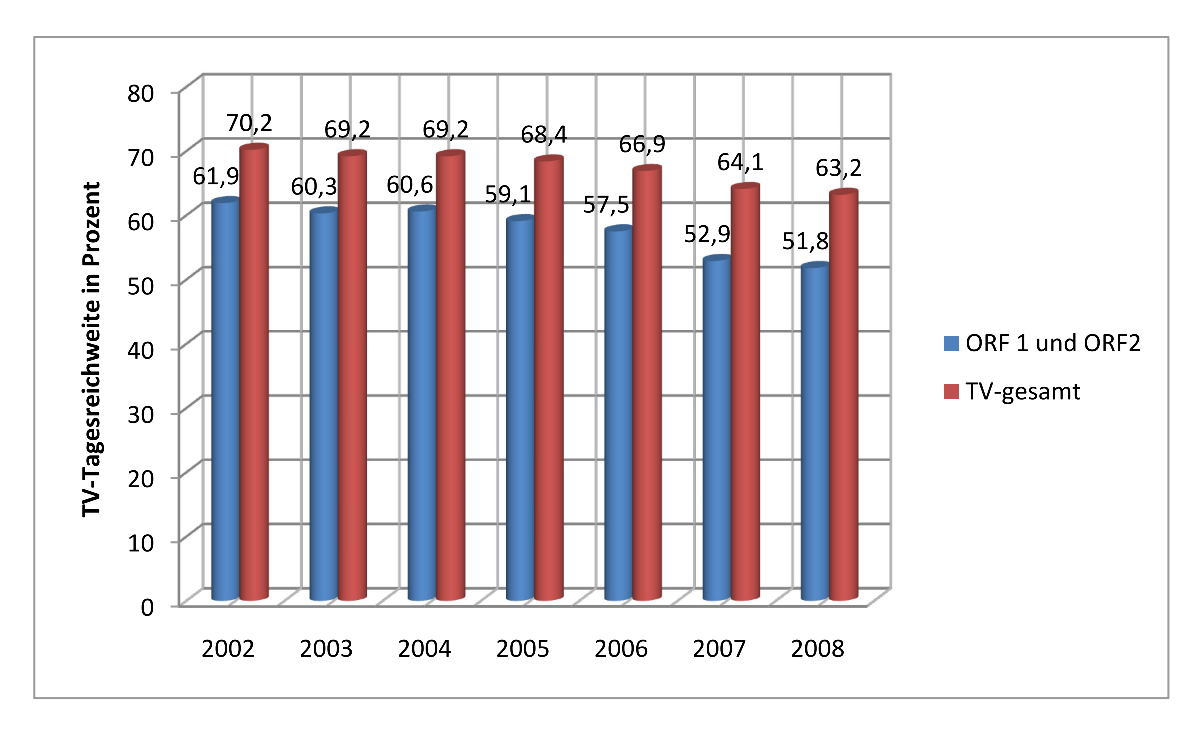


Abbildung 35: Tagesreichweite TV: 2002 - 2008

Hinsichtlich der Generation 60 plus zeigt sich (siehe Abbildung 36), dass das Medium Fernsehen mit zunehmendem Alter an Bedeutung gewinnt. Während es bei Kindern und jungen Erwachsenen seltener genutzt wird, steigt die tägliche TV-Nutzungszeit mit zunehmendem Alter an.

Die Altersgruppen der Kinder (3 bis 11 Jahre) und der jungen Erwachsenen (12 bis 29 Jahre) weisen mit 73 bzw. 90 Minuten pro Tag erneut die niedrigste durchschnittliche Sehdauer auf. Auch 30 bis 39-Jährige und 40 bis 49-Jährige liegen mit 116 und 145 Minuten noch unter dem Schnitt der Gesamtbevölkerung ab 3 Jahren, die bei 148 Minuten pro Tag liegt. Die Altersgruppe der 50 bis 59-Jährigen verzeichnet bereits einen Anstieg der täglichen TV-Nutzungszeit auf 194 Minuten und für jene der über 60-Jährigen zeigt der Teletest einen weiteren Anstieg auf 242 Minuten pro Tag.

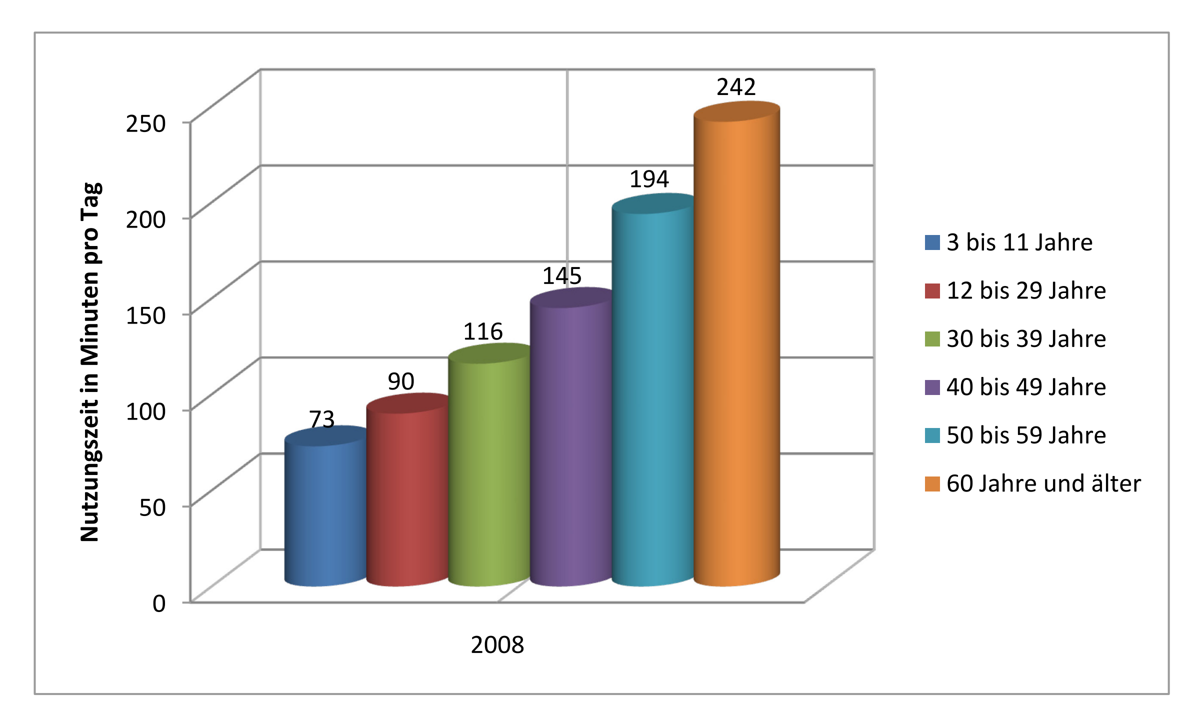


Abbildung 36: TV-Nutzungszeiten 2008 nach Alter

Somit liegt die Generation 60 plus in ihrem Fernsehnutzungsverhalten mit rund 4 Stunden täglich klar über dem Durchschnitt. Die Statistik Austria weist für das Jahr 2007 eine weitere Differenzierung nach der Kategorie Alter aus und unterscheidet hinsichtlich der Tagesreichweite des Fernsehens in Österreich zwischen der Altersgruppe der 60 bis 69-Jährigen und jener der Generation 70 plus. Sie bekräftigt die zunehmende Bedeutung des Mediums Fernsehen mit steigendem Alter. So liegt die TV-Gesamttagesreichweite bei Menschen im Alter von 70 Jahren und darüber im Jahr 2007 bei 82,2 Prozent.[243]

Das Fernsehen stellt also nach wie vor das beliebteste Medium der älteren Generationen dar. Der zunehmende Altersschnitt, sprich das Altern der Gesellschaft in Österreich bewirkt auch einen Altersanstieg der jeweils fernsehenden Bevölkerung. Während die österreichische Gesamtbevölkerung ab drei Jahren (in TV-Haushalten) durchschnittlich 40,9 Jahre alt ist, liegt das Durchschnittsalter der jeweils fernsehenden Österreicher bei 49,7 Jahren, was einem Anstieg von plus 2,6 Jahren seit der Erhebung im Jahr 2000 entspricht.

Im nächsten Schritt gilt es zu erfahren, welche Gründe ältere Personen in Österreich für die häufige TV-Nutzung angeben. Hierzu soll die im Auftrag des ORF, vom deutschen Institut tns infratest im August/September 2008 durchgeführte Untersuchung zur Fernseh- und Internetnutzung der Österreicherinnen und Österreicher herangezogen werden.

---

[243] Vgl. Statistik Austria, Tagesreichweiten des Fernsehens in Österreich 2007 nach Alter http://www.statistik.at/web_de/static/tagesreichweiten_des_fernsehens_in_oesterreich_2006_nach_alter_021238.pdf (10.07.2009)

Für diese repräsentative Untersuchung der Bevölkerung ab 14 Jahren werden 1000 Personen telefonisch befragt und die Ergebnisse auch nach soziodemographischen Merkmalen aufgearbeitet. Allerdings zeigt sich, dass der Generation 60 plus, die wie bereits mehrfach erwähnt, eine der größten Bevölkerungsgruppen darstellt, keine eigene Alterskategorie zugesprochen wird, sondern die häufig verwendete Unterscheidung nach den Altersgruppen 14 bis 29 Jahre, 30 bis 49 Jahre sowie 50 Jahre und älter verwendet wird.

Bei der Betrachtung der Ergebnisse nach den genannten Alterskategorien fällt auf (siehe Abbildung 37), dass Informationen als Nutzungsmotiv mit dem Alter der Befragten zunimmt, während Unterhaltung als Grund für die TV-Nutzung mit zunehmendem Alter seltener genannt wird. So geben 77,3 Prozent der interviewten Personen in der Altersgruppe 50 plus an das Fernsehen als Informationsquelle heranzuziehen, aber nur 64,5 Prozent derselben nennen den Unterhaltungswert des Fernsehens als Nutzungsgrund. Während nur 42,6 Prozent der Generation 50 plus zum Zeitvertreib vor ihren TV-Bildschirmen sitzen, geben 70,1 Prozent der 14 bis 29-Jährigen dieses Motiv als Nutzungsgrund an. Das heißt während jüngere Menschen das Medium Fernsehen eher aus Gründen der Entspannung und der Unterhaltung bevorzugen, nutzen ältere Personen das Fernsehen vorwiegend als Informationsquelle.

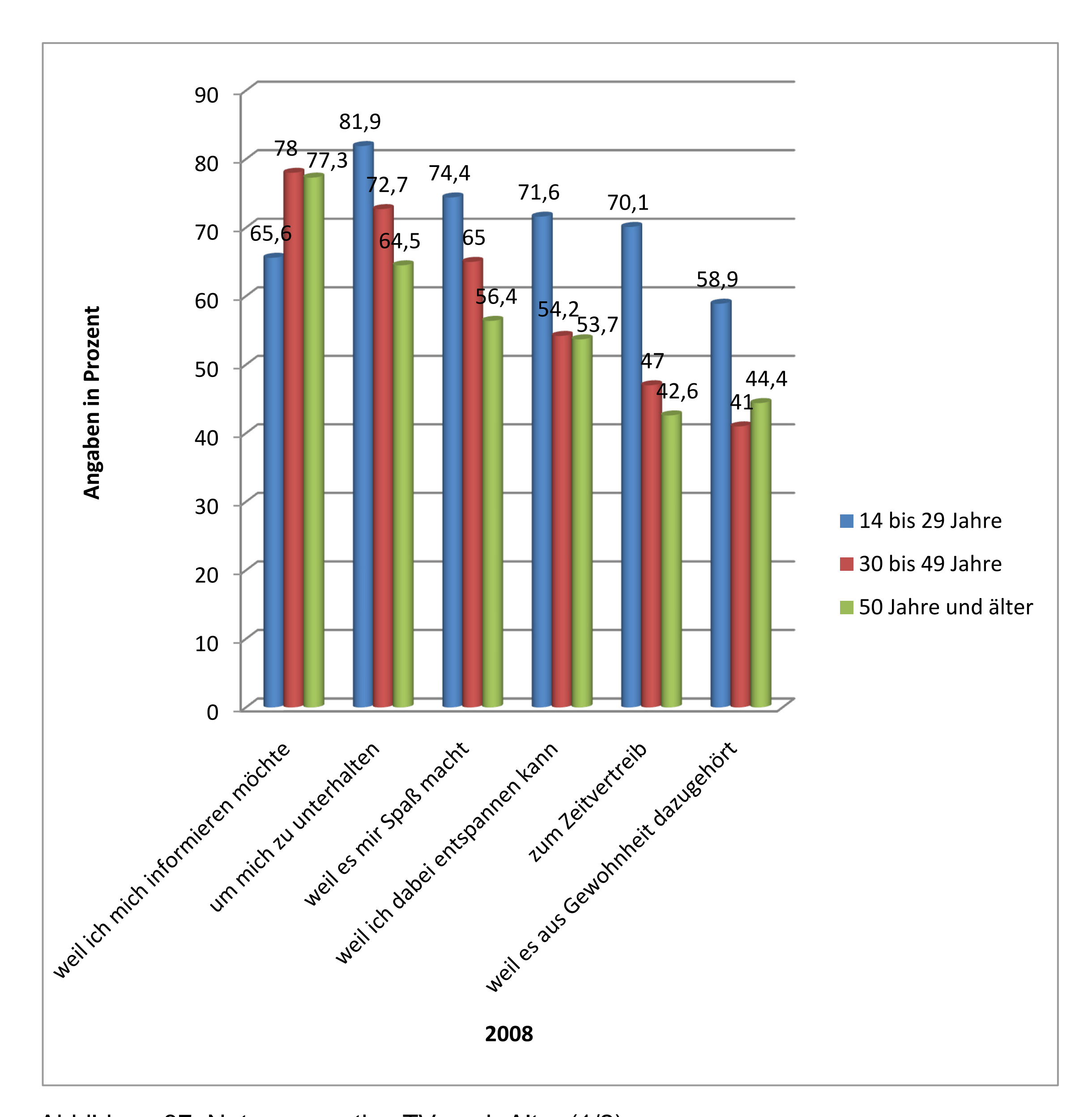


Abbildung 37: Nutzungsmotive TV nach Alter (1/2)

Immerhin 40,7 Prozent der befragten Personen in der Altersgruppe 50 Jahre und älter nutzen das Fernsehen, um über bestimmte Themen so informiert zu sein, dass sie mitreden können. (siehe Abbildung 38) 25,3 Prozent nutzen das TV-Gerät um Hilfe für ihren Alltag zu erhalten und 28,8 Prozent um Denkanstöße zu erlangen. Bei der jüngeren Generation, besonders bei den 14 bis 29-Jährigen steht die Geselligkeit im Vordergrund (53,7 Prozent) das heißt sie bevorzugen das Fernsehen aus Gründen des geselligen Beisammenseins mit Freunden, oder der Familie. Dieses Nutzungsmotiv wird bei der Generation 50 plus nur von 23,4 Prozent der Befragten angegeben.

Diese Ergebnisse korrelieren mit den oben genannten Gründen für die TV-Nutzung. Ältere Menschen in Österreich ziehen das Fernsehen eher zur Informationsbeschaffung heran und versuchen daraus Vorteile für ihren Lebensalltag gewinnen zu können.

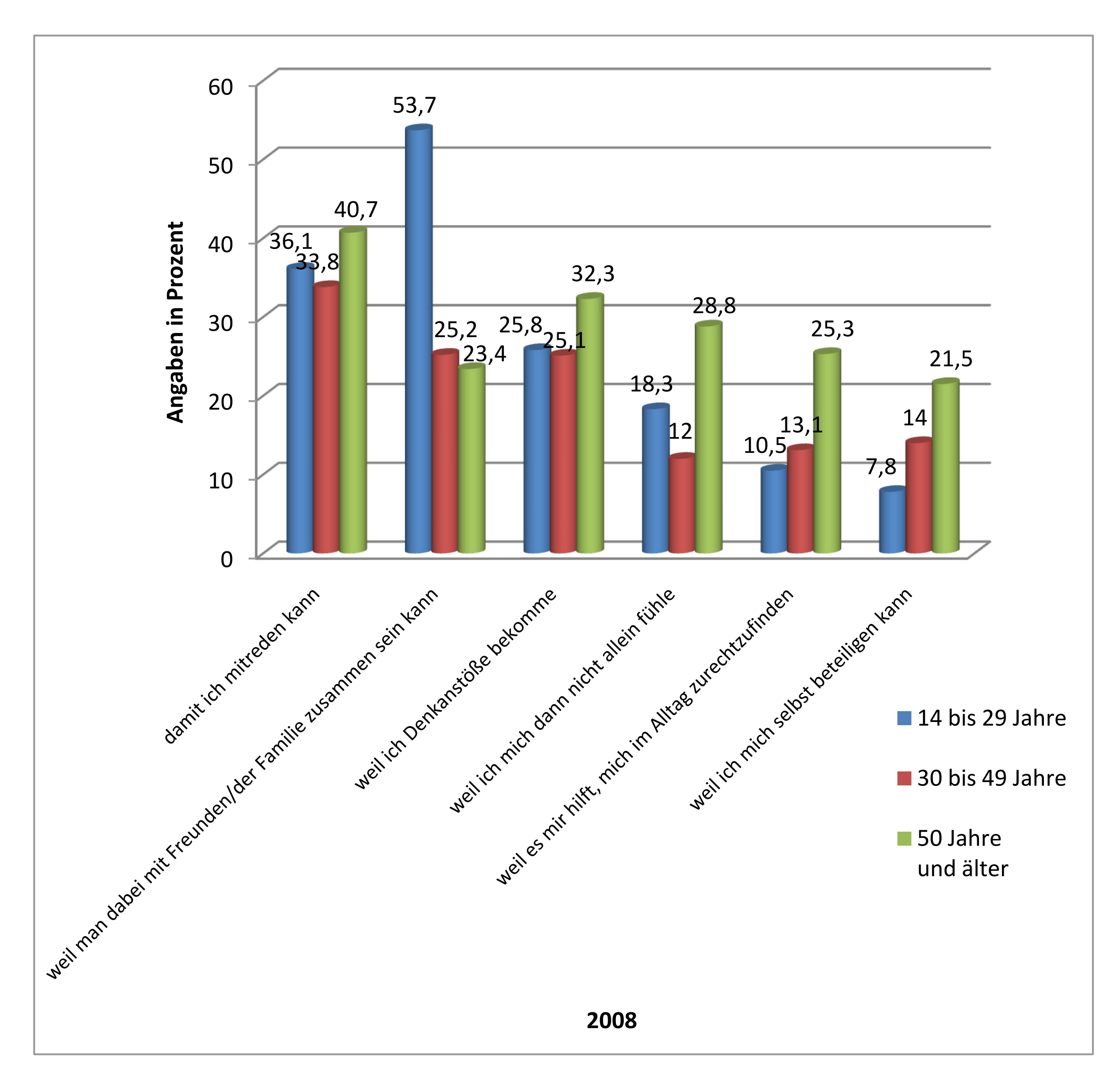


Abbildung 38: Nutzungsmotive TV nach Alter (2/2)

4.3.3 Internet

Aus der von der Statistik Austria in den Monaten Februar bis März 2008 durchgeführten Erhebung geht hervor, dass 71 Prozent aller Personen im Alter von 16 bis 74 Jahren im angegebenen Befragungszeitraum das Internet nutzen. Während im Jahr 2004 noch 44,6 Prozent der österreichischen Haushalte über einen Internetzugang verfügen, sind im Jahr 2008 bereits 68,9 Prozent an das Netz angeschlossen. Damit liegt Österreich im 4. Quartal 2008 mit seinen gut 5 Millionen Internetusern (Personen ab 14 Jahren) gemessen an der Gesamtbevölkerung innerhalb Europas an 8. Stelle.[244] (siehe Abbildung 39) Auch im internationalen Vergleich positioniert sich Österreich damit noch vor China, Japan und den USA.

[244] Die Ergebnisse beziehen sich auf die vom Meinungsforschungsinstitut Integral erhobenen Daten. Auch die Statistik Austria weist Österreich im europäischen Vergleich an 8. Stelle aus.

	State	Date	User in 1.000	User in %	User age
1.	Iceland	2008	200	**91** [1]	16-74
2.	Norway	2008	3.100	**87** [2]	16-79
3.	Denmark	2008	3.800	**83** [3]	12+
4.	Netherlands	2008	11.200	**82** [4]	13+
5.	Finland	08 July	3.300	**81** [5]	15-79
6.	Luxembourg	08 half-year 1	290	**81** [6]	16-74
7.	Sweden	2008 Jän.-Dec.	5.800	**80** [7]	9-79
8.	Switzerland (+FL)	08 April-Sept.	4.700	**79** [8]	14+
9.	**Austria**	**09 Q1**	**5.110**	**74** [9]	**14+**
10.	United Kingdom	08 Q4	33.800	**69** [10]	16+
11.	Estonia	08 Spring	800	**69** [11]	15-74
12.	Germany	08 Q4	42.800	**66** [12]	14+
13.	Slovenia	08 Sept.	1.100	**66** [13]	15-75
14.	Belgium	2007	5.500	**65** [14]	18+
15.	France	09 March	33.900	**64** [15]	11+
16.	Latvia	08 Spring	1.100	**59** [11]	15-74
17.	Lithuania	08 Spring	1.500	**59** [11]	15-74
18.	Ireland	08 Q2	2.000	**58** [16]	15-74
19.	Slovakia	09 Jan.	2.300	**53** [17]	15+
20.	Poland	08 Nov.	16.600	**52** [18]	15+
21.	Czech Republic	08 Q1	4.300	**49** [19]	12-79
22.	Hungary	08 2.Hj.	3.600	**49** [20]	15-69
23.	Malta	08 half-year 1	160	**49** [6]	16-74
24.	Greece	09 Jan.	3.400	**49** [21]	18-64
25.	Spain	08 April/May	17.500	**46** [22]	14+
26.	Macedonia	08 July	700	**44** [23]	15+
27.	Portugal	08 half-year 1	3.400	**42** [6]	16-74
28.	Italy	09 Feb.	19.900	**41** [24]	15+
29.	Croatia	08 Q3/Q4	1.400	**39** [25]	15+
30.	Serbia	08 Dec.	2.400	**39** [26]	15+
31.	Cyprus	08 half-year 1	240	**39** [6]	16-74
32.	Romania	08 Feb.-Dec.	6.200	**34** [27]	15+
33.	Bulgaria	08 Jan.-Dec.	2.200	**33** [28]	15+
34.	Montenegro	07 Feb.	200	**32** [26]	15+
35.	Bosnia-Herzegovina	08 May	1.000	**31** [29]	15+
36.	Russia	08 Dec.	30.500	**26** [30]	16+
37.	Ukraine	08 Nov.	6.100	**15** [31]	16+
	Israel	08 May	4.000	**74** [32]	13+
	United States	08 Dec.	ca. 170.000	**74** [33]	18+
	Japan	08 March	94.000	**74** [34]	
	China	08 Dec.	298.000	**23** [35]	6+
	India	08 Nov.	81.000	**7** [34]	
	World Total	09 March	1.596.000	**24** [34]	

Abbildung 39: Internet User in Europa

Innerhalb Österreichs variiert die Zahl der Haushalte, die über einen Zugang zum Internet verfügen stark, ein geringes Nord-Südgefälle ist erkennbar, das heißt die Bundesländer Steiermark und Kärnten liegen mit 66 Prozent bzw. 62 Prozent unter dem österreichweiten Durchschnitt. (69 Prozent)

Das Bundesland Wien positioniert sich mit 75 Prozent der Haushalte, die bereits ans Netz angeschlossen hingegen klar über diesem Österreichschnitt.

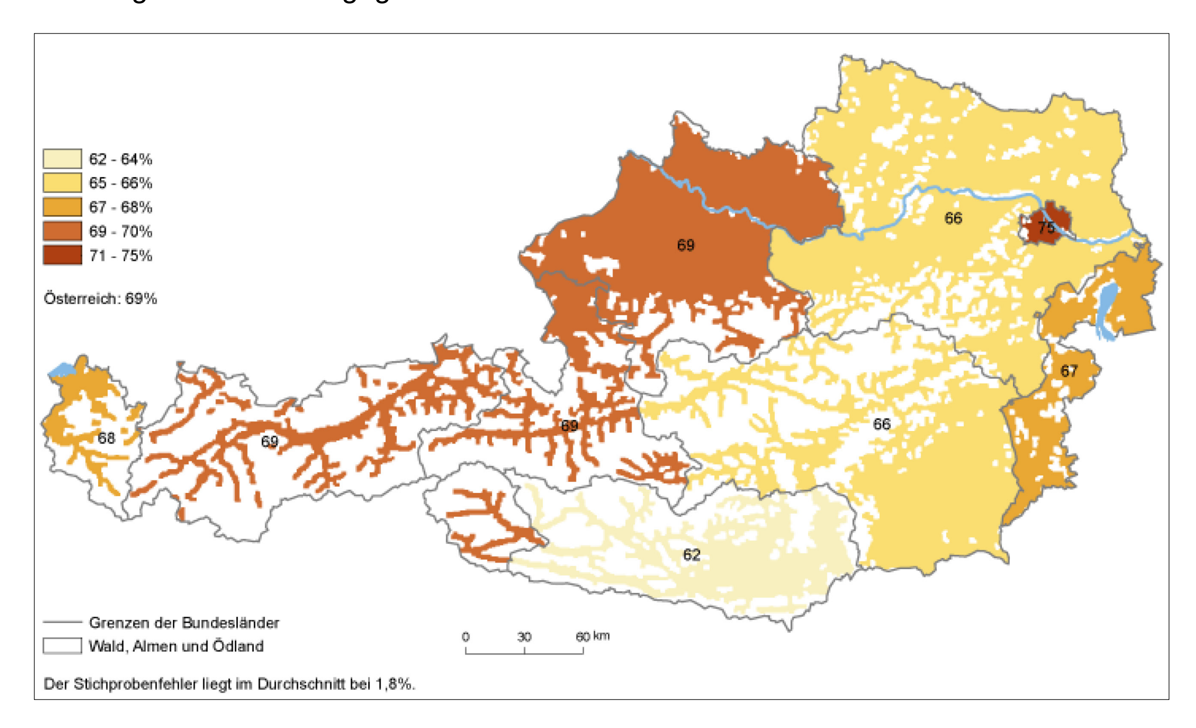


Abbildung 40: österreichische Haushalte mit Internetzugang 2008 nach Bundesländern

Aus dem Austrian Internet Monitor geht hervor, dass es sich im ersten Quartal 2009 bei 62 Prozent der 4.950.000 Internetnutzern in Österreich um so genannte "regelmäßige Nutzer" handelt, das heißt um Personen (ab 14 Jahren), die das Internet "(fast) täglich" bzw. "mehrmals pro Woche" nutzen. Im Vergleich dazu geben nur 7 Prozent der Befragten (510.000) an, niemals ins Netz einzusteigen.[245]

Interessant erscheint die Betrachtung der Internetuser in Österreich vor allem hinsichtlich der Alterskategorie, bei welcher der Austrian Internet Monitor zwischen sieben Altersgruppen differenziert. Dabei präsentiert sich jeweils der Blick auf eine bestimmte Gruppe der Internetuser (nach Alterskategorie) bezogen auf die Gesamtzahl derselben innerhalb der österreichischen Bevölkerung als spannend:

So zeigt sich etwa bei den 14 bis 19-Jährigen, dass 15 Prozent aller regelmäßigen Internetnutzer in Österreich in dieser Alterskategorie zu finden sind, obwohl ihr Anteil an der österreichischen Gesamtbevölkerung (ab 14 Jahren) nur 10 Prozent ausmacht. Soll heißen die Intensivnutzer sind in dieser Alterskategorie klar überrepräsentiert.

Andererseits weist die Statistik für die 60 bis 69-Jährigen nur 7 Prozent als Internetnutzer (gesamt) und nur 6 Prozent als regelmäßige Internetnutzer aus, obwohl 12 Prozent der Gesamtbevölkerung (ab 14 Jahren) in diese Alterskategorie fallen. Das heißt sowohl normale, als auch Intensivnutzer sind hier eindeutig unterrepräsentiert.

Noch eindeutiger zeigt sich erwartungsgemäß die Verteilung der Internetuser bei Österreichern ab dem 70. Lebensjahr: Nur 4 Prozent der Internetuser sind dieser

[245] Austrian Internet Monitor, 1. Quartal 2009.

Altersgruppe zuzuordnen (3 Prozent regelmäßige Nutzer), obwohl der Anteil an Personen, die 70 Jahre und älter sind in Österreich bei 14 Prozent liegt.

Abbildung 41: Strukturvergleich der Internetnutzer, 1.Quartal 2009

Es lässt sich festhalten, dass 88 Prozent der Internetnutzer in Österreich unter 60 Jahre alt sind und diese Gruppe 74 Prozent der österreichischen Bevölkerung ausmacht. Die Häufigkeit der Internetnutzung nimmt ab der Altersgruppe der 30 bis 39-Jährigen mit zunehmendem Alter ab.

Besonderes Augenmerk soll im Folgenden auf die Motive für die Nutzung des Internets gerichtet werden. Hierzu soll erneut die Studie der Media Research herangezogen werden, die wie oben erwähnt, nur zwischen drei Alterskategorien differenziert.

Bei den Motiven für die Internetnutzung steht bei allen Altersgruppen die Informationssuche klar im Vordergrund. (siehe Abbildung 42) 90,4 Prozent der befragten Internetuser im Alter von 30 bis 49 Jahren, 85,6 Prozent der 14 bis 29-Jährigen und 85,1 Prozent der Personen im Alter von 50 und mehr Jahren geben Informationssuche als Hauptgrund für die Internetnutzung an. Unterschiede zeigen sich etwa bei der Verwendung des Netzes aus Spaß-Gründen.

Hier weisen die 14 bis 29-Jährigen mit 80,5 Prozent deutlich höhere Verwendungshäufigkeit auf, als die Generation 50 plus (47,3 Prozent). Das heißt es ist zu beobachten, dass der Einstieg ins Netz aus Spaßmotiven mit zunehmendem Alter abnimmt. Ebenso wie beim Fernsehnutzungsverhalten steht die Nutzung des Internets aus Zeitvertreib bei den jungen Menschen mit 57,6 Prozent deutlich über jener der Alterskategorie 50 plus (28,3 Prozent). Auch zwischenmenschliche Kommunikation wird von jüngeren Generationen häufiger als Beweggrund für den Einstieg ins Netz genannt, als von älteren Generationen.

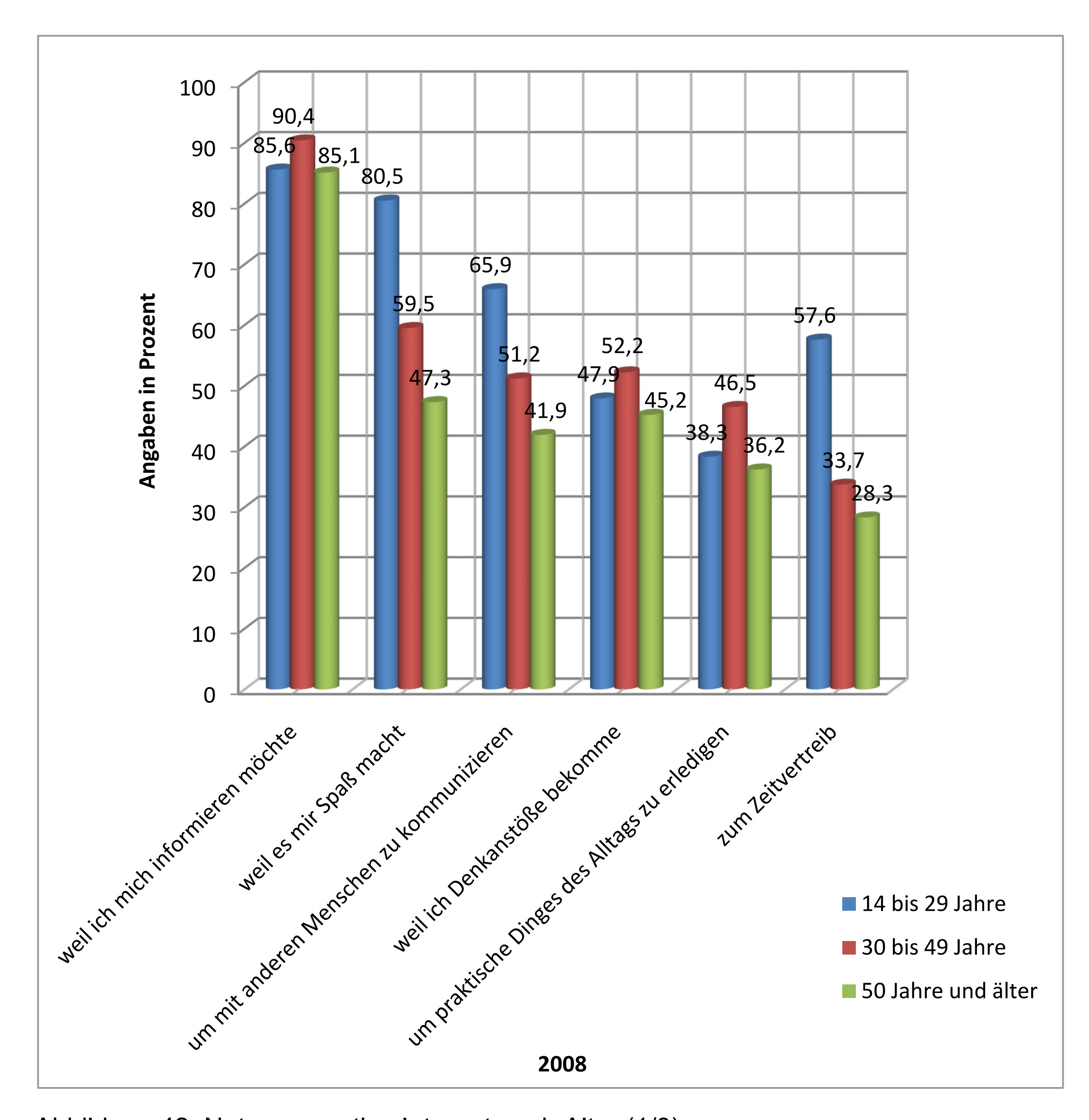


Abbildung 42: Nutzungsmotive Internet nach Alter (1/3)

Der Unterhaltungswert steht bei den 14 bis 29-Jährigen bei der Internetnutzung (siehe Abbildung 43) an oberster Stelle. 58,5 Prozent der befragten User dieser Altersgruppe nennen Unterhaltung als Nutzungsmotiv, während selbiges nur von 25,6 Prozent der Generation 50 plus genannt wird. Ähnlich der Ergebnisse hinsichtlich der zwischen-menschlichen Kommunikation zeigt sich die Statistik bei der aktiven Beteiligung der Nutzer, sprich der Möglichkeit sich selbst einzubringen als Beweggrund für den Einstieg ins Netz. Während für 40,9 Prozent der 14 bis 29-Jährigen dieses Motiv im Vordergrund steht, sind es bei Nutzern im Alter von 50 Jahren und darüber nur 13,7 Prozent.

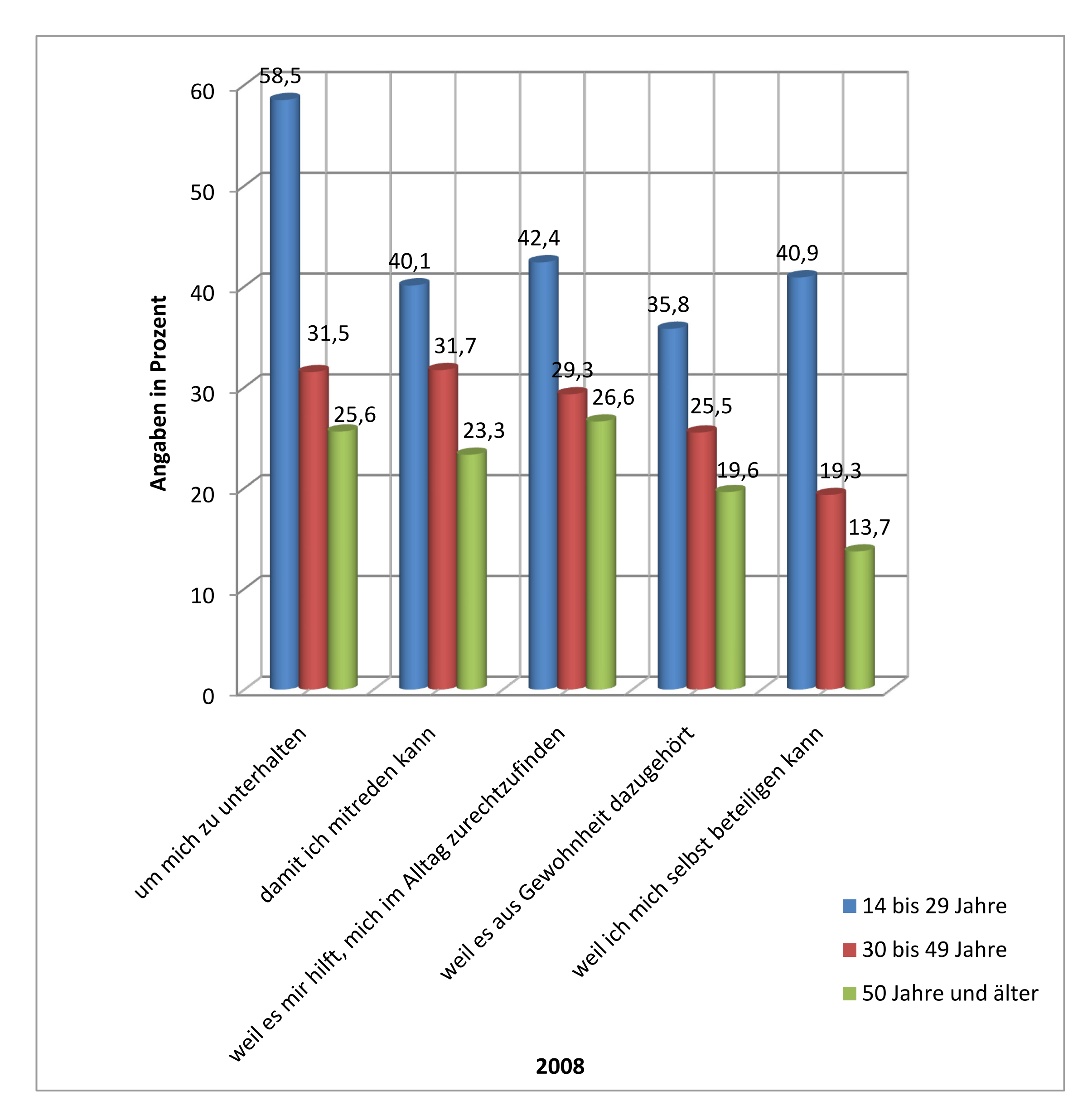


Abbildung 43: Nutzungsmotive Internet nach Alter (2/3)

Sowohl junge als auch ältere Internetnutzer sehen in der möglichen Kompensation von Einsamkeit durch das Netz keinen Beweggrund für die Teilnahme sehen. (siehe Abbildung 44) Die geringste Bedeutung mit 4,1 Prozent hat dieses Motiv für die Gruppe der 30 bis 49-Jährigen. 31,4 Prozent der Befragten im Alter von 14 bis 29 Jahren geben an, das Internet zu nutzen, da sie dabei entspannen können. Erwartungsgemäß liegt der Prozentsatz bei der Generation 50 plus mit 14,6 Prozent bezüglich dieses Motivs deutlich darunter.

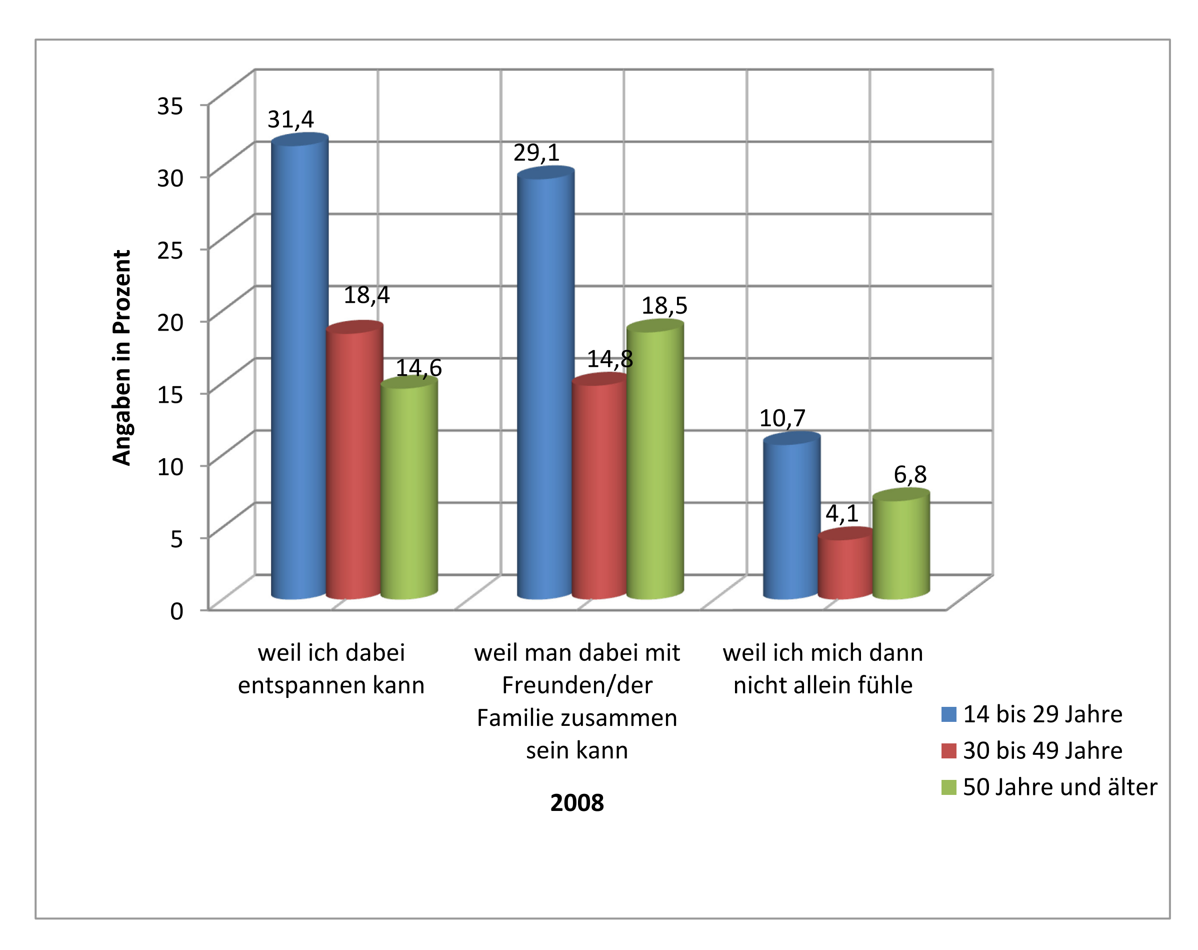


Abbildung 44: Nutzungsmotive Internet nach Alter (3/3)

4.4 Altersstereotype

In engem Zusammenhang mit der Betrachtung der Generation 60 plus als Alterskohorte, die innerhalb der dritten Lebensphase, insbesondere nach der Entberuflichung vor der Herausforderung steht, sich neu zu positionieren bzw. ihr Leben neu zu ordnen, steht die Rollenzuweisung der Gesellschaft, die von den betroffenen altersgemäßes Verhalten erwartet.

Solche soziokulturellen Konstruktionen äußern sich durch die Zuschreibung bestimmter Verhaltensmuster an die Generation 60 plus. Diese sogenannten Altersstereotype ziehen nicht nur weitreichende Folgen für die betroffene Gruppe als Ganzes, sondern auch für jeden einzelnen alternden Menschen mit sich.[246]

Lehr definiert solche Altersstereotype als Zuschreibung bestimmter Eigenschaften und Verhaltens- und Rollenerwartungen auf Grund des chronologischen Alters, wobei diese meist nicht auf einzelne Eigenschaften und Verhaltensweisen bezogen sind, sondern ein Bündel derselben umfassen, soll heißen einer impliziten Persönlichkeitstheorie gleichkommen.[247]

---

[246] Vgl. Thimm, 2000, S. 103.
[247] Vgl. Lehr/Niederfranke, 1991, S. 38., zit. nach: Thimm, 2000, S. 103.

Die Stereotypenforschung versucht an Hand von Merkmalslisten ausgewählter Populationen die Einstellungen zum Alter zu analysieren und differenziert dabei zwischen negativ und positiv assoziierten Altersbildern, wobei häufig negative Eigenschaften im Zusammenhang mit dem Prozess des Alterns überwiegen. Schmidt fügt dem in Anlehnung an Zeman hinzu, dass weder das positive, noch das negative Alter(n)sbild, die individuellen Alterungsprozesse entsprechend berücksichtigt, obwohl dies aus zwei Gründen wünschenswert wäre.

Zum Einen wird der Alterungsprozess über das ganze Leben eines Menschen durch sozioökonomische Bedingungskonstellationen mitbestimmt und zum Anderen von den Betroffenen sehr individuell erlebt. Dennoch steht bei der Stereotypisierung meist die Gruppe der Alten im Vordergrund, individuelle Alterungsprozesse erfahren deutlich weniger Aufmerksamkeit.[248]

Besonders hinsichtlich des Alterns der Gesellschaft spielen solche Stereotype eine zentrale Rolle. So befürchten jüngere Generationen nicht nur Probleme bei der Finanzierung der Pensionen und des Gesundheitswesens, sondern auch Schreckensvisionen, wie eine „Diktatur der Senioren und Senilen“, die auch in Österreich medial verbreitet werden.[249] Derartige Szenarien verstärken das Klischee vom typischen, alten Menschen, der seinem Altersschicksal ausgeliefert ist, das heißt durch körperliche und psychische Beeinträchtigungen ein trostloses Dasein fristet.

Lehr betont in diesem Zusammenhang die Gefahr der Marginalisierung der älteren Menschen durch negative Fremdbilder und weist in Bezug auf Thomae darauf hin, dass Altersschicksal und Alternstil mit zunehmender Lebensdauer an Bedeutung gewinnen. Darunter lässt sich verstehen, dass ältere Menschen auf gesundheitliche, familiäre und wirtschaftliche Faktoren, die sich in Form von Chancen oder Belastungen für den Menschen äußern, eher mit negativen Verhaltensweisen wie Resignation oder Flucht reagieren und dadurch an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden.[250]

4.4.1 Selbstbild und Fremdbild im Alter

Das Selbstbild, das heißt die Überzeugung über das eigene Selbst entwickelt sich im Laufe des Lebens und verstärkt oder verändert sich mit fortschreitendem Alter. Es steht in engem Zusammenhang mit dem Selbstwertgefühl, das die bewusste Bewertung der eigenen Person auf Grund der Lebenserfahrung darstellt.[251] Im Bezug auf das Selbstbild der Generation 60 plus sprechen Backes und Clemens von einem eher positiv oder neutral gefärbtem Altersbild und betonen die sich verändernde Selbsteinschätzung von älteren Menschen innerhalb der letzten Jahrzehnte.

Während sich Ende der 60er Jahre noch die Mehrheit der über 70-Jährigen als „alt“ bezeichnen, ist in der heutigen Zeit eine Verschiebung der kalendarischen

---

[248] Zeman, 1996, S. 46.
[249] Vgl. Tremmel, 1996, S. 60., zit. nach: Künemund/Schroeter, 2007, S. 7.
[250] Vgl. Lehr, 2000, S. 9.
[251] Vgl. Lehr, 2000, S. 150ff.

Altersgrenze nach oben zu beobachten.[252] Das bedeutet, ältere Menschen fühlen sich länger jung bzw. zählen sich selbst immer später zu den „Alten“. Dieser Umstand ist nicht zuletzt auf die Verbesserungen im Gesundheitswesen und der damit verbundenen gestiegenen Lebenserwartung zurückzuführen.

Filipp und Mayer weisen auf die daraus resultierende Diskrepanz zwischen dem generalisierten und dem selbstbezogenen Altersbild hin. Während das Fremdbild älterer Menschen meist negativ behaftet ist, stellt sich das Selbstbild deutlich positiver dar, wobei auch hier Differenzen hinsichtlich der Einstellungen zum eigenen Selbst ausmachbar sind.[253]

Diese unterschiedlichen Bewertungen des Selbstbilds reichen von deutlichen Minderwertigkeitsgefühlen und ausgeprägtem Pessimismus bis zu Zufriedenheit im gesicherten Lebensabend und Chance zur Selbstverwirklichung.[254] Entscheidend ist jedoch, dass in der überwiegenden Mehrheit das gesellschaftlich konstituierte Fremdbild älterer Menschen nicht dem Selbstbild derselben entspricht.[255]

4.4.2 Diskrepanz zwischen Selbstbild und Fremdbild und ihre Folgen

Aus genannter Diskrepanz können zweierlei Konsequenzen für den im fortgeschrittenen Alterungsprozess befindlichen Menschen resultieren: Zum Einen kann ein negatives Fremdbild ohne Auswirkung auf das Selbstbild bleiben, wenn der Betroffene Zufriedenheit mit vergangenen und der gegenwärtigen Lebenssituation aufweist. Gute Gesundheit und psychische Stabilität als Grundlage für ein stark ausgeprägtes Selbstwertgefühl können dazu führen, dass sich der alternde Mensch über das negative Fremdbild hinwegsetzt und ein positives Selbstbild bewahrt.[256]

Zum Anderen kann das negativ behaftete Fremdbild zum Phänomen der „self-fulfilling prophecy“ führen, das Merton erstmals 1948 beschrieben hat.[257] Dabei beeinflussen die, von der Gesellschaft erzeugten Stereotype und ihre dazugehörigen Vorurteile das Selbstbild des älteren Menschen und führen bei jenem zu einer behavioralen Bestätigung negativer Erwartungen. Soll heißen, der alternde Mensch erfährt immer wiederkehrende soziale Verhaltens- und Rollenerwartungen und fügt sich diesem sozialen Mechanismus.

Er überträgt das Fremdbild auf sein eigenes Selbstbild und übernimmt bzw. ersetzt dieses vollständig, wodurch er gesellschaftliche Klischees in sich aufnimmt und diese

---

252 Vgl. Backes/Clemens, 2003, S. 59.
253 Vgl. Filipp/Mayer, 1999, o.S., zit. nach: Backes/Clemens, 2003, S. 59.
254 Vgl. Becker 1990, S. 64., zit. nach: Wingchen, 2004, S. 119.
255 Anzumerken ist an dieser Stelle, dass auch das Fremd- und Selbstbild innerhalb der Generationen unterschiedlich bewertet wird. So konnte festgestellt werden, dass Probleme Gleichaltriger häufig gravierender eingestuft werden, als eigene, sprich bei der Beurteilung der Altersgenossen stimmen ältere Menschen mit dem negativen Altersbild überein und sehen sich selbst als Ausnahme.
Vgl. Donicht-Fluck, 1992, S. 119., zit. nach: Wingchen, 2004, S. 119.
256 Vgl. Wingchen, 2004, S. 120.
257 Vgl. Merton, 1948, The self-fulfilling prophecy.

gegen sich selbst anwendet.[258] Dieses Phänomen steht in engem Zusammenhang mit dem von Wingchen beschriebenen Prozess, der Altern als „soziales Schicksal“ bezeichnet. Dabei stellt er fest, dass es auf Grund der Stereotypisierung zu Differenzen zwischen den Verhaltensweisen, die ältere Menschen gerne ausführen möchten und dem was die Gesellschaft ihnen zugesteht, kommt. „Das was als altersgemäßes Verhalten erscheint, ist weniger auf den Gesundheitszustand der Senioren, sondern auf die Erwartungshaltung der Umwelt zurückzuführen.“[259]

4.4.3 Altersbilder in den Medien

Aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht scheinen besonders medial vermittelte Altersbilder von zentraler Bedeutung zu sein. Hawlik sieht hinsichtlich der Behandlung bzw. Nicht-Behandlung der älteren Generationen und ihren Bedürfnissen innerhalb der österreichischen Medienlandschaft akuten Handlungsbedarf. Er kritisiert die nach wie vor überwiegende Einstellung von Medienunternehmen, dass die 14 bis 49-Jährigen zur erklärten Zielgruppe erhoben werden, „…auch wenn man damit bald die Hälfte der Bevölkerung ignoriert oder in die zweite Reihe setzt.“[260]

Dabei bezieht er sich vor allem auf das Fernsehen und unterstreicht dessen Bedeutung für ältere Menschen, die das Medium TV häufiger nutzen als andere Altersgruppen. Neben der Kritik an der Unterrepräsentation älterer Mensch im Fernsehen verweist er auch auf die Art und Weise wie ältere Menschen im TV vermarktet werden. Auch hier erfolgt die Stereotypisierung dieser Alterskohorte, jedoch mit unterschiedlichen Ausprägungen in den verschiedenen Sendungsbereichen. Während in Unterhaltungssendungen nichts an die Probleme älterer Menschen erinnern darf, das heißt Themen wie Angst vor dem Tod, vor Krankheit und Altersarmut sowie soziale Vereinsamung grundsätzlich ausgeklammert werden, zeigt sich die Darstellung derselben Alterskategorie in fiktionalen Sendungen vorwiegend in Form von männlichen Experten und Frauen als Großmütter und Hausfrauen.

Schließlich präsentieren Nachrichtensendungen ältere Menschen in der klassischen Klischeerolle der passiv Leidenden, die sich ihrem Schicksal fügen und die Endlichkeit des Lebens in den Mittelpunkt ihres Daseins stellen.[261]

Bosch hat die differenzierte Stereotypisierung älterer Menschen im Unterhaltungsfernsehen bereits 1985 analysiert und dabei ein unrealistisches Altersbild festgestellt, das von den Fernsehproduzenten gezielt positiv überzeichnet wird. „Das Bild älterer Menschen im unterhaltenden Fernsehen steht dem traditionellen

---

[258] Vgl. Thimm, 1998, S. 104.
[259] Wingchen, 2004, S. 122.
Erlemeier distanziert sich im Gegensatz zu Wingchen, vom Schicksalsbegriff, der ihm zu passiven Charakter aufweist, da Altern einen Prozess darstellt, auf den das Individuum gestaltend einwirken kann. Alte Menschen sind in der Lage ihr seelisches Gleichgewicht bei zunehmender Erschwerung der Lebensführung im Alter zu wahren und dadurch im Sinne der Gerontologie erfolgreiches Altern zu leben. Vgl. Erlemeier, 2002, S. 65.
[260] Hawlik, 2003, S. 29.
Vgl. auch Backes/Clemens, 2008, S. 59f.
[261] Vgl. Hawlik, 2003, S. 29f.

Altersstereotyp konträr gegenüber. Wir haben es hier eher mit der Idealfigur eines Seniors zu tun“. Alles, was an Alter in negativer Weise erinnern könnte, ist ausgespart. Tod und Krankheit gibt es nicht.“[262]

Erlemeier ergänzt in Anlehnung an die von Jürgens 1994 durchgeführte Untersuchung, dass ältere Menschen zum Einen nur sehr selten auftreten (in knapp 10 Prozent aller Sendungen), darunter Männer dreimal so häufig wie Frauen und sich ihre zugewiesenen Rollen auf die des Clowns oder Exzentrikers, die des Großvaters bzw. die der Großmutter (in Werbesendungen) sowie auf die des (Noch-) Berufstätigen und die des Experten (im Gesamtprogramm) beschränkt. Wenn negative Altersstereotype ins Unterhaltungsfernsehen übernommen werden, zeichnen sie häufig die Figur des „trotteligen Alten“, der die Zuseher amüsieren soll.[263]

[262] Bosch, 1985, S. 11.

[263] Vgl. Erlemeier, 2002, S. 40.
Was für das (Unterhaltungs-) Fernsehen sicher seine Gültigkeit besitzt, kann für andere Medien nicht unreflektiert übernommen werden. Die Werbeindustrie hat längst erkannt, dass junge Alte und ältere Menschen auf Grund ihrer guten gesundheitlichen, aber auch gesicherten, finanziellen Lebenssituation als potentielle Kunden unverzichtbar geworden sind. So finden sich beispielsweise auf zahlreichen Webseiten Reiseangebote explizit für Senioren, die über das Internet gebucht werden können. Eine gleichzeitige, stereotype Darstellung der Zielgruppe als Clowns, oder „trottelige Alte“ wäre aus ökonomischen Überlegungen kontraproduktiv.

5 Lernen im Alter

Um der genannten Marginalisierung älterer Personen in modernen Gesellschaften entsprechend gegenzusteuern, gewinnen Lernen und Bildung im fortgeschrittenen Lebensalter als mögliche Erfolgsfaktoren zunehmend an Bedeutung. Dabei muss jedoch zwischen zwei grundlegenden pädagogischen Ansätzen differenziert werden, die Malwitz-Schütte folgendermaßen zusammenfasst:

Einerseits das aus der philosophischen Tradition des Idealismus entstandene und mit dem Namen von Humboldt verbundene, bildungspädagogisch orientierte Konzept wissenschaftlicher Weiterbildung, welches davon aus geht, dass prinzipiell in jedem Alter kognitive Leistungsfähigkeit beim Menschen besteht und er dadurch altersunabhängig den Anspruch auf Bildung und Persönlichkeitszugewinn erheben kann. Dabei wird das chronologische Alter durch das funktionale ersetzt, soll heißen Alter wird als differentieller Prozess gesehen, der sich nicht an der Zahl der Lebensjahre, sondern an der interindividuellen Biographie und damit an den vorhandenen Fähigkeiten und Fertigkeiten älterer Menschen orientiert.[264] Dieses Konzept unterstreicht auch Becker, wenn er die praktisch unbegrenzte Lernfähigkeit bis ins hohe Alter, als einen wesentlichen Faktor der modernen Bildungsdiskussion postuliert.[265]

Andererseits ist der auf Betreuung und sozialen Ausgleich gerichtete Ansatz zu nennen, der im Sinne der Sozialpolitik Bildungsangebote eher als Hilfestellungen für ältere Menschen sieht und stark an sozialpolitischen Erklärungsmustern von Altern und Alterungsprozessen orientiert ist. Vertreter dieses Konzepts, wie Naegele lehnen Alten- und Seniorenbildung im engeren Sinne, sprich wissenschaftliche Weiterbildung in fortgeschrittenem Alter ab und heben dagegen die Qualitätssteigerung von Diensten und Einrichtungen für ältere Menschen hervor, die sozialen Ungleichheiten im Alter entgegenwirken sollen.[266]

5.1 Bildungsbegriff

Im Zusammenhang mit Lernen im Alter scheint es unumgänglich zu sein, den Bildungsbegriff aufzugreifen und zu diskutieren. Ausgehend von der These, dass moderne Gesellschaften von einer Produktionsgesellschaft in eine Wissens- bzw. Informations- und Kommunikationsgesellschaft übergehen, die alle sozialen Gruppen und Schichten – besonders ältere Menschen - in ihrem gesellschaftlichen Verhalten fordert bzw. vor neue Herausforderungen stellt, ist die Sozialpädagogik dazu

[264] Vgl. Malwitz-Schütte, 1998, S. 110f.
[265] Vgl. Becker, 1982, S. 24f., zit. nach: Malwitz-Schütte, 1998, S. 110f.
[266] Vgl. Naegele, 1994, S. 38f., zit. nach: Malwitz-Schütte, 1998, S. 111.

angehalten einen Beitrag zu einer Qualifizierung der Individuen zu leisten, die den Erfordernissen der Wissensgesellschaft gerecht wird.[267]

Damit steht der Bildungsbegriff im Dilemma der Polarisierung zwischen der eigenständigen Entwicklung von Individuen, die nicht auf der Entwicklung von gesellschaftlichen Funktionsweisen beruhen soll einerseits und dem funktional orientiertem Verständnis von Bildung andererseits.

Dies bedeutet, dass sich kritische Bildungstheorien, die Bildung als eigensinnige Auseinandersetzung mit Wissensbeständen, Normen, Werten und Ideologien sehen und deren Ziel die Distanz zu gesellschaftlichen Zwängen und Normierungen ist und Ansätze, die Bildung als erzieherische Einwirkung auf Individuen zum Zwecke der Vermittlung gesellschaftlich konstituierter Werte und Normen, das heißt um Anpassungsbereitschaft an gesellschaftliche Zwänge zu erreichen, gegenüber stehen.[268]

Für die vorliegende Arbeit soll in Anlehnung an Sünker, Winkler und Scherr ein Bildungsbegriff gelten, der vor allem den Zusammenhang von sozialen Ungleichheiten und den daraus resultierenden Möglichkeiten und Grenzen von Lernsituationen in den Vordergrund rückt. Darunter kann die Frage subsumiert werden, „…wie gesellschaftliche Lebensbedingungen … die Entwicklung von Selbstwertgefühl, Selbstbewusstsein und Selbstbestimmungsfähigkeit ermöglichen und einschränken.“[269]

Dieser sozialpädagogische Ansatz von Bildung scheint vor allem hinsichtlich der Auseinandersetzung mit älteren Generationen durch die Herausarbeitung von Begrenzungen selbstbestimmter Lebenspraxis im Sinne einer Opferrolle der gesellschaftlichen Verhältnisse und der Möglichkeit damit Lebensbedingungen zu schaffen, die gelingendes Leben ermöglichen, zentral zu sein.[270]

Derartige Überlegungen führen zu einer differenzierten Betrachtungsweise von Bildung im Alter, bei der Bildung als Ressource für die späte Lebensbewältigung gesehen wird. Entscheidend dabei ist die von Eirmbter-Stolbrink geforderte Grundvoraussetzung die „Neuartigkeit und historische Einmaligkeit des Phänomens Alter“ zu erkennen und nicht sozialpolitisch kompensatorische Motive ins Zentrum der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zu rücken.[271]

[267] Vgl. Scherr, 2006, S. 54ff.
Vgl. auch Karmasin, 2003.
[268] Vgl. Scherr, 2006, S. 52ff.
[269] Scherr, 2006, S. 53.
[270] Vgl. Scherr, 2006, S. 54.
Vgl. auch Sünker, 1984, Winkler, 1988, S. 265. und Scherr, 1992, S. 160.
[271] Eirmbter-Stolbrink, 1994, S. 102., zit. nach: Malwitz-Schütte, 1998, S. 111.

5.2 Bildung als Ressource

Im Gegensatz zur gerontologischen Funktionalität der früheren 60er Jahre des 20. Jahrhunderts und der damit verbundenen Ablösung der Älteren, nicht nur aus der Arbeitswelt, sondern auch aus gesellschaftlichen Rollen, steht die Produktivität im Alter in der modernen Bildungsdiskussion im Vordergrund. Dieses produktive Leben im fortgeschrittenen Alter umfasst nach Arnold eine Bandbreite „…intellektueller, handwerklicher, kreativer, sozialer, politischer Aktivitäten, die in einem gesellschaftlichen Kontext erbracht werden und volkswirtschaftliche Auswirkungen haben.“[272]

Dabei betont sie den mehrdimensionalen Charakter des Leistungsbegriffs, sprich solche Leistungen von älteren Personen müssen nicht zwingend für andere erbracht werden, sondern können den älteren Menschen selbst zugute kommen, in dem sie deren Selbstentfaltung, die Gestaltung eines positiven Selbstbilds, sowie die Bewältigung von Verlusterfahrungen fördern. Um es mit den Worten Tews zu verdeutlichen: „Bildung und Bildungsaktivitäten sind als eine der größten Altersressourcen zu sehen.“[273]

Gerade in einer im Zunehmen begriffenen Wissensgesellschaft scheint Bildung bis ins hohe Lebensalter als Grundvoraussetzung für positive Lebensbewältigung unabdingbar geworden zu sein. Klotz unterstreicht die Bedeutung des Wissens in unserer Gesellschaft indem er festhält, dass Wissen die erste Ressource sei, die sich durch ihren Gebrauch vermehrt statt verringert.[274]

Arnold betont, dass Bildungsangebote im Alter und deren Nutzung eine der wichtigsten Investitionen für den einzelnen Älteren darstellen und nennt in diesem Zusammenhang auch die notwendige Einstellung auf technische Neuerungen, mit denen sich „jeder auseinandersetzen muss.“[275]

Sie betont das in den älteren Generationen vorherrschende Interesse an neuen Medien, wie dem Internet, versucht dies mit Lehrangeboten in Volkshochschulen zu belegen, die sich vom EDV-Aufbaukurs über Online-Kommunikation bis zum Internetkurs bei älteren Menschen großer Beliebtheit erfreuen und misst den neuen Chancen für Personen in der dritten Lebensphase große Bedeutung zu. So postuliert sie neue methodische Angebote einer Bildung im Alter, wenngleich sie sich der immanenten Bedeutung der Handhabung moderner Informations- und Kommunikationstechnologien durchaus bewusst ist.[276]

---

[272] Arnold, 2000, S. 29.
[273] Tews, 1993, S. 194., zit. Nach Arnold, 2000, S. 29f.
[274] Vgl. u.a. Klotz, 2002, S. 201.
[275] Arnold, 2000, S. 30.
[276] Arnold, 2000, S. 32.

In engem Zusammenhang mit der Forderung nach Bildung im Alter und der Bedeutung von Wissen in modernen Gesellschaften steht die Diskussion um die Lernfähigkeit im Alter. Dabei versucht die psychologische Lernforschung zu analysieren, inwieweit ältere Menschen noch lernfähig sind. Im Folgenden soll auf die Veränderung geistiger Fähigkeiten mit zunehmendem Alter eingegangen werden.

5.3 Veränderung geistiger Fähigkeiten

Ursula Lehr hält fest, dass nicht von einem generellen altersbedingten, geistigen Leistungsabfall gesprochen werden kann, weist jedoch darauf hin, dass es gewisse Bereiche der Intelligenz gibt, die sich mit fortschreitendem Alter weniger leistungsfähig präsentieren. Demgegenüber gibt es Bereiche der Intelligenz eines Menschen, bei welchen bis ins hohe Alter mit einer Zunahme geistiger Fähigkeiten gerechnet werden kann.[277]

Bei der Bewältigung bestimmter Aufgaben können ältere Menschen – wenn man ihnen genügend Zeit lässt – auf Grund ihrer Erfahrung, ihrer Übersicht und ihres großen Wissensschatzes sogar jüngere Menschen in ihrer geistigen Leistungsfähigkeit übertreffen. Entscheidend ist nach Lehr, die sich u.a. auf Rudinger beruft, die Lebensbiografie eines Menschen, soll heißen geistige Fitness im hohen Alter deutet häufig auf ein sich ständig wandelndes Verhalten während des gesamten Lebens hin.[278] Geistige Fähigkeiten und Fertigkeiten können demnach trainiert und dadurch bis ins hohe Lebensalter erfolgreich eingesetzt werden.

Aber auch die sensorische Stimulation hat zentrale Bedeutung für die geistige Leistungsfähigkeit im Alter. Hier hat sich gezeigt, dass mit zunehmendem Stimulationsgrad durch die Umgebung bessere Intelligenzleistungen erbracht werden können. Lehr betont hierbei vor allem die Herausforderungen, die Altenheime an ihre Bewohner richten sollen. Je mehr Anregung, sei es durch Veranstaltungen, Vorträge, oder Ausflüge seitens dieser Institutionen an alte Menschen herangetragen wird, desto größer sind die geistigen Fähigkeiten derselben. Umgekehrt konnte ein Abbau an

Sie bezieht sich dabei vor allem auf Bildungsangebote in Deutschland wie den Verein „Seniorinnen und Senioren in der Wissensgesellschaft“ aber auch auf Projekte, wie „Erlebte Geschichte“ in England.

[277] Lehr, 1994, S. 212f.

[278] Unter dem sich ständig wandelnden Verhalten lassen sich vielseitige Anforderungen im Laufe eines Lebens verstehen, die an den Betroffenen herangetragen werden. So konnte Schaie aufzeigen, dass jene Personen, die sich im Berufsalltag stets auf neue Herausforderungen, neue Menschen und neue Probleme einstellen mussten, auch für die Zeit nach der Erwerbstätigkeit solche intelligenten Fähigkeiten behalten, während die geistige Beweglichkeit bei eintöniger Beschäftigung und seltenen Herausforderungen im Alter sinkt. Schaie konnte in seiner Längsschnittsstudie Anfang der 1990er-Jahre ebenso nachweisen, dass selbst längst verloren geglaubte Fähigkeiten und Kenntnisse von älteren Menschen wieder erworben werden können. In seiner Untersuchung erreichten 60 Prozent der teilnehmenden 67 bis 74-Jährigen und 50 Prozent der 80-Jährigen ihr sieben Jahre zuvor erzieltes Leistungsniveau in vier von fünf Fähigkeitsbereichen.
Vgl. Schaie, 1990., o.S., zit. nach: Lehr, 1994. siehe auch: Kolland, 2008.

geistigen Fertigkeiten bei jenen, älteren Personen festgestellt werden, die in Altenheimen nur gepflegt und betreut werden.[279]

Somit kann festgehalten werden, dass die Theorien über eine generelle Abnahme der geistigen Leistungsfähigkeit im fortgeschrittenen Alter verworfen werden müssen. Mehr noch, intellektuelle Fähigkeiten können bis ins hohe Alter aufrecht erhalten werden und bei entsprechender Stimulierung durch die Umwelt und durch wiederholendes Training sogar gesteigert werden.

Lehr spricht sich auch für eine Modifikation der Lerntheorien im Alter aus. Dabei kritisiert sie in erster Linie die bereits vor über hundert Jahren von Ebbinghaus, Müller und Pilzecker durchgeführten Untersuchungen zur Ermittlung der Lernfähigkeit in Alter.[280] Sie betont die Notwendigkeit Lerndefizite auf unterschiedliche Einflussfaktoren und nicht primär auf den Altersprozess zurückzuführen und fasst ihre Gedanken zur Lernfähigkeit im Alter folgendermaßen zusammen:

- Die Lernleistungen älterer Menschen sind mit jenen jüngerer Personen durchaus vergleichbar, so lange sich die zu erlernenden Inhalte auf sinnvolles Material begrenzen. Nur bei sinnlosem Inhalt liegen die Lernleistungen der älteren Generation unter jenen der jüngeren.[281]
- Lerndefizite älterer Menschen sind häufig auf das Fehlen entsprechender Lerntechniken („Kodierungsschwäche“) zurückzuführen. Diese lassen sich jedoch durch entsprechende Vermittlung kompensieren.
- Der Faktor Zeit spielt bei Lernprozessen von Menschen im fortgeschrittenen Alter eine zentrale Rolle, das heißt zu schnell gebotener Lernstoff behindert Ältere mehr als Jüngere.
- Auf Grund der unterschiedlichen Lern-Ausgangsbasis zwischen jungen und älteren Personen, kann es vorkommen, dass letztgenannte mehr Lernwiederholungen durchführen müssen, um zum selben Lernergebnis zu gelangen.
- Der Lernprozess ist bei älteren Menschen störanfälliger, als bei jüngeren, soll heißen während Pausen bei jungen Lernern dem Lernerfolg eher förderlich sind, wirken sie bei älteren Lernen meist störend.
- Der Faktor Unsicherheit nimmt mit fortschreitendem Alter zu und führt zu schlechteren Lernleistungen bei älteren Menschen.
- Je geringer der Komplexitätsgrad eines Lerninhalts konstituiert ist, desto leichter kann dieser von älteren Menschen erlernt werden, das heißt Übersicht über den Lerninhalt fördert die geistige Leistungsfähigkeit bei älteren Generationen.

[279] Vgl. Lehr, 1994, S. 213.
[280] Vgl. Ebbinghaus, 1885, sowie Müller und Pilzecker, 1900., zit. nach: Lehr, 1994, S. 213.
[281] Lehr meint mit sinnlosem Inhalt etwa das Behalten von so genannten „sinnlosen Silben“ und deren Überprüfung, wie sie Ebbinghaus im Rahmen seiner experimentellen Gedächtnisforschung zur Analyse der Lernfähigkeit herangezogen hat.

- Gegenüber früheren Annahmen, die von einem generellen Leistungsabfall im Alter ausgegangen sind, rücken der Begabungsfaktor, der Übungsfaktor und der Gesundheitsfaktor aus heutiger Sicht in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Lernen im Alter.
- Motivationalen Faktoren, wie der inneren Bereitschaft eines älteren Menschen einen bestimmten Lerninhalt anzunehmen und zu behalten, wird entscheidender Charakter zugeschrieben.
- Gedächtnisleistungen Älterer können durch wiederholtes Training erheblich verbessert werden.[282]

Zusammenfassend kann in Anlehnung an Lehr festgehalten werden, dass ältere Menschen durchaus in der Lage sind geistige Lernleistungen zu erbringen, diese sind jedoch auf vielfältige Einflüsse zurückzuführen, da Lernprozesse im Alter durch somatische, soziale, psychische, pädagogische und biographische Faktoren beeinflusst werden.[283]

Für die Auseinandersetzung der Generation 60 plus mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien bedeutet dies, dass die häufig in der Gesellschaft vertretene Meinung, solche Technologien wären nichts für ältere Menschen revidiert werden muss. Defizite hinsichtlich technischer Lerninhalte können ebenso im Alter ausgeglichen werden, wie in anderen Lernbereichen. Dennoch muss darauf hingewiesen werden, dass zwei Einflussfaktoren dem Lernerfolg älterer Menschen bei technischen Inhalten negativ entgegenwirken:

Zum Einen benötigen ältere Generationen mehr Zeit, um Lerninhalte aufzunehmen. Gerade bei modernen Kommunikationstechnologien zeigt sich eine rasante Veränderung im Umgang mit denselben. Wenn festgehalten worden ist, dass technisches Wissen rasch veraltet, besteht die Gefahr, dass ältere Menschen nicht mit den zeitlich beschleunigten Lernabläufen mithalten können. Bis zum Zeitpunkt der Aneignung kann dieses Wissen bereits wieder adaptiert worden sein.

Zum Anderen sind technische Lerninhalte häufig komplex beschaffen und weisen in ihrer Struktur eher spezifische Anforderungen auf. Wenn älteren Generationen größere Lernerfolge bei übersichtlichen Lerninhalten zugesprochen werden, sind technische Inhalte, die einem Spezialwissen entsprechen, eher schwierig zu erlernen. Hinzu kommen soziale Einflussfaktoren, wie eben solche Behauptungen, dass moderne Informations- und Kommunikationstechnologien nicht für ältere Menschen geeignet seien, was die Unsicherheit der Generation 60 plus bei der Auseinandersetzung mit diesen Technologien fördert und auch motivationale Faktoren negativ beeinflusst.

Schließlich ist die Vielzahl an Störfaktoren im Umgang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien zu nennen, sprich multimediale Anwendungen erfordern selbst von jungen Nutzern hohe Konzentration und Aufmerksamkeit. Für ältere

[282] Vgl. Lehr, 1994, S. 213f.
[283] Vgl. Lehr, 1994, S. 214.

Menschen fällt es deutlich schwerer sich in solchen multifunktionalen Welten zu Recht zu finden.[284]

Dennoch muss die Chance zur Lernfähigkeit älterer Menschen unbedingt ergriffen werden, da Lernbereitschaft und Lernfähigkeit bis ins hohe Alter als zentrale Voraussetzung für die Teilhabe alternder Menschen an gesellschaftlich-technischen Veränderungsprozessen gelten.[285]

5.4 Lernen als reflexiver Erfahrungsprozess

Diese aktive Teilnahme am gesellschaftlichen Leben betont auch Malte Brinkmann und versucht das in der heutigen Zeit häufig verwendete Schlagwort des „erfolgreichen Alterns“ durch die Forderung nach der Teilhabe am technischen, ökonomischen, kulturellen und sozialen Wandel zu definieren, das heißt sie postuliert ein Bewusstsein dass die Gesellschaft allgemein, die älteren Generationen im Speziellen darauf aufmerksam macht, sich nicht vor diesem Wandel zu verschließen. Nur dadurch kann Lernen im Alter als bedeutendes Phänomen und zentraler Vorgang verstanden werden und die sich wandelnde demographische Gesellschaft von Lernprozessen bis ins hohe Alter profitieren.[286]

Hinsichtlich dieses Gedankengangs versucht sie eine Lerntheorie, genauer gesagt ein pädagogisches Lernmodell für das Alter zu entwerfen, „…das Lernen als reflexiven Erfahrungsprozess und als Umlernen exponiert.“[287] Dabei steht also Lernen, verstanden als reflexiver Erfahrungsprozess im Vordergrund und die Unterscheidung zu Lernprozessen in anderen Lebensphasen wird hervorgehoben. Brinkmann fasst diese Erfahrungsprozesse, mit den Begriffen „Negativität“ und „Reflexivität“ zusammen und stellt das erfahrungsbedingte Umlernen ins Zentrum ihres Lernmodells, wodurch sie eine Abgrenzung zu psychologischen, bzw. hirnpsychologischen Theorien vorzunehmen versucht.[288]

Zunächst betont sie den zunehmenden Individualisierungsprozess von Alter und Altern, das heißt den Wandel hinsichtlich des typischen Altersbildes von einer reinen Abbauphase hin zu einer regen Teilhabe an gesellschaftlichen und sozialen Lebensprozessen. Dies zeigt sich unter anderem in der vielfältigen Bezeichnung der Menschen innerhalb einer Generation. Neben den „jungen Alten“, die sich durch

[284] Am Beispiel eines jungen (wenngleich überzeichneten) PC-Nutzers soll dies verdeutlicht werden: Während er mit seinen Freunden, möglicherweise mit mehreren gleichzeitig über das Internet kommuniziert, switcht er in seinen Mail-Posteingang und antwortet seinem Arbeitskollegen, indem er den morgigen Termin bestätigt. Gleichzeitig verfolgt er einen Audio stream seines Lieblings-Online-Radiosenders und lädt auf seine Blog-Page die Fotos vom Vortag hoch. Wenn festgehalten wurde, dass ältere Menschen eher Übersicht bevorzugen und zeitliche Faktoren mit zunehmendem Alter gewichtiger werden, können, vor diesem Hintergrund Probleme der Generation 60 plus im Umgang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien besser verstanden werden.

[285] Vgl. Buchen, 2008, S. 95.

[286] Vgl. Brinkmann, 2008, S. 113.

[287] Brinkmann, 2008, S. 113.

[288] Vgl. Brinkmann, 2008, S. 113.

Aktivität und Selbstbestimmung auszeichnen, gibt es eine Fülle an Bezeichnungen für alte Menschen, die erfolgreiches Altern vorleben.

Auch Blecha betont in diesem Zusammenhang den Wandel in der Bezeichnung der älteren Menschen von „Kukis, Gruftis und Kompostis“ … zu … „Neue Alte“, „Best Agers“, oder „Master Consumers“ und führt dies nicht zuletzt auf den demographischen Wandel zurück, das heißt auf die Tatsache, dass „…ein Drittel unserer Bevölkerung 50 Jahre und älter ist und dieses Drittel fast die Hälfte der Kaufkraft der Erwachsenen repräsentiert.“[289]

Die Gesellschaft hat den demographischen Wandel scheinbar erkannt und versucht diesen nun positiv gestimmt zu bewerkstelligen, das bedeutet einen Nutzen daraus zu ziehen. Wie Brinkmann weiter ausführt, kann in der heutigen Gesellschaft nicht mehr von einem einheitlichen Altersbild gesprochen werden. Sie führt dies unter anderem auf die Verdienste der psychologischen und pädagogischen Alternswissenschaft zurück, die wie bereits erläutert einen Wandel vom Defizitmodell zum Aktivitätsmodell forciert hat. Nebst der voranschreitenden Individualisierung des Altersprozesses, seht die Beschäftigung mit Alter und Altern im Zeichen der Pluralisierung durch die jeweilige kulturell-geschichtliche Auseinandersetzung mit dem Altersbild, das heißt das Thema Altern wird in vielfältiger Weise aus unterschiedlichsten Betrachtungsweisen diskutiert. Schließlich betont Brinkmann das rasante Tempo, mit welchem gesellschaftliche Prozesse im Wandel begriffen sind. [290]

An dieser Stelle muss erneut auf die Technologisierung eingegangen werden, die durch das Aufbrechen der tradierten Raum- und Zeitstrukturen eine Beschleunigung in sozio-kulturellen Entwicklungsprozessen bewirkt hat. Aus dieser Perspektive scheinen moderne Informations- und Kommunikationstechnologien hilfreich bei der Modifizierung bzw. Adaption der negativen Altersbilder vergangener Jahrzehnte zu sein. In wie weit sie jedoch diese Bilder auf der anderen Seite wieder stärken, soll später geklärt werden.

In engem Zusammenhang mit der Temporalisierung steht auch die individuelle Erfahrung. Altern wird nicht nur im öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs thematisiert, sondern ist immer auch Teil derselben. Soll heißen jeder Forscher, der sich mit Alter und Altern beschäftigt befindet sich selbst im Prozess des Älterwerdens und erlebt durch seine persönlichen Erfahrungen Höhen und Tiefen des unvermeidbaren Altersprozesses. Wie Brinkmann korrekt festhält handelt es sich um

[289] Blecha, 2003, S. 68.
Die Bezeichnungen Kukis, für Kukident verwendende Menschen, deren Zähne (durch das Alter) bereits teilweise durch künstliche Implantate ersetzt werden musste, Gruftis für Personen, die offensichtlich nicht mehr lange zu leben haben und Kompostis, für solche, die man eher bereits am Friedhof, also unter der Erde vermutet spiegeln das negative Fremdbild der Gesellschaft gegenüber den älteren Menschen wieder. Gerade das Aufbrechen solcher Fremdbilder, die wie bereits beschrieben als Vorurteile, das heißt so genannte Stereotype negative Konsequenzen für das Selbstbild älterer Generationen mit sich ziehen können, zeigt sich in der Formulierung neuer Bezeichnungen, wie „Neue Alte“, oder „Best Agers“. Vgl. hierzu auch Thimm, 2000, S. 59.

[290] Vgl. Brinkmann, 2008, S. 114.

ein leibliches Phänomen, das schon auf Grund der biologischen Konstituiertet (beinahe) unveränderbar erscheint und immer der Gedanke der „Endlichkeit des Lebens“ mitschwingt.[291]

Besonders deutlich zeigt sich der „endlich-sterbliche Grundzug menschlicher Existenz“[292] zum Einen je kürzer die Prognose des eigenen Lebens wird und zum Anderen in Krisensituationen, Brüchen und negativen Lebenseinschnitten. In alltäglichen Lebensprozessen bleibt einerseits häufig keine Zeit, um sich mit dem eigenen Tod auseinanderzusetzen, andererseits wird das Thema in der Gesellschaft (und in den Medien) tabuisiert. Entscheidend ist, dass von der beschleunigten Lebenswelt unserer modernen Gesellschaft auch die persönlichen Erfahrungen betroffen sind.

Wenn individuelle Erfahrungen besonders im fortgeschrittenen Alter neue Lernprozesse positiv beeinflussen, diese jedoch auf Grund variabler Anforderungen und Problemkonstellationen durch die ständig neue Herausarbeitung modifizierter Verhaltensweisen definiert werden, kann sich der älter werdende Mensch nicht mehr auf seine bereits manifestierten Lebenserfahrungen stützen, bzw. verlassen. Brinkmann folgert daraus: Zum Einen „...wird die individuelle Urteilssouveränität hinsichtlich der eigenen, sowie hinsichtlich der Erfahrungen von anderen brüchig und fraglich“, zum Anderen „...wird es immer schwieriger die Zukunft zu antizipieren in dem Sinne, dass analogisch vom Vergangenen auf etwas Kommendes geschlossen werden kann.“[293] Als logische Konsequenz der Pluralisierung der individuellen Erfahrungen in der temporalisierten Gesellschaft nennt Brinkmann, Diskontinuität, Kontingenz und Alterität und meint damit die Lebenserfahrung, die sich nicht mehr kontinuierlich aufbaut, die Urteilsfähigkeit älterer Menschen, die auf Grund der Halbwertszeit von Wissen immer kürzer wird und die heterogenen und diskontinuierlichen Erfahrungen, die sich immer seltener in eine souveräne Identität bzw. lineare Biographie überführen lassen.[294]

Aus genannten Überlegungen ergibt sich für Brinkmanns Lernmodell eine Distanzierung zu traditionellen, teleologischen Lerntheorien, die meistens das Endprodukt eines Lernprozesses zum Gegenstand der Untersuchung haben, das heißt die Lernergebnisse in den Mittelpunkt rücken, oder den Produzenten von Lernresultaten (Wissen) zum Maßstab des Lernens erheben.[295] In ihrer Theorie soll von dem häufig vertretenem, nahtlosen Übergang von einem Nicht-Wissen zu einem

---

[291] Vgl. Brinkmann, 2008, S. 115.
In Zeiten der technisch sehr ausgereiften Medizin, die im Stande ist biologische Wunder zu vollbringen, können durch medizinische Eingriffe biologische Alterungsprozesse verlangsamt werden. Aus diesem Grund wird hier das leibliche Phänomen als beinahe unveränderbar bezeichnet. Dieser Umstand ist nicht zuletzt ein Faktor hinsichtlich des soziodemographischen Wandels, da durch bessere medizinische Versorgung und Prävention eine höhere Lebenserwartung der (österreichischen) Bevölkerung gefördert wird.

[292] Brinkmann, 2008, S. 115.

[293] Brinkmann, 2008, S. 116.

[294] Vgl. Brinkmann, 2008, S. 12.

[295] Vgl. Brinkmann, 2008, S. 119.

Wissen bzw. von einem Nicht-Können zu einem Können Abstand genommen werden und die Bedingungen und Erfahrungen des Lernens (im Alter) untersucht werden. Gerade die Produktivität der negativen Erfahrungen im dritten Lebensabschnitt scheint besonders zentralen Charakter aufzuweisen und in dreifacher Hinsicht für die Lernerfahrung von Bedeutung zu sein: „Erstens macht man eine einzelne inhaltliche Erfahrung über oder besser von etwas (Welt oder andere Personen). Zweitens macht man diese Erfahrung auf eine bestimmte Art und Weise, mittels einer bestimmten Methode, einer Technik und einer bestimmten Form. Und schließlich macht man dabei zugleich eine Erfahrung über sich selbst als Erfahrende(r).“[296]

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass durch die negative Dimension der Erfahrung eine innere Rückbezüglichkeit derselben stattfindet, die als Erfahrung über die Erfahrung bezeichnet werden kann. Dieser reflexive Charakter des Lernprozesses betrifft sowohl das Selbstverhältnis des Lernenden zu seinen Haltungen und Einstellungen. In diesem Sinne wird Lernen im Alter als diskontinuierlicher Prozess verstanden, der durch Konfrontation und Enttäuschung im Stande ist, immer wieder einen neuen Erfahrungshorizont hervorzubringen.

Brinkmann betont hierbei den „Faktor Üben“, den sie als wiederholendes Umlernen versteht, das heißt durch Umlernen von alten Gewohnheiten wird gleichzeitig Neues gelernt. Für Lernprozesse im Alter bedeutet dies ständige Aktualisierung bereits erworbenen Wissens durch reflexives Üben.[297] In diesem Zusammenhang soll erneut auf die Vielzahl der Einflussfaktoren bei solchen (Um-)Lernprozessen verwiesen werden, die auch eine Veränderung der Persönlichkeit zur Folge haben. So betont Lehr in Anlehnung an Thomae bei der Beschäftigung mit dessen kognitiven Persönlichkeitstheorie für das Altern die Art und Weise wie ein Individuum eine (Lern-)Situation erlebt und stellt diese über die objektiven Gegebenheiten derselben Situation.[298]

5.5 Lebenslanges Lernen/Andragogik

Nachdem Lernen im Alter als mehrdimensionaler Prozess definiert worden ist, der sowohl Interessen, Fähigkeiten und Fertigkeiten, als auch Erfahrungen und die eigene Persönlichkeit umfasst, soll auf das, in modernen Gesellschaften häufig geforderte „lebenslange Lernen“ eingegangen werden, das sich nach Baltes aus „Lernen fürs Leben“ entwickelt hat.[299]

Zunächst muss auf das Problem der jahrzehntelangen Konzentration auf den Beruf und der damit verbundenen Einseitigkeit der gemachten Erfahrungen hingewiesen werden. Mechthild Kaiser betont in diesem Zusammenhang zum Einen das Fehlen von

---

[296] Brinkmann, 2008, S. 127.
[297] Vgl. Brinkmann, 2008, S. 126ff.
[298] Vgl. Lehr, 1994, S. 218.
[299] Baltes, 2001, S. 25. http://www.bpb.de/files/8GKU71.pdf (10.07.2009)

ganzheitlichen Erfahrungen auf Grund der Tatsache, dass im Berufsleben Menschsein auf die Funktionstüchtigkeit reduziert wird.

Zum Anderen bringt die berufstätige Lebensphase eines Menschen Spezialisierungen mit sich, die zur Herausbildung ganz bestimmter Fähigkeiten, bei gleichzeitiger Vernachlässigung anderer führt.[300] Darunter lassen sich zunächst die so genannten Einfacharbeitsplätze verstehen, die vor allem im Niedriglohnsektor angesiedelt sind und bei welchen die Arbeitnehmer Jahrzehnte lang mehr oder weniger dieselbe Tätigkeit verrichten.

Wie bereits angemerkt, kommt es im Zuge der Technologisierung zum Wegfall dieser Arbeitsplätze und der Computer hat beinahe in allen Bereichen des Erwerbslebens Einzug gehalten. Aber genau hier muss auf die häufig geforderte Employability eingegangen werden, sprich der Forderung der Wirtschaft, junge Menschen so auszubilden, dass sie sofort nach Abschluss ihrer Ausbildung als Arbeitskräfte eingesetzt werden können.

Im Zuge der genannten Diskussion um die Halbwertszeit von Wissen wirft dies folgende Frage auf: Wenn junge Menschen zu Spezialisten ausgebildet werden und ihr Wissen rasch veraltet, ergibt sich als logische Konsequenz ein ständiges Neu-, bzw. Umlernen. In wie weit eine Ausbildung zu Spezialisten sinnvoll erscheint, ist demnach zu hinterfragen? In jedem Fall sollte eine angemessene Allgemeinbildung (im Sinne einer ganzheitlichen Bildung) vermittelt werden, welche die Fähigkeit Neues zu lernen umfasst, das heißt lernen zu lernen. Nur dadurch können Voraussetzungen geschaffen werden, die es dem Menschen ermöglichen bis ins hohe Alter an gesellschaftlichen Wissensprozessen teilzunehmen.

Hörl und Rosenmayr betonen im Zusammenhang mit der Beschäftigung von Lernprozessen im Alter, dass es, um die gesellschaftliche Position älterer Menschen zu verbessern, erforderlich sein wird, die Stellung des Menschen in der Gesellschaft nicht nur nach dem Nutzen zu bestimmen, den er nach üblichen Berechnungsgesichtspunkten für sie hat.[301] Eine Forderung, die angesichts aktueller wirtschaftlicher Ereignisse[302] vermutlich auf wenig gesellschaftliches Verständnis stoßen wird.

Scherr greift den gesellschafts-politischen Diskurs um Bildung und lebenslanges Lernen auf und beschäftigt sich dabei mit dem von der Kommission der Europäischen Gemeinschaft postulierten Ziel, einen europäischen Raum für lebenslanges Lernen zu schaffen. Dabei streicht er zwei Forderungen heraus, die mit der Forderung nach lebenslangem Lernen einhergehen. Zum Einen sollen „…Lernprozesse möglichst früh im Interesse einer möglichst optimalen Ermöglichung von Qualifizierungsprozessen

[300] Vgl. Kaiser, 1997, S. 54.
[301] Vgl. Hörl/Rosenmayer, S. 104.
[302] Das Wirtschaftsforschungsinstitut (Wifo) spricht im Jahr 2009 vom schwersten Wirtschaftseinbruch der Nachkriegszeit in Österreich. Vgl. Die Presse, Onlineausgabe vom 27.03.2009 http://diepresse.com/home/wirtschaft/economist/465004/index.do (10.07.2009)

beginnen ... und auf Grund der erforderlichen Anpassungsfähigkeit an technisch-ökonomische Wandlungen nicht abgeschlossen werden".[303]

Zum Anderen geht die Rede vom lebenslangen Lernen „...mit der Zuschreibung von Eigenverantwortlichkeit an die als Subjekte ihrer Lernprozesse gedachten Individuen einher."[304] Gerade diese politische Akzentuierung von Selbstverantwortung und Selbstorganisation hinsichtlich lebenslanger Lernprozesse wird von Scherr scharf kritisiert. Er warnt davor, dass pädagogische Konzepte von selbstgesteuertem Lernen als Patentlösung zum Einsatz kommen und ein sozial-pädagogisches Verständnis von Bildung in den Hintergrund gedrängt wird. Soll heißen, er betont, dass es sich bei solchen Konzepten nicht um „Bildung als Moment der Selbstkonstitution selbstbestimmungsfähiger Subjekte"[305] handelt, sondern um eine „Ausrichtung des eigenen Lebens an betriebswirtschaftlichen Effizienzkriterien".[306]

Die Forderung nach permanenter, eigenständiger Qualifizierung in Hinblick auf unbestimmte Erwartungen und die Förderung der Entfaltung individueller Subjektivität verschmelzen zu funktionaler Subjektivität und machen zweckfreie Bildung unmöglich.[307]

Die Diskussion um lebenslanges Lernen im Sinne von betriebswirtschaftlichen Überlegungen als Summe von Schlüsselqualifikationen, wie der Sozialkompetenz auf der einen Seite und als ganzheitliche Menschenbildung, die den funktionalen Anforderungen des Marktes wiedersteht, verdeutlicht die Komplexität des Begriffs.[308]

Für ältere Generationen wird vermutlich beides zutreffen, da sie nur durch ganzheitliche Bildung – verstanden als Bildung auch über sich selbst, das heißt auch Selbstverwirklichung und Entfaltung der eigenen Subjektivität bereits im Jugendalter – den Anforderungen der wirtschafts-politischen und technologisch orientierten Gesellschaft, lange über die Zeit der Erwerbstätigkeit hinaus gerecht werden können. So scheint etwa der differenzierte Umgang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien und vor allem die Bereitschaft zu einer solchen Auseinandersetzung eng mit dem Grad der Ausprägung des Selbstbewusstseins älterer Menschen zusammen zu hängen.[309]

---

303 Scherr, 2006, S. 60.
304 Scherr, 2006, S. 60.
305 Scherr, 2006, S. 60.
306 Scherr, 2006, S. 60.
307 Vgl. Scherr, 2006, S. 61.
308 Breleor und Kaiser sehen Sozialkompetenz im Zusammenhang mit der Diskussion um Schlüsselqualifikationen in erster Linie in der beruflichen Weiterbildung und im betriebswirt schaftlichen Sprachgebrauch. Vgl. Breloer/Kaiser, 1997, S. 118f. Sozialkompetenz wird je doch in der heutigen Zeit für eine Vielzahl (oft auch Gesamtheit) von Fähigkeiten und Fer tigkeiten eines Menschen in Zusammenhang gebracht.
309 Janßen hält in ihrer Studie zu Silver Surfern fest, dass etwa erforderliche Computerkenn tnisse initiativ erworben werden müssen. Eine solche Initiative, das heißt Bereitschaft Neues zu lernen wird durch einen stark ausgeprägten Persönlichkeitscharakter eines älte ren Menschen sicherlich gefördert. Vgl. Janßen, 2008, S. 9. Baltes nennt die Fähigkeit des pro duktiven Umgangs mit Unfertigkeit „adaptive Flexibilität des Ich" und meint damit in Anleh nung an Bandura und Seligmann das Ausmaß, in dem Einzelne sich als veränderbar, als re sistent, entwicklungsfähig und entwicklungswillig erleben. Vgl. Baltes:

6 Digital Divide

6.1 Ausgangslage / soziale Ungleichheiten

Wie Greif, Mitrea und Werner festhalten wird „informationstechnologische Handlungsfähigkeit als eine grundlegende Bedingung für die Teilhabe an der Informationsgesellschaft“[310] gesehen. Demnach wird bestimmten gesellschaftlichen Gruppen, die entweder nicht über die erforderliche technische Infrastruktur verfügen, oder auf Grund mangelndem technischen Verständnisses keinen adäquaten Zugang finden, die Möglichkeit zur Teilhabe bzw. Teilnahme an der modernen Gesellschaft verwehrt. Wenn es nicht gelingt Entwicklungsprozesse sozial verträglicher zu gestalten und diese technologische Gesellschaft für alle Mitglieder derselben zu öffnen, kann der so genannte Digital Divide eine immer größere Schere zwischen den betroffenen Gesellschaftsgruppen zur Folge haben.

Es erscheint daher zunächst zentral, die sozial ungleichen Voraussetzungen im Umgang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien aufzuzeigen. Während einerseits materielle Aspekte, wie das Vorhandensein eines Computers und eines Internetanschlusses und die damit verbundene Handhabung im Vordergrund stehen, hat der wissenschaftliche Diskurs in letzter Zeit auch nicht-technische Faktoren ins Zentrum der Auseinandersetzung erhoben. Dazu zählen Bildungsaspekte, Kompetenzen im Umgang mit Medien und kulturelle Aspekte, die im Zusammenhang mit dem Digital Divide diskutiert werden.[311]

Die Wissenskluftforschung, die im Wesentlichen in der von Tichenor, Donohue und Olien in den 1970er Jahren formulierte Wissensklufthypothese begründet liegt, beschreibt die medial verursachte Wissenskluft in der Gesellschaft und meint damit die massenmediale Berichterstattung, die nicht dazu in der Lage ist sozialisations- und bildungsbedingte Ungleichheiten auszudifferenzieren.[312] Das heißt durch die massenmediale Verbreitung von Information und Wissen, mit dem Ziel die Wissenskluft zwischen unterschiedlich ausgeprägten Gesellschaftsschichten zu schließen, wird dieses nicht nur nicht erreicht, sondern das Problem auf Grund formaler Bildungsunterschiede innerhalb der Bevölkerung weiter verschärft:[313]

Das Zeitalter des permanent unfertigen Menschen: Lebenslanges Lernen nonstop? S31. In: Politik und Zeitgeschichte (B 36/2001) http://www.bpb.de/files/8GKU71.pdf (10.07.2009)

[310] Greif/Mitrea/Werner, 2008, S. 64.
[311] Vgl. Greif/Mitrea/Werner, 2008, S. 64.
[312] Vgl. Zillien, 2006, S. 70f.
[313] Als Ausgangspunkt der Wissenskluftforschung wird die damalige Annahme gesehen, dass Massenmedien den Wissensstand der Allgemeinbevölkerung verbessern und somit einen entscheidenden Beitrag zur politischen Willensbildung leisten. Dieses Ideal wird später durch die, aus der Kommunikationswissenschaft hervorgebrachte Wissensklufthypothese in Frage gestellt. Vgl. Zillien/Lenz, 2008, S. 447.

„As the infusion of mass media information into a social system increases, segments of the population with higher socioeconomic status tend to acquire this information at a faster rate than the lower status segments, so that the gap in knowledge between these segments tends to increase rather than decrease“[314]

Burkart betont in diesem Zusammenhang die politischen Funktionen von Massenmedien, die unter der Wissenskluftthypothese zum „Zerrbild idealistischer Fiktion“ verkommen und unterstreicht den „dysfunktionalen (Negativ-)Effekt“, der sich in einem Informationsüberfluss für die Betroffenen äußert, das heißt die Mediennutzer sind dann nicht mehr in der Lage die Fülle an massenmedial vermittelten Informationen aufzunehmen.[315]

Tichenor, Donohue und Olien heben in ihrem Modell besonders fünf Faktoren hervor, die den engen Zusammenhang zwischen Mediennutzungsverhalten und Bildungsstand einer Person verdeutlichen sollen:

- Medienkompetenz: Routine im Umgang mit Texten und besser ausgebildete Verstehensfertigkeiten erhöhen den Ausschöpfungswert der Mediennutzung von Personen mit höherer Bildung.
- Wissensniveau: Personen mit größerem schulischem oder medial erworbenen Vorwissen verfügen über eine höhere Sensibilisierung bezüglich neuer Medieninformationen und können diese besser einordnen und verarbeiten.
- Sozialbeziehungen: Personen mit höherer Formalbildung verfügen eher über die zum interpersonalen Informationsaustausch relevanten sozialen Kontakte. Die Einbindung in Diskussionsgruppen, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten auseinandersetzen, ergänzt somit die diesbezügliche Mediennutzung.
- Selektive Informationssuche und-verarbeitung: Im Falle eines höheren Wissensniveaus werden von vornherein informationsreichere Medien gewählt und selektiver genutzt. Der Bildungsgrad korreliert demnach mit der aktiven und selektiven Informationssuche.
- Art des Mediums: Trägermedien in Schriftform wenden sich in ihrer Darstellungsform eher an Personen mit höherer formaler Bildung.[316]

Zillien unterstreicht das politisch-relevante Wissen als Grundlage der Wissenskluftthypothese und setzt dieser, in Anlehnung an Ettema und Kleine die Differenzhypothese gegenüber, die das Ausmaß der Motivation zur Informationsaufnahme in den Vordergrund rückt, das heißt sie versucht zu verdeutlichen, dass bestimmte Informationen nicht für jedes Mitglied einer Gesellschaft mit dem gleichen Stellenwert behaftet sind.

Damit rücken motivationale Faktoren bei der Diskussion um die Wissenskluft ins Rampenlicht.[317] Gerade in Hinblick auf ältere Generationen scheinen Motivation und Relevanz eines Wissens für dessen Aneignung, oder Ablehnung interessant zu sein. Wenn Menschen der Generation 60 plus, auf Grund ihres Selbstbildes der Meinung

[314] Tichenor/Donohue/Olien, 1970, S. 159f., zit. nach: Zillien, 2006, S. 72.
[315] Burkart, 1995, S. 247.
[316] Vgl. Tichenor/Donohue/Olien, 1970, S. 162., zit. nach: Zillien, 2006, S. 72.
[317] Vgl. Zillien, 2006, S. 77.

sind, dass bestimmte Informationen für sie keinen Nutzen mit sich bringen, werden sie keine Bemühungen investieren, um dieses Wissen zu erwerben.

Sind sie jedoch davon überzeugt, dass ihnen die angebotenen Informationen Vorteile bringen, werden sie eher zu geistigen Anstrengungen bereit sein.[318]

Zusammenfassend kann die Ausgangslage hinsichtlich des Digital Divides folgendermaßen dargestellt werden: Während im früheren Diskurs um die Spaltung der (Wissens-)Gesellschaft in erster Linie nach Maßnahmen gesucht wurde, um Zugangs- und Nutzungsbedingungen (digitaler) Medien auszugleichen bzw. anzugleichen und damit versucht wurde allen Teilnehmern einer Gesellschaft die prinzipielle Teilhabe zu ermöglichen, zielen jüngere Diskussionen vor allem auf die wechselseitige Beziehung zwischen sozialen Ungleichheiten und ungleichen Chancen der Nutzung ab.[319]

Dies bedeutet, dass sich die Aufmerksamkeit in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem wechselseitigen Bedingungsverhältnis zwischen sozialer und digitaler Spaltung manifestiert hat. Grundsätzlich sollen dem zufolge fünf betroffene Gruppen untersucht werden: Menschen mit Migrationshintergrund und andere gesellschaftliche Randgruppen, Frauen, Menschen mit besonderen Bedürfnissen, Menschen mit finanziellen Problemen und ältere Menschen.

6.1.1 Menschen mit Migrationshintergrund / Randgruppen

Kissau geht mit Blick auf Krotz davon aus, dass sich mit den im Wandel befindlichen sozialen, ökonomischen und kulturellen Gesellschaftsverhältnissen auch die kommunikativ vermittelten Integrationsformen verändern.[320]

Sie betont damit die erforderlichen Kompetenzen im Umgang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien hinsichtlich gesellschaftlicher Teilhabe. Nachdem dieser Umstand alle Bürger einer modernen Gesellschaft betrifft, stellt sich nun die Frage, in wie weit Migranten besonders davon betroffen sind? Kissau erklärt die besondere Gefahr der digitalen Wissenskluft für Migranten mit der steten Gefahr eines sozialen Ausschlusses, der durch Nicht-Teilhabe am „digitalen Universum“ noch verstärkt werden kann. In Hinblick auf den wachsenden Bevölkerungsanteil mit Migrationshintergrund erhalten Alltagshandlungen, wie Wohnungs- und Arbeitsplatzsuche, aber auch Zugang zu kulturellen Einrichtungen, oder dem Gesundheitswesen, die für eine rasche Niederlassung und Eingewöhnung im informatisierten Aufnahmeland zentral erscheinen, besondere Bedeutung. Wenn in modernen Gesellschaften solche Alltagshandlungen vermehrt über digitale Informations- und Kommunikationsprozesse

---

318 Wie bereits mehrfach erwähnt ist das Selbstbild eines älteren Menschen von einer Vielzahl an Einflussfaktoren abhängig. Neben biologischen und psychologischen Faktoren wird das Selbstbild vor allem durch gesellschaftlich konstituierte Stereotype geprägt, das heißt auch hier soll gelten: Je stärker das Selbstwertgefühl eines älteren Menschen ausgeformt ist, desto eher weiß er um seine Stärken Bescheid und desto größer die Chance dass er seine Fähigkeiten einsetzt, um neues Wissen zu erwerben.

319 Greif/Mitrea/Werner, 2008, S. 64.

320 Kissau, 2008, S. 15.

laufen und Migranten diese neuen Möglichkeiten nicht nutzen können, verzögert sich die Integration und die sozialen Ungleichheiten verschärfen sich.[321]

Die digitale Kluft hat demnach für Migranten in besonderer Weise negative Konsequenzen für soziale Gleichstellung und Integration. Die Enquete-Kommission zur Globalisierung der Weltwirtschaft fasst dies folgerichtig zusammen: „ Die digitale Spaltung von heute kann die soziale Spaltung von morgen bedeuten."[322]

So wird deutlich dass für Migranten und andere Randgruppen, deren gesellschaftliche Teilhabe ohnehin nicht als selbstverständlich gegeben ist, jede Ressource zur Integration und zur selbstständigen Lebensbewältigung besondere Relevanz erfährt.[323] Spezielle integrative Angebote zur Kompensation sozialer Benachteiligungen im Internet scheinen aus dieser Perspektive zwar gut gemeint, aber nicht problemzentriert zu sein.

6.1.2 Frauen / Digital Female

Hinsichtlich der Auseinandersetzung mit dem Digital Female[324], wie ihn Günther nennt, verweist Kajatin auf ein wesentliches Grundproblem. Die Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit an sich und die Art und Weise dieses Prozesses konstruiert bestimmte gesellschaftliche Vorstellungen von dem was „typisch männlich" und „typisch weiblich" sei, also Stereotype, die im Sinne des „doing gender" auch Auswirkungen auf den Umgang mit Technik allgemein bzw. mit Informations- und Kommunikationstechnologien im Speziellen mit sich ziehen. „Wichtig ist dabei, dass Unterschiede nicht aufgrund des biologischen Geschlechts entstehen, sondern in Folge des „doing gender" Differenzen konstruiert werden."[325]

Treibel und Meier führen geschlechtsspezifische Differenzen zwischen Männern und Frauen in erster Linie auf ihren unterschiedlichen Medienhabitus zurück, soll heißen Mädchen und Frauen inszenieren sich anders mit Medien und weisen andere Kompetenzen hinsichtlich des Medienumgangs auf. Sie betonen die steigende Zahl der weiblichen Internetnutzer und führen diese nicht zuletzt auf den „wachsenden Bildungserfolg und die zunehmende politische und berufliche Partizipation von Frauen in westlichen Gesellschaften" zurück.[326]

Demzufolge verweisen sie auf eine schrittweise Annäherung der Geschlechter bei der Nutzung moderner Informations- und Kommunikationstechnologien, stellen eine

[321] Vgl. Kissau, 2008, S. 15f.
[322] Enquete-Kommission, 2002, S. 262., zit. nach: Kissau, 2008, S. 36.
[323] Vgl. Kissau, 2008, S. 36f.
[324] Günther, 2007, S. 135.
Johann Günther meint damit in erster Linie die Umstrukturierung der Gesellschaft hinsichtlich Frauen in Arbeitsprozessen. Während sich Frauen in früheren Zeiten entweder für Familie oder Karriere entscheiden mussten, versuchen die emanzipierterten Frauen von heute beides zu bewerkstelligen, indem sie eine Aufteilung der Erziehungsaufgaben auf beide Elternteile postulieren. Günther differenziert zwischen digital natives und digital immigrants, wobei die jüngeren Frauen die natives und die älteren Frauen die immigrants darstellen.
[325] Kajatin, 2004, S. 112.
[326] Treibel/Meier, 2006, S. 12.

Diskussion um den Digital Divide entlang der Geschlechtszugehörigkeit in Frage und sprechen sich eher für eine bildungspolitische Perspektive aus.[327]

Damit kann etwa auf den Diskurs von Frauen in Technikberufen verwiesen werden, das heißt der Frage nachzugehen, warum bestimmten Berufssparten nach wie vor das Etikett der Männlichkeit anhaftet?

6.1.3 Menschen mit besonderen Bedürfnissen

Gerade für Menschen mit Behinderungen scheinen moderne Kommunikationstechnologien eine Chance zur besseren Integration und selbsterfüllenden Lebensbewältigung zu bieten. So ermöglicht der Computer in Verbindung mit dem Internet behinderten Menschen die Chance das Tor zur Arbeit und zur Welt zu öffnen. Wenn es gelingt Menschen mit besonderen Bedürfnissen Schlüsselqualifikationen, wie die Handhabung genannter Technologien zu vermitteln, können neue Möglichkeiten der Integration geschaffen werden.

Lämmerhirt betont, dass die Politik das Problem zwar bereits erkannt hat, aber die erforderliche Sensibilisierung noch nicht weit genug fortgeschritten ist.[328] Immerhin versuchen zahlreiche Projekte, wie jenes des Europäischen Computerführerscheins, des so genannten „ECDL barrierefrei“, das mit 7 Millionen Teilnehmern in 140 Ländern die größte IT Bildungsinitiative weltweit darstellt, behinderten Menschen Ausbildungen zu ermöglichen, die über herkömmliche Bildungsinstitutionen nicht durchführbar wären. Soll heißen die Kurse vermitteln zwar dieselben Lerninhalte,[329] die Lernmethoden sind aber an die Bedürfnisse der Menschen angepasst. Technische Innovationen, wie „Individuelle Einstellungsmöglichkeiten (z.B. vereinfachte Sprache) und die Abstimmung auf assistierende Technologien (z.B. Braillezeile, Screenreader, Maus- und Tastaturalternativen) bieten eine optimierte Lernumgebung“.[330]

Dadurch kann Menschen mit besonderen Bedürfnissen der (Wieder-)Einstieg ins Berufsleben erleichtert werden und ein wesentlicher Beitrag zur Integration geleistet werden.

6.1.4 Menschen mit finanziellen Problemen

Hinsichtlich finanziell benachteiligter Gesellschaftsgruppen stehen in erster Linie materielle Zugangsaspekte im Vordergrund, das heißt die Anschaffungs- und Erhaltungskosten von technischer Infrastruktur übersteigen die finanziellen Möglichkeiten der Betroffenen. Schulz verweist in diesem Zusammenhang auf die Opportunitätskosten medialer Techniken, wie etwa den Verzicht auf alternative

[327] Vgl. Treibel/Meier, 2006, S. 12f.

[328] Lämmerhirt, 2008, http://www.ispa.at/presse/ispa-pressespiegel/digitale-spaltung-30-prozent-der-bevoelkerung-sind-draussen/ (10.07.2009)

[329] Im Beispiel des Europäischen Computerführerscheins, der als international anerkannter Standard gilt, ist dies der Nachweis für effizientes Arbeiten in den gängigsten Computeranwendungen.

[330] Vgl. http://www.ocg.at/presse/2008/080410-aub.html (10.07.2009)

Zeitverwendungen, die neben materiellen Aufwendungen anfallen.[331] Damit unterstreicht er einen weiteren wesentlichen Faktor, der die digitale Wissenskluft vorantreibt. Wenn finanziell schwache Gruppen einerseits einen beträchtlichen Kostenaufwand in Kauf nehmen müssen, um sich die, für gesellschaftliche Teilhabe über moderne Informations- und Kommunikationstechnologien erforderlichen technischen Geräte (Computer/Handy/Internetanschluss) anzuschaffen und ihnen zeitliche Aufwendungen für Erwerb der Schlüsselqualifikationen hinsichtlich des Umgangs mit den genannten Technologien, sowie in Bezug auf die Nutzung selbst kaum möglich sind, wirken sich diese Faktoren negativ auf die Motivationslage der Betroffenen aus. Finanziell benachteiligte Menschen sind also weniger dazu bereit sich mit modernen Technologien auseinanderzusetzen und können dadurch seltener Teilhabe. Groebel und Gehrke kommen in ihrer im Jahr 2002 durchgeführten Untersuchung zu einem ähnlichen Ergebnis und halten fest, dass die Wahrscheinlichkeit für die Internetnutzung, ebenso wie beim Indikator Bildungsstand mit der Höhe des Einkommens wächst.[332]

6.1.5 Ältere Menschen

Im Zusammenhang mit der Akzentuierung der Generation 60 plus in der vorliegenden Arbeit, soll im Folgenden auf eine vom Digital Divide besonders betroffene und zahlenmäßig bedeutende Gesellschaftsgruppe ausführlicher eingegangen werden: Auf jene der ältere Menschen.

Zunächst muss in Anlehnung an Karmasin der grundsätzlichen Frage nachgegangen werden, was moderne Informations- und Kommunikationstechnologien für ältere Menschen bedeuten (können), das heißt welche emotionalen Bedürfnisse und Wünsche sie erfüllen und wozu sie sie eigentlich brauchen. Dabei betont sie mehrere Faktoren neuer Medien, die für jedes Individuum einer Gesellschaft bestimmte Vorgaben hinsichtlich seiner Positionierung innerhalb derselben mit sich bringen. Solche kommunikative und symbolische Zwecke ermöglichen den Menschen auszuloten wer sie sind bzw. wer sie nicht sind, wo sie innerhalb der Gesellschaft stehen und was sie unter kulturellen Idealen und Denkkategorien verstehen können.[333]

Genau hier erfolgt ihrem Ansatz nach die grundsätzliche Problematik für ältere Menschen hinsichtlich moderner Kommunikationstechnologien. Jene basieren „im Kern auf den Merkmalen, die unser Konzept von Jugendlichkeit und von Modernität kennzeichnen“[334] Durch den Einsatz einer technischen Sprache, und durch grafische

---

[331] Vgl. Schulz, 2008, S. 80.
Schulz legt dabei seinen Schwerpunkt auf die Medialisierung der politischen Partizipation und versteht darunter die öffentliche Forderung an Medien (nach Bereitstellen von politischen Informationen zu bestimmten Themen und Ereignissen (Relay-Funktion), um da durch dem einzelnen Bürger Teilhabe an politischen Prozessen zu ermöglichen. Diese Vermittlung von Informationen ist jedoch nur über medienspezifische Selektion realisierbar. Vgl. Schulz, 2008, S. 79f.

[332] Vgl. Groebel/Gehrke, 2003, S. 39f.

[333] Vgl. Karmasin, 2003, S. 39.

[334] Karmasin, 2003, S. 39.

Darstellungen, die in ihrer Semiotik eher im adoleszenten Bereich angesiedelt sind, konstruieren sie für ältere Menschen ein Bild, das ihnen sagt: „Das ist nichts für mich.“[335]

Hinzu kommen weitere Aspekte, wie das Aufbrechen der tradierten Raum-Zeit-Strukturen durch moderne Kommunikationstechnologien und die damit verbundene Etablierung von Virtualität, die nicht zu den Weltbildern älterer Menschen gehören[336].

Dem gegenüber stehen Interesse und Motivation hinsichtlich der Zuwendung zu neuen Technologien, das heißt die Bereitschaft Geld und vor allem Zeit zu investieren, um durch Teilhabe an der modernen Wissensgesellschaft individuellen Nutzen ziehen zu können.[337] Darunter lassen sich die Möglichkeiten (auch) für ältere Menschen verstehen, sich innerhalb der Gesellschaft besser zu positionieren und als Nutzer der modernen Technologien auf sich selbst aufmerksam zu machen.[338]

Wie Günther festhält erfolgt die gesellschaftliche Durchdringung durch neue Technologien in drei Phasen. Zunächst sind es vor allem junge Menschen, die sich solcher Instrumente bedienen.[339] In der zweiten Welle sind es nach Günther vor allem ältere Menschen, die sich der Neuerungen annehmen und erst in der dritten Phase kommt es zu einer ausgeglichenen Verwendung der neuen Technologien, das heißt zuletzt beschäftigt sich auch die Zielgruppe der 35 bis 45-Jährigen mit solchen Neuerungen.[340]

Für alle Altersgruppen kann die Digitalisierung durch vereinfachte und beschleunigte Abläufe Chancen für die individuelle Lebensgestaltung bedeuten und gewisse Abläufe ermöglichen, die bis vor kurzem unmöglich waren.[341] Worin diese Chance explizit für die Generation 60 plus liegen und welche Gefahren hinsichtlich des Digital Divide als „Kehrseite der Kommunikationsrevolution“[342] auf ältere Menschen zukommen, soll im nächsten Schritt geklärt werden. Zuvor muss jedoch die Gruppe der Senioren in Österreich differenzierter betrachtet werden.

---

[335] Karmasin, 2003, S. 39.
[336] Karmasin, 2003, S. 40.
[337] Vgl. Knafl, 2003, S. 78.
[338] Vgl. Günther, 2007, S. 25.
[339] Günther nennt diese, eher den jüngeren Jahrgängen zurechenbare Menschen, Pioniere und Freaks.
[340] Vgl. Günther, 2007, S. 34.
Günther führt in seiner Theorie die späte Beschäftigung der Gruppe der 35 bis 45 Jährigen mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Begründung zurück, dass jene stark in Familien- und Berufsleben eingebunden sind und sich aus zeitlichen Gründen mit technischen Neuerungen nur sehr zögerlich auseinandersetzen. Es muss je doch darauf verwiesen werden dass gerade die voll im Erwerbsleben stehenden Menschen auf Grund ökonomischer Zwänge, sprich Arbeitsleistungen die auf Funktionalität ausgerichtet sind, moderne Kommunikationstechnologien im täglichen Berufsalltag verwenden müssen. Werden solche Technologien auf Grund ihres Arbeitsprozess beschleunigen den Charakters in einem Unternehmen eingeführt, sind die Mitarbeiter meistens gezwungen ihren Umgang relativ rasch zu erlernen.
[341] Vgl. Horster/Schartner, 2007, S. 129.
[342] Pittermann, 2003, S. 64.

6.2 Senioren als heterogene Gruppe

Wie Karmasin korrekt festhält, wir die Gruppe der Senioren im umgangssprachlichen Gebrauch meist als sozial homogene Gruppe beschrieben. Die Diskussion um verschiedene Lebensphasen von Menschen im Zusammenhang mit Alterungsprozessen, die sehr individuell erlebt werden und von einer Vielzahl an Faktoren beeinflusst werden, hat jedoch gezeigt, dass deutliche Unterschiede, je nach sozialer Herkunft, nach Lebenserfahrungen, nach Interessen und nach finanziellen Möglichkeiten innerhalb der Gruppe der Senioren auszumachen sind.[343]

So muss hinsichtlich der Analyse von Skepsis und Berührungsängsten der Generation 60 plus im Umgang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien eine klare Differenzierung zwischen jenen Personen, die bereits in ihrer aktiven Arbeitszeit den Computer verwendet haben und damit die technischen Grundkenntnisse erwerben konnten und jenen die „am anderen Ende des sozialen Spektrums“[344] angesiedelt sind, das heißt jene Senioren, die Zeit ihres Berufslebens in so genannten Einfacharbeitsplätzen tätig waren und noch nie mit einem PC in Kontakt gekommen sind, vorgenommen werden. Diese Unterscheidung nach dem Merkmal PC-Kontakt bzw. keinen PC-Kontakt in früheren Jahren wird aus folgendem Grund an dieser Stelle hervorgehoben.

Wie bereits erwähnt können im Sinne der Gerontologie, die sich mit Möglichkeiten und Grenzen der geistigen Leistungsfähigkeit im Alter auseinandersetzt und in Hinblick auf die Aktivitätstheorie, zu einem früheren Zeitpunkt erlernte Verhaltensweisen, das heißt Fähigkeiten und Fertigkeiten, sofern sie einmal erworben wurden, im fortgeschrittenen Alter leichter „neu“ erlernt werden und damit die Grundlage für hohe Lebenszufriedenheit im Alter geschaffen werden.[345]

Karmasin betont hinsichtlich der Heterogenität der Seniorengruppe ein weiteres Merkmal, das in einer früheren Lebensphase herausgebildet wird und das Leben im Alter entscheidend prägt. Wenn es Menschen gelingt in ihrem Lebenslauf soziale Netzwerke zu knüpfen und sie im Stande sind, diese auch nach der Entberuflichung aufrecht zu erhalten, können diese Kontakte im Alter für Ratschläge im Umgang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien herangezogen werden. Ermutigende Netzwerke in Kombination mit Förderung und Verdeutlichung der Interessen durch soziale Kontakte, können bei Senioren dazu führen, dass diese mit Vergnügen die Vorteile etwa des Internets entdecken, „…was sie dann oft sogar zu Experten in ihrer sozialen Umgebung macht – eine große Quelle für Freude und Selbstwertgefühle.“[346]

Diese Gruppe wird sich auf Grund ihrer erworbenen Schlüsselqualifikationen, sprich etwa der Fähigkeit zu Innovation und Wissensgenerierung in der

[343] Vgl. Karmasin, 2003, S. 45.
[344] Karmasin, 2003, S. 45.
[345] Zur Gerontologie und ihrem Beschäftigungsfeld: Vgl. Klie und Brandenburg, Gerontologie und Altenpflege, 2003, S. 40.
[346] Karmasin, 2003, S. 45.

Informationsgesellschaft, behaupten können und durch individuelle, beständige Erweiterung des kollektiven Wissensbestands für die Gesellschaft an Bedeutung gewinnen.[347]

Karmasin geht davon aus, dass diese Senioren sogar relativ rasch vergessen, dass sie hier eine Technik benutzen und all jene technischen Möglichkeiten ausschöpfen werden, von denen sie erfahren, dass sie ihr Leben bereichern, das heißt „schneller, einfacher, vergnüglicher machen.“[348]

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass ebenso wenig von „den Senioren“ gesprochen werden kann, wie von „den Alten“, oder „dem Alter“. Die Gruppe der Senioren ist keinesfalls als homogene Gruppe anzusehen, innerhalb derselben gibt es zahlreiche soziale Ausprägungen, die individuell betrachtet werden müssen. Aus genanntem Grund wird es bei der empirischen Beschäftigung mit der Generation 60 plus notwendig sein entsprechende qualitative Untersuchungsmethoden heranzuziehen, um so differenzierte Einstellungen und Einsichten in das individuelle Denken der befragten Personen hinsichtlich moderner Informations- und Kommunikationstechnologien zu erhalten.[349]

6.2.1 Definition Senior

In der Literatur, wie im allgemeinen Sprachgebrauch werden unter Senioren häufig Menschen verstanden, die sich in einer späteren Lebensphase befinden und dabei den Zeitpunkt der Entberuflichung überschritten haben. Einige Definitionen verwenden den Ausdruck „Senioren“ insbesondere als Bezeichnung für die 10-Jahres-Phase nach der Berufsaufgabe.[350]

Die Auseinandersetzung bzw. Annäherung hinsichtlich einer eindeutigen Definition erweist sich ebenso schwierig, wie für den damit zusammenhängenden Begriff des „Alters“. Wenn Rosenmayr festhält, dass eine eindeutige Grenzziehung für das Alter, sprich für den Zeitpunkt, ab dem ein Mensch als „alt“ gelten kann, unmöglich ist und damit die Fülle an Einflussfaktoren für Altersprozesse beschreibt, muss auch die Bestimmung des Senioren-Begriffs problematisch gesehen werden. So zählen etwa Einstellung zum eigenen Leben, das soziale Umfeld, sowie finanzielle Gegebenheiten zu jenen Kriterien, die die Entwicklung im Alter beeinflussen und biologische Alterungsprozesse beschleunigen oder verlangsamen können.[351]

---

[347] Vgl. Richter/Maier/Zöserl/Vogel/Allert, 2007, S. 53.

[348] Karmasin, 2003, S. 45.

[349] Die Heterogenität der Seniorengruppe zu betonen und gleichzeitig von „der Generation 60 plus“ zu sprechen scheint in diesem Zusammenhang unangebracht zu sein. Wie bereits mehrfach erwähnt kann ebenso wenig von „der Generation 60 plus“ gesprochen werden, da diese als Alterskohorte sowohl 60-Jährige, als auch 90-Jährige umfasst. Für die vorliegende Arbeit wurde die Generation 60 plus mit Personen zwischen dem 65. und 70. Lebensjahr definiert und sollte auch hier in diesem Zusammenhang verstanden werden.

[350] Vgl. Tews, 1991, o.S., zit. nach: Thimm, 1998, S. 58.

[351] Vgl. Rosenmayr, 1988, S. 15f.

Um die einzelnen Gruppen einer Gesellschaft entsprechend bezeichnen zu können, wird häufig das biologische Alter herangezogen und dieses mit bestimmten, vordefinierten, aber innerhalb der Biographien individuell verschiedenen Zeitpunkten herangezogen. Solche markanten Zeitpunkte, die den Übergang von einer in die nächste Lebensphase darstellen sollen, gründen vor allem auf dem administrativen Alter, das heißt dem Versuch von Behörden und öffentlichen Institutionen, die Gesellschaft durch bestimmte Kategorien zu „ordnen" und zu „strukturieren". Wie die in Punkt 4.1.1.1 angeführten Beispiele aufzeigen sollen, handelt es sich dabei in erster Linie um eine Einteilung nach dem chronologischen Alter[352], Mischformen von chronologischem Alter und gewissen Einschnitten im Leben eines Menschen, sind aber ebenso anzutreffen.

So scheint dies auch bei der Gruppe der Senioren der Fall zu sein, das heißt Personen werden in der Regel zwischen dem 50. und 55. Lebensjahr als Senioren angesehen, da ab diesem Alter eine Auseinandersetzung mit dem Ruhestand suggeriert wird. Die Ausweitung der nachberuflichen Phase durch vorzeitige Pensionierungen und gestiegene Lebenserwartung hat jedoch dazu geführt, weitere Unterscheidungen und Bezeichnungen zu erfinden, die eine zusätzliche Einteilung neben jener zwischen Erwerbstätigen und Menschen, die älter als 50, oder 55 Jahre sind zu differenzieren, ermöglichen sollen.[353]

Es kann also festgehalten werden, dass der Begriff „Senior" als Homonym angesehen werden muss. Dies soll an Hand zweierlei Problemkreisen verdeutlicht werden. Zum Einen stehen Senioren für alte, oder ältere Menschen, die bereits in Pension sind und einen neuen Lebensabschnitt beginnen, der häufig mit negativen Stereotypen behaftet ist. Zum Anderen werden Senioren, etwa in der Wirtschaft als berufstätige Personen angesehen, die auf Grund ihrer Erfahrungen über die Junioren, also die jungen, noch im erwerblichen Reifungsprozess befindlichen Menschen gestellt werden.

Schließlich muss darauf verwiesen werden, wie stark Meinungen über Senioren in unterschiedlichen Arbeits- und Lebensbereichen divergieren. Während ein Fußballspieler mit 34 Lebensjahren als „Senior" und damit als „alt" gilt, wird ein Gleichaltriger, der bereits zum Senior-Consultant befördert wurde als „jung" angesehen.

Der Begriff Senior wird demnach in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen verschiedenartig verwendet und muss daher im jeweiligen Kontext klar definiert werden. Dieser Umstand ist mit Sicherheit auch auf die genannten Stereotype, das heißt Fremdbilder zurückzuführen, die von den Selbstbildern der Betroffenen stark abweichen können. So scheint es nicht verwunderlich, dass sich manche 75-Jährige nicht mit den „alten 85-Jährigen Gruftis" abgeben wollen. Solche Differenzen zwischen Selbst- und Fremdbild im Alter zeigen sich häufig bei aktiven Senioren, die sich „viel zu

[352] Beispiele wären das Wahlrecht, der Führerschein, oder die Religionsmündigkeit.
[353] Vgl. Gassmann/Reepmeyer, 2006, S. 9.

jung fühlen um alt zu sein."[354] und in der häufig verwendeten Redensart, dass „jeder lange leben möchte, aber keiner dabei alt werden will."[355]

Wie komplex sich das Thema darstellt und wie schwierig es scheint bestimmte Gesellschaftsgruppen begrifflich zu fassen, zeigt die Fülle an Bezeichnungen, die sich im Zuge der Diskussion um Senioren herausgebildet haben.[356] In Anlehnung an Lehr soll für die vorliegende Arbeit ein Seniorenbegriff gelten, der sich weniger über die Frage nach dem chronologischen Alter und mehr über die Frage des wie altert der Mensch definiert. „*Dass* wir älter werden, daran können wir nichts ändern – aber *wie* wir älter werden, das haben zum Teil wir selbst in der Hand."[357]

Dies bedeutet, dass der Begriff „Senioren" hier zwar auch an der Lebensphase nach der Arbeitswelt orientiert ist, also nur jene Personen umfasst, die den Zeitpunkt der Entberuflichung bereits überschritten haben, aber das funktionale Alter der Menschen im Vordergrund steht. Senioren werden für diese Arbeit dem zur Folge als ältere Menschen[358] definiert, die sich in der Lebensphase nach dem Ausscheiden aus dem Berufsleben befinden, in etwa zwischen der Neuorientierungsphase und der Konsolidierungsphase beheimatet sind und je nach Grad der Ausprägung ihrer physischen, psychischen und sozialen Fähigkeiten den Alterungsprozess individuell gestalten und erleben. Dieser Prozess ist durch ein Wechselspiel aus Annahme und Ablehnung gesellschaftlicher Stereotypen, das heißt Fremdbildern gekennzeichnet und wird durch finanzielle Möglichkeiten und Grenzen, soziale Kontakte und politisch-funktionale (Leistungs-) Anforderungen geprägt.

In Österreich liegt das Durchschnittsalter bei der Pensionierung im Jahr 2006 bei 61 Jahren. (60,6 für Frauen, 61,3 für Männer, EU27-Durchschnitt 60,7 bzw. 61,7), während das gesetzlich Pensionsalter mit 65 Jahren für Männer und 60 Jahren für Frauen festgelegt ist.[359] Die Zahl der Menschen, die den Zeitpunkt der Entberuflichung überschritten haben steigt ab dem 65. Lebensjahr rapide an. (siehe Abbildung 45) Während bei den 60 bis 64-Jährigen noch 329.500 Personen in Pension sind, weist die Statistik für die Gruppe der 65-Jährigen und älter bereits 1.249.900 Menschen aus, die sich in Pension befinden.

---

[354] Blecha, Karl, 2003, S. 67.
[355] Vgl. http://www.seniorkom.at/0/Content/gesundheit/_article_/id13042 (10.07.2009)
[356] Einige Beispiele für verwendete Bezeichnungen: Rentner, Golden Ager, die neuen Alten, Master Consumers, die Grauschläfen, Pensionäre, Turbosenioren, Generation 55 plus, Menschen im 3. Lebensabschnitt, moderne Greise, Best Ager, die jungen Alten, Woopies (well-off older people), reife Menschen, Senior Citizen, Menschen in den besten Jahren, das goldene Marktsegment, die Silberjahrgänge, die stille und unsichtbare Generation, etc. Vgl. Gassmann/Reepmeyer, 2006, S. 9.
[357] Lehr, 2006, S. 23.
[358] Das Wort Senior aus dem Lateinischen steht für „der Ältere" Vgl. Stötzel/Eitz, 2003.
[359] Vgl. ÖIR-Informationsdienste GmbH, 2008, http://www.wisdom.at/euost/pdf/Li_Austria.pdf (10.07.2009)

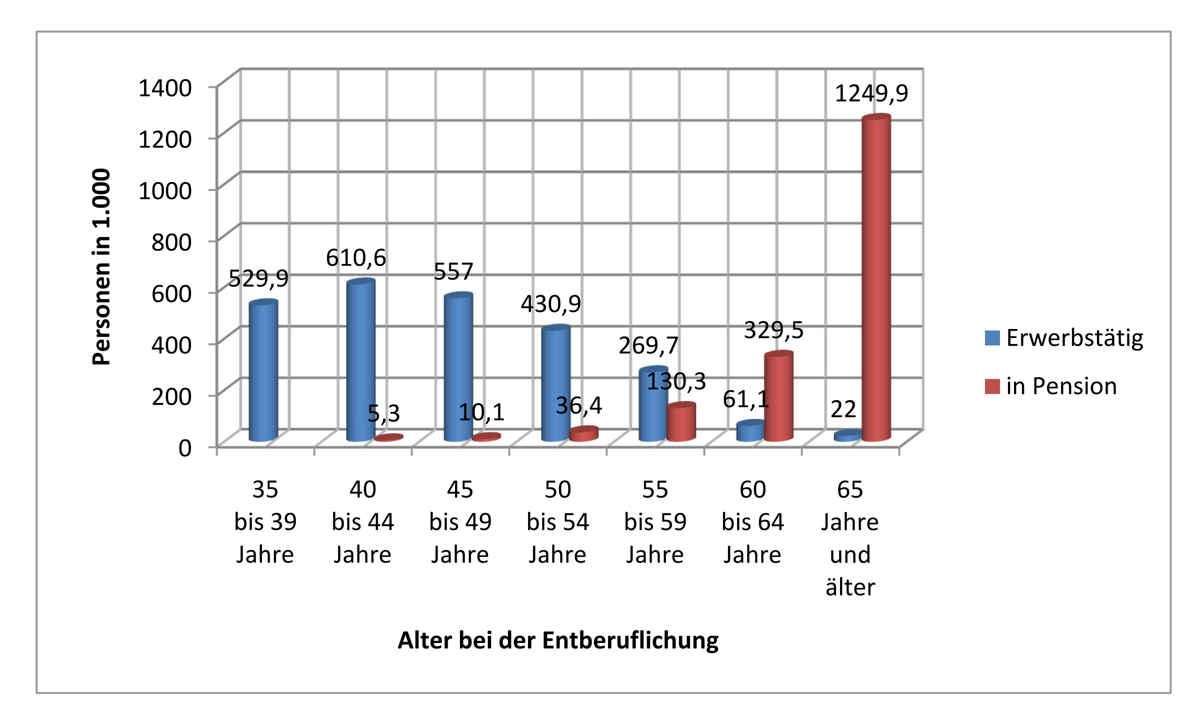


Abbildung 45: Entberuflichung nach Alter in Österreich 2006

6.2.2 Grenzsituation zwischen Beruf und Pension

Menschen, die sich im Übergang von der Erwerbsarbeit in den Ruhestand befinden, stellen für die Gesellschaft eine besondere Herausforderung dar und verdienen spezielle Aufmerksamkeit. Wie Backes und Clemens betonen, zeigt sich seit den 1970er Jahren ein Trend zu immer früherem Ruhestand, sprich eine sinkende Erwerbsbeteiligung älterer Menschen.[360] In Bezug auf Atchley, der in seinem sieben Altersphasen umfassenden Modell den Übergang beschrieben hat, spielen vor allem die Nähephase, die Euphoriephase und die Ernüchterungsphase sowie die jeweiligen, fließenden Übergänge eine entscheidende Rolle für die „Richtungsweisung" des älteren Menschen.[361] Darunter lässt sich verstehen, dass in diesen Phasen der Grundstein für die spätere Lebens(un)zufriedenheit gelegt wird. Gerade hinsichtlich des Digital Divide muss daher alles unternommen werden, um der gesellschaftlichen Ausgrenzung rechtzeitig den fruchtbaren Boden entziehen zu können. Wenn ältere Menschen bereits in der Arbeitswelt entsprechend auf die genannten Phasen vor und nach der Entberuflichung vorbereitet werden, kann das plötzlich eintretende Moment des „Nicht mehr gebraucht Fühlens" reduziert werden. Dazu ist es notwendig auch außerhalb des Arbeitsplatzes soziale Kontakte aufzubauen, die den Wegfall der Kontakte im Erwerbsleben kompensieren können.

Das heißt je stärker Personen an ihrer Arbeitswelt orientiert sind, desto eher fühlen sie sich nach der Pensionierung „überflüssig" Andererseits können gute Kontakte im Arbeitsleben die Fähigkeit herausbilden relativ leicht neue Kontakte zu knüpfen, was

[360] Vgl. Backes/Clemens, 2003, S. 62f.
Diese Ergebnisse beziehen sich auf Deutschland.
[361] Vgl. Atchley, 1993.

positive Auswirkung auf die Pension mit sich ziehen kann. Wenn die soziale Fertigkeit, das heißt die Fähigkeit Beziehung zu pflegen erlernt wurde, kann diese in einer späteren Lebensphase erfolgreich zum Einsatz kommen. Diesbezüglich ist auch die Kommunikationswissenschaft gefordert, sich mit dem Thema auseinander zu setzen, da kommunizieren auch heißt Beziehungen zu pflegen.[362]

Ebenso stellt die Berufsaufgabe für die Erwachsenenbildung eine große Herausforderung dar, das heißt durch rechtzeitige lerntheoretische Maßnahmen soll der Übergang von der Arbeitswelt in den Ruhestand weniger abrupt erfolgen. Zuletzt muss die Soziologie das Problem erkennen, dass Reimann 1994 folgendermaßen umschrieben hat: Er hält fest, dass „…in vielen Kulturen – so auch der Industriegesellschaft – mit zunehmendem Lebensalter im allgemeinen eine Reduktion der sozialen Beziehungen, eine Einengung der Kommunikation, der sozialen Kontakte und damit der wechselseitigen Interaktion“[363] einhergeht.

Vor einer Generalisierung sollte an dieser Stelle jedoch gewarnt werden, da es sich bei der Gruppe der Senioren, wie bereits erwähnt keinesfalls um eine heterogene Gruppe handelt. So erkennt auch Reimann, dass dies zwar als Tendenz seine Gültigkeit haben möge, aber keinesfalls bei allen Senioren ein Rückgang der Kontakte, vor allem bei Primärgruppenbeziehungen, das heißt der Familie, den Freunden, den Nachbarn, etc. feststellbar ist. Das Merkmal „hohes Lebensalter“ muss als ein Faktor von vielen weiteren gesehen werden, das hinsichtlich der Veränderung der Sozialkontakte bedeutsam erscheint.[364]

Gelingt es mögliche Hürden beim Übergang vom Beruf in den Ruhestand zu überwinden, können ältere Menschen zum Einen ihr eigenes Leben erfolgreicher meistern und zum Anderen auch nach dem Berufsleben einen wertvollen Beitrag für Gesellschaf leisten.[365]

Dazu ist es notwendig den Interessen und Problemen älterer Menschen innerhalb der Gesellschaft mehr Beachtung zu schenken, denn erst dadurch wird ihnen die Möglichkeit geboten, ihrem Protest über die modernen Kommunikationswege Ausdruck zu verleihen.[366]

6.3 Die Gefahren im Alter

Ältere Menschen im Allgemeinen, Senioren im Speziellen gelten hinsichtlich des Digital Divide als besonders gefährdete Gruppen, da sie auf Grund geänderter Lebenswelten (Entberuflichung, oder andere tiefe Einschnitte in der Lebensbiographie) gezwungen sind, sich an neue soziale, finanzielle und biologische Umstände anzupassen. Im

---

[362] Vgl. Jasper, 2002, S. 432.
[363] Reimann, 1994, S. 112.
[364] Vgl. Reimann, 1994, S. 113f.
[365] Das Beispiel der Seheka soll hier angeführt werden:
Vgl. http://www.bagso.de/fileadmin/Aktuell/Information_SeheKa.pdf (10.07.2009)
[366] Vgl. Swoboda, 2003, S. 98.

Folgenden soll auf zwei Phänomene genauer eingegangen werden, die sich im Zusammenhang mit dem Digital Divide als problematisch herauskristallisiert haben.

6.3.1 Das Phänomen der trainierten Hilflosigkeit

Das, ursprünglich aus der Psychologie stammende Phänomen der Hilflosigkeit beschreibt den Zustand, der entstehen kann, wenn beim Menschen unkontrollierbarer und unbewältigter Stress entsteht, mit dem der Betroffene nicht fertig wird.[367]

Im Sinne von Seligman[368] kann diese Hilflosigkeit erlernt werden, das heißt der Glaube an die eigene Effektivität wird auf Grund der Nichtwirksamkeit der gesetzten Handlungen negativ beeinflusst. Wenn der ältere Mensch keine Möglichkeit mehr sieht sich neuen Dingen zuzuwenden und in Folge eine resignierende Haltung gegenüber Unbekanntem einnimmt, kann sich diese ablehnende Haltung in einem Gefühl ausdrücken, das häufig durch die Aussage, „ich verstehe die Welt nicht mehr" charakterisiert werden kann.[369]

Friedmann schreibt diesem Phänomen besondere Bedeutung zu wenn er der Ansicht ist, dass all jenes für immer verloren ist, das im Alter aufgegeben wird, da eine resignative Haltung mit der Einengung des psychischen Aktionsradius einhergeht.[370] Seligman unterstreicht in diesem Zusammenhang die Rolle der an den älteren Menschen herangetragenen Fremdbilder: „…learnded helplessness shows how cognitive appraisal oft the environment influences one´s behaviour. In this instance it is one´s perception of the situation, which causes the pain and not the situation itself. The enemy is within oneself and it is as if one becomes a prisoner of one´s own though-ts."[371]

Karmasin spricht in diesem Zusammenhang von einem spezifischen, kulturell bestimmten Bild des Alters, das die Gesellschaft entwickelt hat und welchem der Mythos der Jugendlichkeit nach wie vor anhaftet. So unterstellt dieses Fremdbild den älteren Menschen ein Nachlassen der Intelligenz, der Wendigkeit des Denkens, der Erinnerungsfähigkeit und – hinsichtlich moderner Informations- und Kommunikationstechnologien besonders zentral - die Scheu vor Neuem, das heißt eine relativ aversive Haltung gegenüber Technik.[372]

Gerade solche Stereotype können zum Phänomen der trainierten Hilflosigkeit führen, das heißt wenn Personen immer wieder gesagt wird, dass sie etwas prinzipiell nicht können, dass sie handlungsunfähig und hilflos sind, so erlernen sie dieses Neue tatsächlich nicht und „…bestätigen damit sich selbst und ihrer Umgebung die ursprüngliche Annahme."[373] Wenn ältere Menschen, die durchaus bereit wären sich

[367] Vgl. Rüegg, 2007, S. 83.
[368] Vgl. Seligman, 1979., zit. nach: Karmasin, 2003, S. 41.
[369] Vgl. Friedmann, 1996, S. 12.
[370] Vgl. Friedmann, 1996, S. 12.
[371] Rungapadiachy, 1999, S. 164.
[372] Vgl. Karmasin, 2003, S. 40.
[373] Karmasin, 2003, S. 41.

modernen Informations- und Kommunikationstechnologien zu widmen, aus ihrem sozialen Umfeld immer wieder hören, dass dies nichts mehr für sie sei, entwickeln sie eine ängstliche Haltung, trauen sich selbst im Umgang mit den Technologien weniger zu und ziehen sich nach ersten negativen Erfahrungen zurück.

Das Scheitern wird sozusagen „bestätigt“ und führt zu einer generellen ablehnenden Haltung bei den Betroffenen, sprich das Selbstbild gleicht sich dem Fremdbild an.

Es kann also festgehalten werden, dass ältere Menschen, die Ängste vor den neuen Medien, Techniken, Geräten, sowie deren Handhabung, etwa auf Grund der Semiotik, die eine Art Sondersprache herausgebildet hat, haben, häufig das Gefühl erleben: „Das ist nichts für mich, das kann ich nicht und das werde ich nie können.“[374]

Als logische Konsequenz, sprich um das Erleben des eventuellen Scheiterns zu verhindern, werden neue Technologien von vornherein abgelehnt. Um diesem Phänomen entsprechend gegenwirken zu können wird es notwendig sein, biologische Gegebenheiten im Alter, wie etwa das Nachlassen der Sehfähigkeit und der haptischen Fähigkeiten[375] von sozial zugeordneten, aufoktroyierten Merkmalen, wie der Abnahme der Intelligenz, der Lernfähigkeit und der Adaptionsfähigkeit klar zu trennen und dadurch das Fremdbild positiver zu gestalten. Darüber hinaus sollte die Bedienung und Handhabung der Geräte und Programme an die Anforderungen älterer Menschen adaptiert werden und durch besondere Coachleistungen, die im Wesentlichen aus Angstabbau bestehen unterstützt werden.[376]

6.3.2 Die Gefahr des funktionalen Analphabetismus

Um dieses Phänomen wissenschaftlich analysieren zu können, ist es notwendig, die in Punkt 3.4.1 genannten Grundkulturtechniken erneut aufzugreifen. Kastner betont die langsam voranschreitende Enttabuisierung der Grundbildungsdefizite in Österreich und fordert ein stärkeres Problembewusstsein hinsichtlich bildungsbenachteiligter bzw. bildungsferner Gruppen. Sie kritisiert vor allem die bislang eingesetzten Lehr- und Lernmethoden, die sich am traditionellen behavioristischen Modell orientieren und meist projekthaften Charakter, das heißt mit Ablaufdatum versehen, aufweisen. Mit Blick auf die, von der OECD[377] geforderten Maßnahmen eines „Need for Pedagogical Change“[378] fordert sie pädagogische Innovationen im Bereich der Lern- und

[374] Karmasin, 2003, S. 41.
[375] Unter den haptischen Fähigkeiten können die äußeren sensorischen Möglichkeiten, wie der Tastsinn und die Wahrnehmung bestimmter Reize aus dem Inneren des menschlichen Körpers (Schmerzempfinden, Spannungszustand der Muskeln und Gelenke) verstanden werden.
[376] Vgl. Karmasin, 2003, S. 40f.
[377] OECD steht für “Organisation for Economic Co-operation and Development”; das heißt für die internationale Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung. Österreich ist seit der Gründung 1961 Mitglied der OECD.
[378] OECD, 2004, Thematic Review on Adult Learning., zit. nach: Kastner, 2007, S. 213. Vgl. Zusammenfassung auf der Homepage der OECD: http://www.oecd.org/dataoecd/29/15/36448019.pdf (10.07.2009)

Lehrmethoden.[379] Dabei gilt es vor allem „…qualitätsgesicherte Grundbildungsangebote zu entwickeln und zu implementieren."[380]

Hintergrund der genannten Forderungen ist die nach wie vor erschreckend hohe Zahl an Österreichern, die gravierende Mängel in der Grundbildung, das heißt Defizite in den Grundkulturtechniken – Lesen, Schreiben, Rechnen – aufweisen. So geht Kastner in Anlehnung an Doberer-Bey und Rath[381] davon aus, dass etwa fünf Prozent der erwachsenen Österreicher Schwierigkeiten damit haben, einen Text zu lesen, zu verstehen und zu schreiben und/oder rechnerische Operationen durchzuführen.[382]

Wenn die Handhabung moderner Informations- und Kommunikationstechnologien als vierte Grundkulturtechnik gesehen bzw. gefordert wird, besteht die Gefahr, dass die digitale Kluft und die (Grund-)Bildungskluft verschmelzen und zu einem funktionalen Analphabetismus führen. Dies bedeutet, dass Menschen, die Defizite in den Grundkulturtechniken aufweisen auch den Umgang mit modernen Technologien, in erster Linie dem Computer nicht entsprechend erlernen können. Wagner und Sweet fassen diese Befürchtung folgendermaßen zusammen: „…the digital divide and the literacy divide may overlap so strongly as to be identical."[383]

Der funktionale Analphabetismus beschreibt demnach das Phänomen, dass die beim Menschen vorhandenen, schriftsprachlichen oder rechnerischen Kenntnisse nicht ausreichen, um hinsichtlich gesellschaftlicher Erfordernisse Leistungen zu erbringen, die eine Teilhabe an derselben als mündiger Bürger ermöglichen.[384]

Dieses Phänomen ist deshalb besonders hervorzuheben, da es in engem Zusammenhang mit dem Computer-Analphabetismus steht. Wenn der Umgang mit dem Computer als vierte Grundkulturtechnik angesehen wird und diese Anforderung an Menschen herangetragen wird, die in den herkömmlichen Grundkulturtechniken Defizite aufweisen, ergeben sich als logische Konsequenz auch in diesem Bereich gravierende Mängel. Gerade die Tatsache, dass moderne Informations- und Kommunikationstechnologien das „Tor zur Welt" darstellen und sich Zugangsmöglichkeiten zu Wissen und Information zunehmend auf diese Technologien konzentrieren, verdeutlicht den Zusammenhang von funktionalem und Computer-Analphabetismus.

Als besonders gefährdete Gesellschaftsgruppe sind erneut ältere Menschen zu nennen, besonders jene, die Defizite in den Grundkulturtechniken aufweisen und deren Habitus an den Leistungen gemessen wird, die sie für die Gesellschaft erbringen. Soll heißen, mangelnde Grundbildung erschwert den Zugang zu modernen Technologien

---

379 Vgl. Kastner, 2007, S. 213.
380 Kastner, 2007, S. 214.
381 Vgl. Doberer-Bey/Rath, 2003, S. 166., zit. nach: Kastner, 2007, S. 211.
382 Vgl. Kastner, 2007, S. 211.
383 Wagner/Sweet, 2006, S. 9., zit. nach: Kastner, 2007, S. 211.
Kastner verweist in diesem Zusammenhang auf den negativ behafteten Begriff des „Analphabetismus", welcher häufig diskriminierend zum Einsatz kommt, erläutert jedoch, dass der wissenschaftliche Diskurs bis dato keine treffendere Bezeichnung hervorgebracht hat.
384 Vgl. Doberer-Bey/Rath, 2003, S. 168., zit. nach: Kastner, 2007, S. 211.

im Alter, was wiederum im Sinne des Digital Divide zum Ausschluss aus der Gesellschaft führen kann. Vor diesem Hintergrund scheint auch hier rechtzeitiges Gegensteuern unabdingbar zu sein und die Erwachsenenbildung ist gefordert ein entsprechendes Problembewusstsein zu entwickeln und neue Lernangebote, die alle vier Grundkulturtechniken umfassen auszuarbeiten.

6.4 Mögliche Gründe für Ängste und Skepsis älterer Menschen im Umgang mit modernen IKT

In den letzten Kapiteln wurden speziell die Risiken und Gefahren des Einsatzes moderner Informations- und Kommunikationstechnologien für ältere Menschen behandelt, die mit solchen Neuerungen nicht mithalten können oder wollen. Vor diesem Hintergrund erscheint es nun zentral, auf die Gründe der Nichtnutzung bzw. Gründe für Skepsis und Berührungsängste genauer einzugehen und diese zu untersuchen. Dabei soll grundsätzlich zwischen technischen, sozialen und finanziellen Gründen differenziert werden.

6.4.1 Technische Gründe

6.4.1.1 Mangel an technischem Basiswissen

Um an der Informations- und Wissensgesellschaft teilnehmen zu können und Kommunikationsprozesse über vernetzte Infrastrukturen erfolgreich realisieren zu können, wird im modernen Zeitalter des 21. Jahrhunderts ein gewisses Maß an technischem Basiswissen vorausgesetzt. Dazu zählen der Umgang mit dem Computer, dem Internet und anderen technischen Geräten, wobei erstgenanntem besondere Aufmerksamkeit zuzuschreiben ist. Neben der korrekten Bedienung der Tastatur und anderer Eingabegeräte, also der Hardware[385] steht die richtige Handhabung der Programme, also der Software[386] im Vordergrund.

Darüber hinaus sind jene Kompetenzen zum technischen Basiswissen zu zählen, die zur Struktur, Funktionsweise und Strategie der Informationssuche beitragen, sprich konzeptionelles Wissen. Sindler hebt in Anlehnung an Astleitner[387] den hohen Anteil an nicht erfolgreichen Informationszugriffen hervor, die auf Mängel an diesem mechanischen Basiswissen zurückzuführen sind, das heißt etwa 10 Prozent der Prozesse, die das Suchen bestimmter Informationen zum Ziel haben, scheitern auf Grund von Defiziten in dieser Wissenskomponente.[388]

Degele verweist in diesem Zusammenhang auf den zahlreich verwendeten Begriff der Medienkompetenz, der häufig mit dem Basiswissen gleichgestellt wird. Bei genauerer

---

[385] Dazu zählen auch Handlungen, wie das korrekte Ein- und Ausschalten des PCs, oder das Anschließen bestimmter externer Komponenten.
[386] Software meint die Gesamtheit an Programm und zugehöriger Dokumentation. Vgl. Koch, 2002, S. 447.
[387] Vgl. Astleitner, 1996, S. 55.
[388] Vgl. Sindler, 2004, S. 132.

Betrachtung müsste Medienkompetenz jedoch korrekterweise durch medienkompetentes Metawissen ersetzt werden, da es sich um Wissen auf einer übergeordneten Ebene handelt. Sie differenziert zudem nach zwei Idealtypen der Komposition von Wissen, das klassische Wissen und das informierte Wissen. Diesbezüglich unterstreicht sie die Bedeutung des „Wissens erster Ordnung“, also inhaltliches Domänenwissen in der Phase der Prä-Computer-Ära und jene des Wissens zweiter Ordnung, also Metawissen kombiniert mit Bedienungswissen, in der Phase der computerisierten Gesellschaft.[389] Demnach kann ein Wandel vom klassischen Wissen zum informierten Wissen beobachtet werden, bei dem Medienkompetenz und Metawissen zu medienkompetentem Metawissen zusammenfließen.[390]

Festzuhalten ist, dass technisches Basiswissen als Grundvoraussetzung für die Teilhabe an der Wissensgesellschaft mit fortschreitender Technologisierung stärker an Metawissen, also Wissen über Wissen orientiert ist und dieses bei Computernutzern etwa aus Gründen der notwendigen Orientierung vorhanden sein muss.[391] Wenn (ältere) Menschen Defizite im Metawissen aufweisen, können bereits grundlegende Zugangsstrukturen zu Problemen führen, die eine resignierende Haltung der Betroffenen
zur Folge haben können. Daher scheint es an dieser Stelle angebracht das Niveau der Computer-Grundkenntnisse der Österreicher im Europäischen Vergleich zu betrachten. (siehe Abbildung 46) Dabei zeigen sich innerhalb der Altersgruppe der 55 bis 74-Jährigen im Ländervergleich deutliche Unterschiede. Während in Dänemark und Schweden mit 27 Prozent eine relativ kleine Gruppe der 55 bis 74-Jährigen über gar keine Computer-Grundkenntnisse verfügt, liegen Ungarn und Italien in dieser Kategorie mit 84 bzw. 87 Prozent deutlich über dem europäischen Gesamtdurchschnitt. (65 Prozent)

---

[389] Vgl. Degele, 2000, S. 95ff.
[390] Vgl. Degele, 2000, S. 97.
[391] Es muss jedoch darauf verwiesen werden, dass eine klare Abgrenzung zwischen inhaltlichem Wissen und Metawissen gerade im technologischen Zeitalter nicht immer möglich scheint.

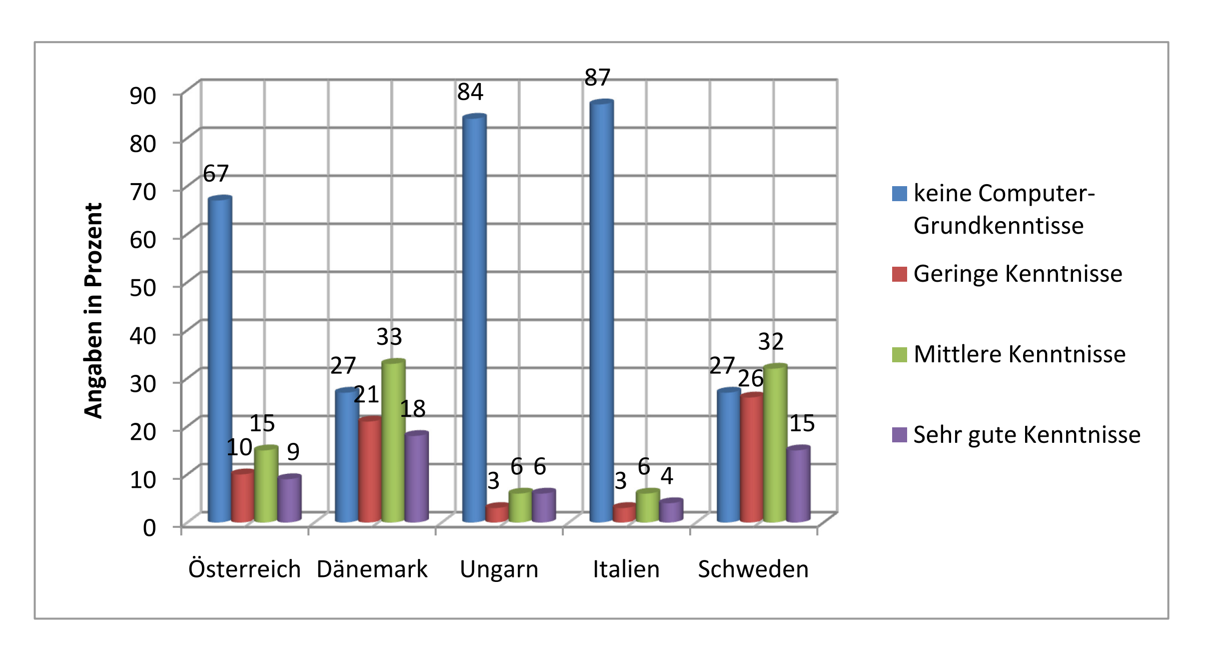


Abbildung 46: Computer-Grundkenntnisse im europäischen Vergleich

Auch die österreichische Bevölkerung zwischen 55 und 74 Lebensjahren liegt zum Einen mit 67 Prozent über dem Europadurchschnitt und weist zum Anderen bei der Gruppe der Menschen mit sehr guten Computer-Kenntnissen den geringsten Prozentsatz auf. (9 Prozent) Auffallend ist ein geographisches Ungleichgewicht zwischen dem Norden und dem Süden Europas, wobei die skandinavischen Länder mit einen hohen Computerkenntnisstand aufweisen können.

6.4.1.2 Rasanter Technikfortschritt und seine Akzeptanz

Im Zusammenhang mit dem rasanten Technikfortschritt muss auf eine Entwicklung verwiesen werden, die für die Gesellschaft von entscheidender Bedeutung ist. Durch die immer kürzer werdenden Abstände, in denen technische Neuerungen in die Gesellschaft implodieren, verändern sich auch die Handlungsspielräume der Menschen. Das heißt die Einführung neuer technischer Geräte und Systeme stellt einen wesentlichen Aspekt der „…beruflichen und in zunehmendem Maße auch der privaten Lebens- welten moderner Gesellschaften dar.“[392] Die technologische Durchdringung der Gesellschaft umfasst alle Lebensbereiche und betrifft alle gesellschaftlichen Gruppen. So sind auch ältere Menschen gezwungen, sich mit der fortschreitenden Technisierung öffentlicher Räume auseinander zu setzen. Dieser direkte Kontakt zwischen älteren Generationen und technischen Geräten findet im Alltag statt und reicht vom Fahrschein- und Geldautomaten bis zu Onlinediensten und Internetportalen explizit für Senioren.

Technischer Fortschritt ist also kein Phänomen der Jugend, auch wenn es häufig so stereotypisiert wird, sondern alle Menschen innerhalb der modernen Gesellschaft, so auch ältere Personen, werden mit technisierten Umwelten konfrontiert.[393] Gehrke fasst

[392] Mollenkopf/Kaspar, 2004, S. 193.
[393] Vgl. Mollenkopf/Kaspar, 2004, S. 193f.

diesen Wandel folgendermaßen zusammen: „Viele traditionelle Dienstleistungen im Bankenbereich, im öffentlichen Nahverkehr oder Kontakte mit öffentlichen Behörden sind zunehmend von Anwendungen der IT-Technologie betroffen.

Als Bürger(innen) sind wir in wachsendem Maße gefordert, mit diesen Anforderungen Schritt halten zu können.“[394]

Wie Horster und Schartner betonen, kommen diese neuen Technologien und Services in Form von Produkten auf den Markt, mit dem Ziel das tägliche Leben zu vereinfachen.[395] Dass moderne Informations- und Kommunikationstechnologien zwar Innovationen und Möglichkeiten, aber auch Grenzen und Gefahren mit sich bringen, konnte bereits mehrfach aufgezeigt werden.[396] In jedem Fall scheinen ältere Menschen sich dem Diskurs um den Technikfortschritt nicht entziehen zu können, wollen sie auch im Alter eine zufriedene Lebensführung gesichert wissen.

Mollenkopf und Kaspar sehen neben objektiven Bedingungen vor allem biographische Erfahrungen, lebenslange Gewohnheiten und individuelle Akzeptanz als entscheidende Faktoren bei der kompetenten Aneignung von Technik und betonen die ungleiche Verteilung von Ressourcen und Kompetenzen.[397] Eine allgemeine Aussage über Akzeptanz bzw. Nicht-Akzeptanz des technischen Fortschrittes bei älteren Menschen lässt sich demnach ebenso wenig formulieren, wie verallgemeinernde Definitionen über das Alter“, oder „die Senioren“, soll heißen auch die Akzeptanz moderner Technologien ist durch Heterogenität gekennzeichnet. Dabei reicht die Bandbreite von einer eher rationalen Abschätzung des relativen Nutzens des technischen Fortschritts für den Lebensstandard bis zur pauschaleren, emotional getönten Bilanzierung desselben.[398]

6.4.1.3 Angst vor Datenmissbrauch

Wie Horster und Schartner in ihrer kritischen Betrachtung der Nutzungsszenarien moderner Informations- und Kommunikationstechnologien hervorheben, lassen sich mit Daten und den daraus gewonnenen Informationen lukrative Geschäfte machen.[399] In diesem Zusammenhang scheint eine Bedrohung der Privatsphäre zunehmend gegeben zu sein. Auch Hattenberger geht davon aus, dass die Privatsphäre in der Informationsgesellschaft besonderen Gefährdungen ausgesetzt ist, da noch nie zuvor in derart umfassender und intensiver Weise Daten mit Personenbezug gesammelt und verarbeitet wurden.[400]

---

[394] Gehrke, 2006. http://www.tirol.gv.at/fileadmin/www.tirol.gv.at/themen/gesellschaft-und-soziales/senioren/downloads/Vortrag_Dr._Gehrke_Langfassung.pdf (10.07.2009)
[395] Vgl. Horstner/Schartner, 2007, S. 130.
[396] Vgl. Bammé/Böszörményi, 2007, S. 6.
[397] Mollenkopf/Kaspar, 2004, S. 194.
[398] Mollenkopf/Kaspar, 2004, S. 203. Die Autoren berufen sich bei der Präsentation ihrer Untersuchungsergebnisse zum Einen auf die, von ihnen 1999 durchgeführte „sentha-Survey“, zum Anderen auf die im Jahr 1991 erhobenen Daten der Studien von Hampel et al., bzw. Jaufmann und Kistler.
[399] Vgl. Horster/Schartner, 2007, S. 129.
[400] Vgl. Hattenberger, 2007, S. 99.

Daraus wird ersichtlich, welche Problematik hinsichtlich des Datenschutzes aus der technologischen Durchdringung der Gesellschaft resultiert. So verweist Gehrke mit Blick auf Opaschowski[401] auf die zunehmende Zahl älterer Menschen, die als Grund für die Nichtnutzung des Internets Angst vor datenschutzrechtlichen Übergriffen durch andere haben. „Für immer mehr Menschen sind Verunsicherung und Sorge vor Datenklau und Datenmissbrauch ein Grund, das Internet nicht zu nutzen."[402] Dies mag sicherlich damit zusammenhängen, dass viele (ältere) Menschen nicht genügend darüber informiert sind, wie sie ihre Daten vor unerwünschten Angriffen schützen können.

Schließlich muss hinsichtlich des Datenmissbrauchs im Internet auf drei Phänomene verwiesen werden, die nicht nur unmittelbar die Generation 60 plus betreffen, aber von zentraler Bedeutung sind: Erstens scheint das Wissen um die Notwendigkeit betreffend den Schutz persönlicher und sensibler Daten durchaus in der Bevölkerung vorhanden zu sein. Dennoch bewegen sich viele User ungeschützt im Netz, da sie nicht wissen, wie sie erforderliche Schutzmaßnahmen und Sicherheitsvorkehrungen treffen können. Zweitens äußert sich die Skepsis, vor allem älterer Internetnutzer hinsichtlich der Vertrauenswürdigkeit mancher Online-Angebote, etwa beim Shoppen im Netz, das heißt aus Angst vor Datenmissbrauch schrecken viele davor zurück im Internet per Kredit-karte zu bezahlen. Angst führt also zur Ablehnung bestimmter Angebote.[403] Zuletzt soll auf die Bemühungen eingegangen werden, das Internet im Zusammenhang mit Datenschutzproblemen sicherer zu gestalten.

Wie Müller und Reichenbach in Anlehnung an die Enquete-Kommission[404] folgerichtig zusammenfassen, entstehen mit der wachsenden Informations- und Kommunikationsstruktur durch digitale Signal-Übertragung und Verarbeitung, Möglichkeiten der unbefugten Kenntnisnahme von personenbezogene Daten, die vermutlich nie vollständig in den Griff zu bekommen sein werden.[405] „Das zunehmende Aufkommen personenbezogener Daten, die Dezentralisierung der Datenerhebung und die Dezentralisierung der Datenverarbeitung in komplexen Netzwerken macht allein die Feststellung sämtlicher potentiell sensibler Verarbeitungsprozesse unmöglich, von einer wirkungsvollen Aufsicht oder Kontrolle ganz zu schweigen."[406]

Urchs und Zapp nennen in ihren Überlegungen zum Thema Kommunikationssicherheit bei der Internettelefonie drei Komponenten, über welche dieser Begriff definieret werden soll, die durchaus auch für andere Kommunikationsprozesse ihre Gültigkeit beanspruchen können:

- Das Recht, die eigene Privatsphäre zu schützen, sowie

[401] Vgl. Opaschowski, 2001, Der gläserne Konsument: Die Zukunft von Datenschutz und Privatsphäre in einer vernetzten Welt. 2. Aufl. Hamburg.
[402] Vgl. Gehrke, 2006, http://www.tirol.gv.at/fileadmin/www.tirol.gv.at/themen/gesellschaft-und-soziales/senioren/downloads/Vortrag_Dr._Gehrke_Langfassung.pdf (10.07.2009)
[403] Vgl. Linder, 2005, S. 138.
[404] Vgl. Deutscher Bundestag, Enquete-Kommission, 1998.
[405] Vgl. Müller/Reichenbach, 2001, S. 191.
[406] Müller/Reichenbach, 2001, S. 191.

- Methoden, um eine Privatsphäre zu etablieren und
- Methoden, um Kommunikationssysteme und Inhalte von unautorisiertem Zugang, unautorisierter Unterbrechung und Veränderung freizuhalten.[407]

6.4.1.4 Viren, Würmer, Trojaner und Spam

Bezugnehmend auf die Überlegungen zum Datenschutz und den damit verbundenen Ängsten von Internetnutzern bzw. Nichtnutzern analysiert Zillien die Daten der 2004 durchgeführten ACTA-Untersuchung[408] und stellt dabei Bezüge zwischen den Nicht-Nutzern und ihrem gesellschaftlich-wirtschaftlichen Status her. Dabei merkt sie an, dass die Nichtnutzung aus Zeitknappheit und Sicherheitsbedenken, wobei hier letzteres entscheidend ist, eher der als Begründungen von statushöheren Offlinern angegeben werden.[409]

Im Zusammenhang mit der Digitalisierung und der damit verbundenen Möglichkeit Daten aller Art über das Internet innerhalb von Sekundenbruchteilen beliebig oft zu kopieren, transportieren und zu verändern, erscheint es beinahe unmöglich (private) Computer 100-prozentig vor Viren, Würmern, Trojanern, Spam und anderen Angriffen von außen zu schützen. In wie weit solche Schädlinge zu Skepsis und Berührungsängsten bei älteren Menschen hinsichtlich der Internetnutzung führen bzw. diese sogar dazu bewegt den Umgang mit dem Internet gänzlich zu unterlassen, kann in der Literatur bis dato nicht geklärt werden. Möglicherweise liegt dies darin begründet, dass Viren, Würmer, Trojaner und Spam sehr technische Themenbereiche darstellen und es ähnlich dem Datenschutzproblem, zwar ein allgemeines Bewusstsein für solche Gefahren gibt, jedoch das tatsächliche Wissen häufig mit dem Alltagswissen gleichzustellen ist.[410] Soll heißen, dass das Problem, selbst bei Generationen im fortgeschrittenen Alter zwar bekannt ist, aber entsprechende Lösungen als „zu technisch“ empfunden werden.

6.4.2 Soziale Gründe

6.4.2.1 Die Entdinglichung des Sozialen

Giesen spricht bereits 1991 von dem Phänomen, der zeitlichen und räumlichen Strukturausweitung, das heißt der Enthebung sozialer Abläufe von konkreten Raum- und Zeitverankerungen und bezieht dabei Inklusion, sprich Teilhabe an der Gesellschaft auf Interaktion.[411] In Bezug auf moderne Informations- und Kommunikationstechnologien konnte bereits festgehalten werden, dass jene bei der Aufhebung tradierter Raum- und Zeitvorstellungen wesentlichen Anteil haben.

---

[407] Vgl. Urchs/Zapp, 2006, S. 152.
[408] Vgl. Allensbacher Computer- und Technik-Analyse, 2004.
[409] Vgl. Zillien, 2006, S. 160.
[410] In der Literatur finden sich größtenteils so genannte Ratgeber, die „seniorengerecht“ versuchen solche Schädlinge und deren unterschiedliche Formen der Bedrohung zu erklären. Vgl. Liebetrau, 2009.
[411] Vgl. Luhmann, 2005, S. 248.

Karmasin hält fest, dass wir neue Medien unter anderem auch deshalb brauchen, „…um die zahlreichen und im wesentlichen voneinander isolierten und räumlich weit getrennten Menschen unserer modernen Gesellschaft, die dennoch miteinander kooperieren müssen zu verbinden."[412]

Damit betont sie in Anlehnung an Schmutzer[413] die Notwenigkeit, vor allem für die Arbeitswelt, aber auch für private Bereiche der modernen Gesellschaft, Wissensvorräte auf demokratische und autonome Weise über moderne Kommunikationstechnologien zu teilen. Daraus ergibt sich ein modernes Verständnis von Raum und Zeit, bei dem sich Räume scheinbar ohne Grenzen erstrecken und sich Zeiten auf Sekundenbruchteile herunter brechen lassen. Diese veränderten Strukturen fordern den Menschen besonders heraus, da von ihm schnelles und punktuell genaues Handeln verlangt wird und er sich durch den Einsatz neuer Technologien auf zentrale Veränderungen sozialer Abläufe einstellen muss.[414]

Ihren Gedanken folgend wird diese „Entdinglichung des Sozialen"[415] künftig weiter voranschreiten und kann das soziale Handeln, vor allem älterer Menschen, deren soziale Kontakte Zeit ihres Lebens von tradierten Raum-Zeitvorstellungen geprägt waren, entscheidend beeinflussen.[416]

6.4.2.2 Virtualität

Unmittelbar mit der Entdinglichung des sozialen Handelns verknüpft, stehen Überlegungen zur zunehmenden Virtualität durch moderne Informations- und Kommunikationstechnologien. Wenn Beispiele, wie das Erledigen von Behördenwegen, oder Bankgeschäften über das Internet, und damit von fast jedem Platz der Erde aus, der über einen Anschluss verfügt, möglich ist, kann dies bei älteren Menschen zu Akzeptanzproblemen führen.

Karmasin betont in diesem Zusammenhang die Differenzen zwischen modernen Weltbildern und Weltbildern älterer Menschen. Dabei hebt sie vor allem virtuelle Räume hervor, die nicht zu den traditionellen Weltbildern der Menschen im fortgeschrittenen Alter zählen.[417] Besonders das rasante Tempo, mit welchem neue virtuelle Welten entstehen, scheint ältere Menschen in ihrer Vorstellungskraft zu überfordern. Wenn durch moderne Technologien in solchen virtuellen Welten selbst

---

412 Karmasin, 2003, S. 39f.

413 Vgl. Schmutzer, 1994, o.S., zit. nach: Karmasin, 2003, S. 40.

414 Vgl. Karmasin, 2003, S. 40.
Hierzu zählen Bankgeschäfte, Behördenwege, oder Einkäufe, die über das Internet von zu Hause aus erledigt werden können, bzw. müssen.

415 Vgl. Giesen, 1991, im Titel., zit. nach: Karmasin, 2003, S. 40.

416 Die Vorstellung von überwindbaren Raum und Zeitstrukturen, bzw. deren Auflösung durch moderne Informations- und Kommunikationstechnologien mag zwar für ältere Menschen befremdend wirken, technische Geräte, wie Telegrafie, später Telefon, oder Fax als Vorreiter der raum-zeitlichen Umstrukturierung von Kommunikation sind jedoch auch bei den heute 80-Jährigen durchaus etabliert und akzeptiert.

417 Vgl. Karmasin, 2003, S. 40.

„Interaktion ohne Gegenüber“ ermöglicht wird, können ältere Generationen soziale Bezüge verlieren und in solchen Welten verloren gehen.

Virtualität verändert also die Modi und die Spielräume des Handelns, sowie deren Wahrnehmung. Allerdings sind auch der Virtualität häufig räumliche Grenzen gesetzt, die Stegbauer als logistische Verknüpfungen bezeichnet.[418] Darunter versteht er die Berührungspunkte zwischen dem virtuell orientierten Datennetz und den Bereichen außerhalb dieses Netzes. „Sei es die Stellenanzeige, die weltweit verfügbar wird, aber an einen konkreten Arbeitsplatz … gebunden bleibt; seien es Bibliotheken, deren Kataloge zwar zum Bibliographieren herangezogen werden können, deren Bestände jedoch an das Magazin in einem bestimmten Ort gebunden bleiben; oder seien es einfach Dienstleistungsangebote, die logistisch an eine Lokalität gebunden bleiben.“[419]

6.4.2.3 Differenziertes Weltbild im Alter und die Hemmschwelle „das ist nichts für mich“

Bei der Beschäftigung mit verändertem sozialen Handeln, der Zunahme der Virtualität und den daraus resultierenden neuen Formen und Foren (zwischen-)menschlicher Kommunikation ist bereits angedeutet worden, welche Folgen dieser Strukturwandel für ältere Generationen mit sich zieht. Wie Karmasin anführt, basieren neue Informations- und Kommunikationstechnologien in ihrem Kern auf den Merkmalen des Jugendkonzepts und „…bringen dies auch in ihrer semiotischen Ausstattung zur Geltung“[420] Diese Jugendsprache äußert sich in zweierlei Hinsicht. Zum Einen ist in stereotypen Verallgemeinerungen des gesellschaftlichen Ausdrucks häufig die semantische Nähe zu „biologisch abbaubar“ zu beobachten, wenn von älteren Menschen im Allgemeinen und von ihrem Umgang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien im Speziellen die Rede ist.[421] Redewendungen, wie „das ist ja kinderleicht“[422], verdeutlichen das Problem, das für ältere Menschen entstehen kann. In solchen Aussagen schwingt immer ein diskriminierender Aspekt mit, der den älteren Generationen vermittelt: „das kann doch jeder, nur scheinbar ihr Alten nicht.“ Zum Anderen verweist eine Vielzahl an eingedeutschter technischer Begriffe auf ständig neue Technik-Trends, die sich unter anderem in jugendsprachlichen Ausdrücken zeigen.[423] Diese Jugendsprache erfährt häufig eine mediale

---

418 Vgl. Stegbauer, 2001, S. 43f.

419 Stegbauer, 2001, S. 43f.
Für den Dienstleistungssektor mag diese Aufhebung des Raums, aber dennoch räumliche Verknüpfung zutreffend sein, aber in anderen Fällen sind solche logistischen Verknüpfungen nicht mehr aktuell. So können etwa Bücher digital (on demand) bestellt werden und entweder direkt am Monitor rezipiert werden, oder sie werden per Post in gedruckter Form zugestellt. Darüber hinaus ist die Vielzahl an Jobs zu nennen, die durch vernetzte Kanäle den Arbeitsplatz und das Zuhause vereinen.

420 Karmasin, 2003, S. 39.

421 Zu solchen altersdiskriminierenden Aussagen und Stereotypen, sowie deren Folgen siehe Fußnote 278. Der jüngste Diskurs hat jedoch auf Grund des demographischen Wandels und der damit verbundenen höheren Lebenserwartung zu einem Umdenken, sprich zur allmählichen Abkehr vom Ageismus und zur Herausbildung neuer Bezeichnungen geführt.

422 Vgl. Thimm, 1989, S. 59.

423 Zur Analyse der Sprachfähigkeiten als Barriere bei der Internetnutzung Vgl. Ho, 2003.

Funktionalisierung, sprich Medien greifen solche Trends auf und spielen damit.[424] Derartige Fachausdrücke, wie „bloggen“, „skypen“, „chatten“, „posten“, oder zu den „friends adden“ sind hier ebenso zu nennen wie die so genannten Emoticons und Smileys, die als Ausdruck von Gefühlen eingesetzt werden. Darüber hinaus kommen häufig Abkürzungen zum Einsatz, die bestimmte emotionale Stimmungen verdeutlichen sollen.

Abkürzung	Englisch	Deutsch
LOL	laughing out loud	lautes Lachen
ROFL	rolling on the floor laughing	lachend auf dem Boden rollen
BTW	by the way	übrigens
FYI	for your information	zu deiner Information
THX	thanks	danke
IMO	in my opinion	meiner Meinung nach
IMHO	in my humble opinion	meiner bescheidenen Meinung nach
IOW	in other words	mit anderen Worten
F2F	face to face	von Angesicht zu Angesicht

Abbildung 47: Jungendsprache im Netz

Ältere Menschen scheinen erwartungsgemäß mit solchen virtuellen Darstellungen, Sprachbesonderheiten und Kommunikationsformen wenig anfangen zu können, da diese Ausdrucksformen einem Fachjargon gleichkommen, der nicht zu ihren Weltbildern gehört. So zeigt sich auch hier eine drohende Barriere im Umgang mit modernen Technologien, die es zu überwinden gilt.[425]

6.4.2.4 Mangel an sozialen Kompetenzen und Kontakten

Wie Thimm festhält, liegt zahlreichen Untersuchungen, die sich mit sozialen Kontakten im Alter beschäftigen, die Annahme zu Grunde, dass jedes Individuum ein bestimmtes Maß an Interaktion benötigt und „…darunter leidet, wenn die Summe der Beziehungen zu anderen diese Maß unter- oder überschreitet.“[426]

Dabei scheint die Qualität der Sozialkontakte außer Acht gelassen zu sein, das heißt eine quantitative Betrachtung der sozialen Beziehungen vernachlässigt die Berücksichtigung der Verschiedenheit derselben. Thimm betont gerade für ältere Menschen die Notwendigkeit, den Verlust einer Beziehungsperson entsprechend zu kompensieren, was jedoch nicht ohne weiteres durch vermehrte Kontakte bzw. Intensivierung weniger Kontakte erfolgen kann.

Demnach, sowie vor dem Hintergrund der hohen Bedeutung von Kommunikation für ältere Menschen, muss die Qualität des interaktiven Austauschs besonders hervorgehoben werden. Erst dadurch kann im Sinne Nussbaums[427] die Grundlage für

424 Vgl. Schlobinski, 2002, http://www.bpb.de/files/P4LENB.pdf (10.07.2009)

425 Vgl. Karmasin, 2003, S. 39f.
426 Vgl. Thimm, 1998, S. 75.
427 Vgl. Nussbaum, 1985, o.S., zit. nach: Thimm, 1998, S. 76.

erfolgreiches Altern, sprich für physisches und psychisches Wohlbefinden geschaffen werden.[428] Hinsichtlich des Mangels an sozialen Kompetenzen können nun vier Faktoren zusammengefasst werden, die den Umgang älterer Menschen mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien negativ beeinflussen können und sie dadurch im Sinne der self-fulfilling prophecy[429] durch Isolation und Vereinsamung von der Wissensgesellschaft ausschließen. So bewirken Defizite bei sozialen Kontakten

- einen Mangel bei Hilfestellungen, wie technischen Support in Form von Metawissen durch die Familie, Freunde, Bekannte und die damit verbundene Chance der gemeinsamen Problembewältigung,
- das Fehlen eines gegenseitigen Erfahrungsaustauschs mit anderen, sowohl
- face to face, als auch über technisierte Kanäle,
- mangelnde Chancen der Frustkompensation nach gescheiterten Annäherungsversuchen an moderne Informations- und Kommunikationstechnologien,
- geringere Möglichkeiten des Ansporns und der Ermutigung hinsichtlich der Hinwendung zu neuen Technologien, sowie des Abbaus von Berührungsängsten und anderen Barrieren.

6.4.3 Finanzielle Gründe

Wie bereits dargestellt, setzt die Teilhabe an einer, durch moderne Informations- und Kommunikationstechnologien geprägten Gesellschaft, eine technische Infrastruktur voraus, die sich in Anschaffungskosten (Computer, Handy, Internet-Anschlussgebühren) und laufenden Kosten (Telefon- und Internettarife) zu Buche schlägt.

Groebel und Gehrke kommen in ihrer Untersuchung zu dem Ergebnis, dass die Wahrscheinlichkeit für die Internetnutzung mit zunehmendem Einkommen steigt, das heißt je größer die verfügbaren finanziellen Mittel sind, desto wahrscheinlicher erfolgt ein Anschluss ans Netz und desto wahrscheinlicher ist auch die Nutzung.[430] In einer ähnlichen Untersuchung stellt Gehrke fest, dass ökonomische Gründe an zweithäufigster Stelle für die Nichtnutzung genannt werden.[431] Für Österreich zeigt die im Jahr 2008 vom ORF in Auftrag gegebene und vom deutschen Institut Infratest durchgeführte Studie zu Motiven der Internetnutzung bzw. Nichtnutzung, dass finanzielle Motive für die Nichtnutzung nur an vierter bzw. achter Stelle rangieren.[432]

---

[428] Vgl. Thimm, 1998, S. 76.
[429] Vgl. Merton, 1948, The self-fulfilling prophecy.
[430] Vgl. Groebel/Gehrke, 2003, S. 159f.
Die vorliegenden Untersuchungsergebnisse beziehen sich auf Deutschland.
[431] Vgl. Gehrke 2004, S. 35.
[432] Vgl.http://mediaresearch.orf.at/c_studien/Studie%20Nutzungsmotive%20TV%20Internet.pdf (10.07.2009)
Die Antwortmöglichkeit „Anschaffung eines Computers wäre für die Internetnutzung notwendig“ wird hier auch als finanzielle Frage interpretiert.

So antworten auf die Frage, „ob für die Internetnutzung ein Computer angeschafft werden müsste“ 32,5 Prozent der Befragten mit „Trifft voll und ganz zu“ und 8,9 Prozent mit „Trifft eher zu“. Bei der Frage, „ob die Kosten für die Nutzung des Internet zu hoch seien“ meinen 20,8 Prozent der Befragten dies „Trifft voll und ganz zu“ und 17,3 Prozent dies „Trifft eher zu“.

Ökonomische Gründe für eine Nichtanschaffung des Internetanschlusses scheinen also hierzulande vernachlässigbar zu sein. Dennoch muss darauf verwiesen werden, dass diese Untersuchung keine weitere soziodemographische Differenzierung hinsichtlich Alter oder Einkommensstruktur ausweist.

Ob ältere Menschen (in Österreich) tatsächlich den Kostenfaktor als Zugangsbarriere empfinden, geht aus der Studie nicht hervor. Aus diesem Grund soll an dieser Stelle auf Grajczyk und Mende verwiesen werden, die sich in ihrer ARD/ZDF-Offline-Untersuchung mit Gründen für die Nutzung bzw. Nichtnutzung beschäftigt haben.[433]

Dabei haben sie sie festgestellt, dass das Kostenargument bei den über 60-Jährigen Offlinern weniger relevant ist, als bei den jüngeren Nichtnutzern des Internets. „Die Problematisierung der finanziellen Belastungen durch das Internet nimmt mit zunehmendem Alter ab. Für die älteren Offliner ist das Kostenargument etwas weniger relevant als für die jüngeren.“[434] Gerade der harte Konkurrenzkampf der Mobilfunk- und Internetdienstanbieter und die damit verbundene Senkung der Anschaffungs- und der laufenden Kosten, kann dem Digital Divide im Allgemeinen, der Ausgrenzung älterer Menschen im Speziellen, weiter entgegenwirken.

[433] Vgl. Grajczyk/Mende, 2001, S, 398ff.
[434] Grajczyk/Mende, 2001, S. 404.

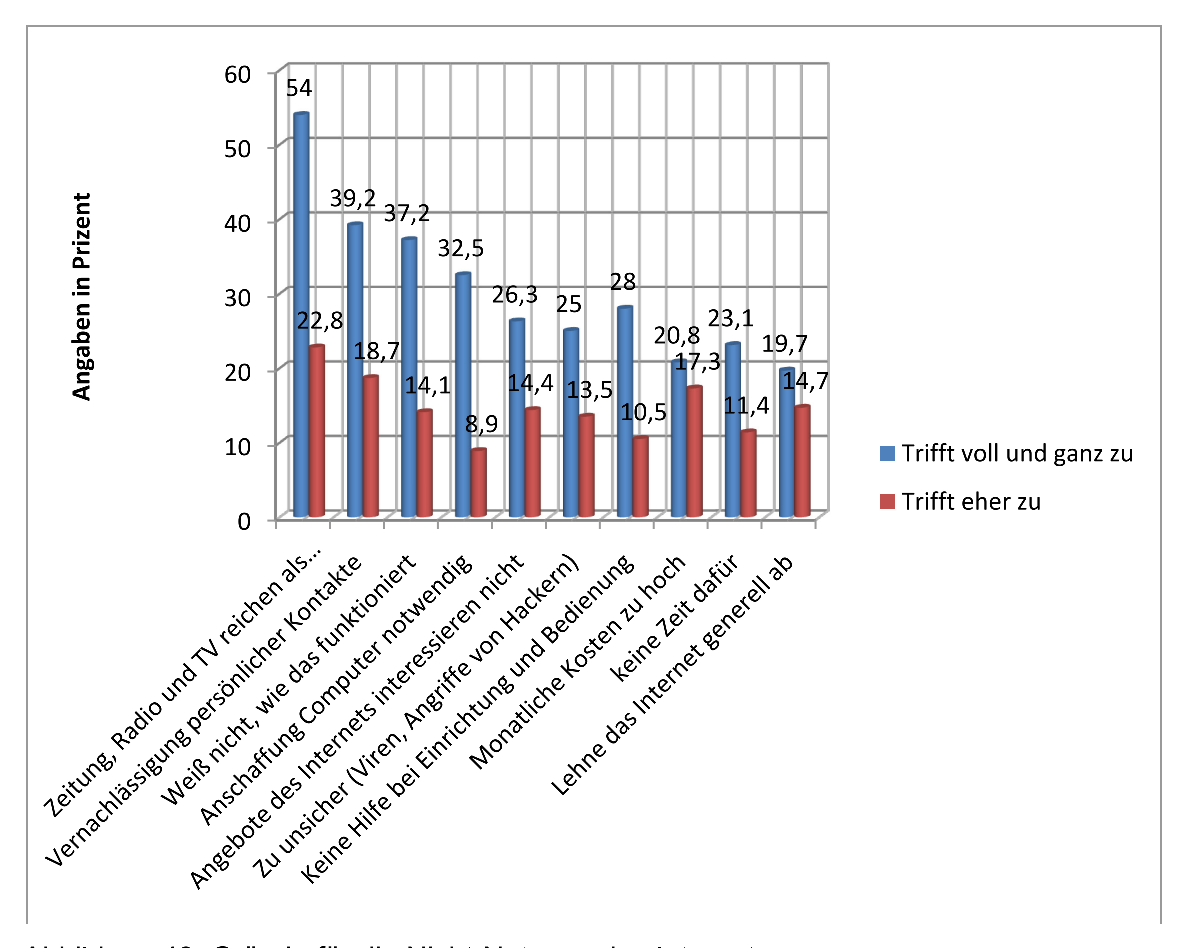


Abbildung 48: Gründe für die Nicht-Nutzung des Internets

6.5 Die Notwendigkeit Gegenzusteuern und Möglichkeiten aufzuzeigen

Um das Entstehen bzw. die Verbreiterung der sozialen Gräben, in der Gesellschaft generell und zwischen den Generationen speziell, einzudämmen und die daraus entstandenen sozialen Ungleichheiten kompensieren zu können, sind eine Reihe von Fördermaßnahmen notwendig, die im Folgenden diskutiert werden sollen.

6.5.1 Sensibilisierung für das Thema

Zunächst muss eine Sensibilisierung innerhalb der modernen Gesellschaften für das Thema erfolgen. Ohne ein entsprechendes Problembewusstsein zu generieren, werden Maßnahmen auf projekthaften Charakter begrenzt bleiben und Gegenmaßnahmen nur von kurzer Dauer sein. Dabei erscheint es zentral in Anlehnung an Zillien zwischen unterschiedlichen Ansätzen zu differenzieren.[435] Während Martin[436] in erster Linie für eine Fortsetzung der (herkömmlichen) Zugangsförderung plädiert,

[435] Vgl. Zillien, 2006, S. 85f.

[436] Vgl. Martin, 2003, S. 10., zit. nach: Zillien, 2006, S. 85.
Martin hebt die Zugangsförderung hervor, indem er zwar eine hohe Verbreitungsrate des Internets prognostiziert, diese jedoch erst nach einem weiteren Generationswechsel prophezeit.

sprich infrastrukturelle Aspekte betont, legt Selwyn den Schwerpunkt auf die Frage nach Chancen, die sich durch den Einsatz von modernen Informations- und Kommunikationstechnologien für die Menschen ergeben können.

Dabei geht er von einer Relevanz hinsichtlich der Unterschiede bei der Internetnutzung aus, die weit über die Differenzen im technologischen Zugang hinausgehen, soll heißen die entscheidende Frage sei nicht der prozentuelle Anteil der Onliner, sondern „…inwiefern verschiedener Gesellschaftsmitglieder in der Lage sind von den Möglichkeiten neuer Technologien zu profitieren.“[437]

Diesen Wandel bezüglich der anzustrebenden Fördermaßnahmen beschreiben auch Greif, Mitrea und Werner, indem sie den Diskurs um die Schließung des Digital Divide von den anfänglichen materiellen Zugangsaspekten hin zu einer stärkeren Hervorhebung des wechselseitigen Bedingungsverhältnisses zwischen sozialer und digitaler Spaltung skizzieren.[438]

Somit ergibt sich im Zusammenhang mit dem Problembewusstsein für den Digital Divide eine Fokussierung auf zwei Aspekte: Zum Einen wird die Notwendigkeit der Maßnahmen betont, zum Anderen rückt auch deren Angemessenheit im Sinne von Effektivitätskriterien ins Rampenlicht der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema. Wie Zillien zusammenfasst, ergibt sich die jeweilige Konzentration auf die genannten Forderungen aus der unterschiedlichen Positionierung ihrer Befürworter. Soll heißen, die Ansätze beziehen sich auf verschiedene Konzepte der digitalen Spaltung.[439] In jedem Fall scheint eine Bewusstmachung gegeben zu sein und dadurch die Notwendigkeit erkannt, entsprechende Gegenmaßnahmen auszuarbeiten und einzuleiten. Dass die Förderung der Informations- und Kommunikationstechnologien nicht im Sinne eines sozio-technischen Determinismus zu verstehen ist, soll an dieser Stelle nur angemerkt werden.[440]

---

[437] Vgl. Selwyn, 2004, o.S., zit. nach: Zillien, 2006, S. 85.
[438] Vgl. Graf/Mitrea/Werner, 2007, S. 64.
[439] Vgl. Zillien, 2006, S. 85.
[440] Vgl. Weber, 2006, o.S., zit. nach: Graf/Mitrea/Werner, 2007, S. 66.
Weber warnt davor die Forcierung der Verbreitung moderner Informations- und Kommunikationstechnologien, sowie die Förderung ihrer Nutzung als eine Art „Allheilmittel“ zu interpretieren. Vielfältige gesellschaftliche Problemlagen, wie wirtschaftliche Rezession, Arbeitslosigkeit, Armut, demokratische Defizite oder Politikverdrossenheit können durch diese Fördermaßnahmen nicht, oder nur zum Teil in Angriff genommen werden. Weber verdeutlicht dies am Beispiel der Entwicklungsländer, die trotz Bereitstellung moderner Technologien vielfältig bei der Lösung der Probleme scheitern und er spricht sich für eine Einbeziehung der lokal Betroffenen bereits bei der Gestaltung der Technik aus. Damit bringt Weber einen weiteren Aspekt in die Diskussion ein, die Beachtung des Wechselspiels zwischen Gestaltung und Nutzung von Technik. Als Beispiel für Technikgestaltung im Sinne Webers könnte für die vorliegende Arbeit die Entwicklung eines Computerprogramms, das explizit für Senioren programmiert wird, angedacht werden, wobei die „jungen Programmierer“ im Sinne eines interaktiven Entstehungsprozesses mit „älteren Menschen“, für welche die Software konzipiert wird, zusammenarbeiten. Vgl. Graf/Mitrea/Werner, 2007, S. 66.

6.5.2 Vorteile für ältere Menschen herausstellen

Nebst der Sensibilisierung für das Thema, wird es notwendig sein, entsprechende Gegenmaßnahmen zu entwerfen, will man nicht warten, bis die nachfolgenden Generationen, die dann zum großen Teil in ihrer beruflichen Laufbahn mit den modernen Technologien konfrontiert werden, automatisch nachrücken.[441]

Karmasin betont, dass es problematisch wäre, nicht alle Anstrengungen zu unternehmen, um alle sozialen Gruppen – und im Sinne dieser Arbeit vor allem ältere Menschen, zur Nutzung dieser Technologien zu veranlassen.[442] Dabei muss zunächst die Frage aufgegriffen werden, welche Funktionen neue Medien für die Gesellschaft im Allgemeinen und für ältere Menschen im Speziellen anbieten, das heißt zu analysieren, welche kommunikativen und symbolischen Zwecke, emotionalen Wünsche und Bedürfnisse sie für die Generation 60 plus erfüllen. Medien werden im Allgemeinen vier Funktionen zugeschrieben:

- Soziale Orientierung
- Rekreation/Unterhaltung/Entspannung
- Integration/Kontakt
- Rhythmisierung des Tages[443]

Hinzu kommen nach Erkert und Salomon außerordentlich hohe Aktualität und kompensatorische Funktionen.[444] Nachdem ältere Menschen auf Grund der Tatsache, dass sie in der Regel herkömmliche Medien, also TV, Hörfunk, Zeitungen bevorzugt rezipieren, weder die Unterhaltungs- und Entspannungsfunktion, noch die soziale Orientierung oder Rhythmisierungsfunktion von neuen Medien erwarten, da alle genannten Funktionen bereits erfüllt sind, kann das Internet nur mit spezifischen Möglichkeiten der Integration und des Kontaktes punkten bzw. kompensatorische Funktionen übernehmen.[445]

6.5.2.1 Das Pflegen sozialer Kontakte

Die Benützung moderner Technologien ermöglicht Personen im fortgeschrittenen Alter, bei entsprechend verständnisvoller Vermittlung, neue Wege der Kommunikation zu erfahren und damit soziales und persönliches Potential zu schaffen. Über soziale Teilhabe kann ein Ausgrenzen aus der Gesellschaft vermieden werden und die Anteilnahme am Leben anderer ebenso ermöglicht werden, wie das Gefühl selbst Anteilnahme zu erfahren.[446] Wenn es gelingt ältere Menschen dazu zu bewegen, neue Medien in ihre Alltagskultur zu integrieren, können neue Wege der zwischenmenschlichen Kommunikation geschaffen werden. Solche

[441] Vgl. Hawlik, 2003, S. 32.
[442] Vgl. Karmasin, 2003, S. 38.
[443] Karmasin, 2003, S. 43.
[444] Vgl. Erkert/Salomon, 1998, o.S., zit. nach: Karmasin, 2003, S. 43.
[445] Vgl. Karmasin, 2003, S. 43.
[446] Vgl. Karmasin, 2003, S. 46.

Kommunikationsprozesse werden bis dato von Senioren zumeist über das Telefon realisiert.

Gerade jene Menschen, die dazu neigen, sich im fortgeschrittenen Alter eher zurück zu ziehen und ihre sozialen Kontakte auf den engen Raum ihrer Familie zu reduzieren, das heißt seltener außer Haus gehen und damit die Frequenz der zwischenmenschlichen Kontakte senken, können über das Internet soziale Defizite kompensieren.[447] Neben diesem individuellen Vorteil für ältere Personen, der sich in der Vermeidung von sozialer Isolation äußert, bieten moderne Informations- und Kommunikationstechnologien der Gesamtheit der älteren Menschen eine wichtige Chance.

Wie Swoboda betont, werden ältere Generationen in der Gesellschaft oft missachtet und ihre Interessen und Probleme nicht, oder nur kaum berücksichtigt. Wenn sie durch Teilhabe an modernen Technologien solche Themen gesellschaftlich zur Sprache bringen, das heißt auf sich aufmerksam machen können, erfahren sie neue Wege ihrem Protest Ausdruck zu verleihen.[448]

Teilhabe bedeutet nicht nur mitreden zu können, sondern immer auch die eigenen Interessen angemessen darzulegen und verdeutlichen zu können. So besteht die Chance für ältere Generationen sich im virtuellen Raum entsprechend zu positionieren und für ihre Gruppe Lobbyismus zu betreiben, der sich in einer aktiven Teilhabe am Diskussionsprozess ausdrückt und die Möglichkeit eröffnet selbst Forderungen einzubringen.[449] Dadurch können sich auch neue Kommunikationswege, etwa hinsichtlich des Dialogs zwischen den Generationen auftun, die bis dato ungenutzt geblieben sind.

6.5.2.2 Stärkung geistiger Fähigkeiten

Wie bereits dargelegt, stellt sich das kalendarische Alter als schwacher Indikator für geistige Fähigkeiten im Alter heraus, da diese von einer Vielzahl an Einflussfaktoren abhängig sind. Wenn solche Fertigkeiten und Fähigkeiten durch Training bis ins hohe Lebensalter erfolgreich eingesetzt werden können, gewinnt neben der Kommunikationsmöglichkeit, der sozialen Komponente und der Möglichkeit innerhalb der Gesellschaft auf sich aufmerksam zu machen, ein weiterer Faktor moderner Technologien entscheidend an Bedeutung.

Die Beschäftigung mit neuen Medien bietet älteren Menschen die Chance ihre geistigen und sensorischen Fähigkeiten zu stimulieren. Um der Isolation, die häufig auf eingeschränkte Mobilität zurückzuführen ist, gegensteuern zu können, eignet sich das Internet als Mittel zur Kompetenzverbesserung. Es fördert die Kreativität, trainiert die Denkstrukturen und wirkt so gegen den, durch Isolation und Einsamkeit voranschreitenden, kognitiven Leistungsabfall.[450]

---

[447] Vgl. Karmasin, 2003, S. 42.
[448] Vgl. Swoboda, 2003, S. 98.
[449] Vgl. Pittermann, 2003, S. 66.
[450] Vgl. Pittermann, 2003, S. 66.

Wie Knafl richtig erkennt, bietet das Netz älteren Menschen die Möglichkeit ihr Leben wieder zu „vitalisieren“ und wird für viele zu einer Art „Jungbrunnen für Geist und Seele“.[451] Die Beschäftigung mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien kann also zu einer geistigen Leistungsoptimierung im Alter führen und damit das Selbstwertgefühl der Betroffenen entscheidend anheben. Wie aus der im Jahr 2001, im Rahmen des „Bayrischen SeniorenNetzForums“ durchgeführten Erhebung hervorgeht, begrüßen viele Senioren diese Funktion und bestätigen, dass sie geistig fit bleiben, neue Kompetenzen gewinnen und ihre Lebensqualität durch geistige Training und Erfolgserlebnisse anheben wollen.[452]

6.5.2.3 Kompensationsfunktion fehlender Mobilität

Wie Saup und Reichert zusammenfassen, versucht sich die angewandte Gerontologie seit längerem in der Herausarbeitung von Möglichkeiten um Kompetenzeinbußen im Alter zu kompensieren.[453] Dabei geht sie vor allem der Frage nach, „welche Möglichkeiten bestehen, um die zur Bewältigung des Alltags erforderlichen Fähigkeiten (Kompetenzen) älterer Menschen zu unterstützen und Defizite auszugleichen“[454] In diesem Zusammenhang können moderne Technologien einen entscheidenden Beitrag leisten, den Karmasin in der Kompensation fehlender Mobilität im Alter sieht.[455] Dazu zählt vor allem die Möglichkeit Alltagsgeschäfte durch den Einsatz moderner Informations- und Kommunikationstechnologien zu erleichtern, wie das Tätigen der Einkäufe von zu Hause aus über das Internet. Aber auch Behördenwege (E-Government), oder der virtuelle Arztbesuch können eingeschränkte Mobilität ausgleichen.[456]

6.5.3 Vorteile vermitteln und Überzeugungsarbeit leisten

Die genannten Vorteile der modernen Technologien, speziell für ältere Menschen müssen selbigen in einem nächsten Schritt entsprechend vermittelt werden. Dabei gilt es zunächst die vorhandenen Hemmschwellen abzubauen, Zugangsbarrieren zu überwinden und andere Hindernisse, die eine positive Entwicklung lähmen, zu beseitigen.[457]

---

[451] Knafl, 2003, S. 79.
[452] Vgl. Lehr, 2003, S. 131.
Hier scheinen auch Gefühle der Distinktion hervorzustechen. Wie Karmasin hervorhebt, liegt der Reiz moderner Informations- und Kommunikationstechnologien für ältere Menschen auch in dem spezifischen Gefühl an solchen neuen Technologien teilzuhaben.
Vgl. Karmasin, 2003, S. 44.
[453] Vg. Saup/Reichert, 1999, S. 256.
[454] Saup/Reichert, 1999, S. 255.
[455] Vgl. Karmasin, 2003, S. 47.
[456] In wie weit die Kompensation fehlender Mobilität für die in dieser Arbeit zentrale Zielgruppe der 65 bis 70-Jährigen relevant erscheint, gilt es jedoch zu hinterfragen. Karmasin hält fest, dass diese Funktion eher einen rational wichtigen Nutzen darstellt, aber keinen emotional berührenden. Aus genannten Gründen soll die Kompensationsfunktion zwar an letzter Stelle angeführt, aber nicht näher darauf eingegangen werden. Vgl. Karmasin, 2003, S. 47.
[457] Vgl. Knafl, 2003, S. 79.

Auf der einen Seite muss es gelingen Stereotype, die den älteren Generationen das Gefühl vermitteln, dass neue Technologien nichts für sie sind, dass sie ihren Umgang nicht beherrschen und nie beherrschen werden, durch gezielte Motivationsleistungen zu überwinden. Dabei erscheint es in Anlehnung an Karmasin wenig sinnvoll den Betroffenen abstrakt die Vorteile dieser Technologien darzulegen, sondern man muss sie zum Probieren bringen. Durch persönliche Coachleistungen sollen Ängste reduziert und das Erleben kleinerer Erfolge ermöglicht werden.[458] So können negative Erfahrungen, die auf gescheiterte Annäherungsversuche zurückzuführen sind, durch wiederholte Verdeutlichung des Nutzens solcher Lernvorgänge kompensiert werden. Sobald sich erste kleinere Erfolge einstellen, bilden diese eine Basis für Selbstwertgefühle und wiegen die Mühen des Erlernens auf.[459]

Auf der anderen Seite müssen technische Geräte, wie der Computer, oder das Handy an die Bedürfnisse der älteren Menschen angepasst werden. Das heißt sie sind so zu konstruieren, dass sie für Menschen im fortgeschrittenen Alter nützliche Instrumente für den Alltag darstellen und in ihrer Bedienung „seniorengerecht" sind.[460]

Dies beginnt bei größeren Tasten und Displays bei Mobiltelefonen und reicht bis zu übersichtlicheren Internetseiten mit größeren Schriften und kontrastreicheren Farben. Wie Greif, Mitrea und Werner festhalten, kann eine Erweiterung technologischer Handlungsfähigkeit vor allem dann erzielt werden, „…wenn sich Nutzungs- und Gestaltungsperspektive wechselseitig ergänzen."[461]

Das heißt, wenn es gelingt ältere Generationen bereits in den Prozess der Entwicklung moderner Informations- und Kommunikationstechnologien einzubinden und die Produktgestaltung (Hardware und Software) als Zusammenspiels zwischen „Alt" und „Jung" zu sehen, kann der digitalen Spaltung der Gesellschaft, vor allem zwischen den Generationen erfolgreich gegengesteuert werden.

---

[458] Vgl. Karmasin, 2003, S. 41f.
Mit Blick auf Malwitz-Schütte sind diese Coachleistungen vor allem vor dem Hintergrund der zunehmenden Individualisierung der Lebensstile im Alter zu erbringen, das heißt je kleiner die Gruppen, etwa in Computerkursen sind, desto besser kann nach individuellen Bedürfnissen der Teilnehmer differenziert werden. Vgl. Malwitz-Schütte, 1998, S. 91.

[459] Vgl. Karmasin, 2003, S. 46.

[460] Vgl. Knafl, 2003, S. 82.
„Seniorengerecht", als Adaption der Geräte speziell für Senioren soll im positiven Sinne und keinesfalls diskriminierend verstanden werden.

[461] Greif/Mitrea/Werner, 2007, S. 67.
Unter technologischer Handlungsfähigkeit verstehen Greif, Mitrea und Werner die Möglichkeit, mittels technischer Gegenstände weitergesteckte Handlungsziele zu erreichen, als die ohne solche Mittel möglich wäre. Graf/Mitrea/Werner, 2007, S. 56.

7 Empirische Untersuchung

Um auf die Skepsis und die Berührungsängste älterer Menschen bei der Annäherung an moderne Informations- und Kommunikationstechnologien genauer eingehen zu können, soll im Rahmen dieser Arbeit eine empirische Untersuchung durchgeführt werden. Dabei gilt es vor allem zu analysieren, ob bei der Generation 60 plus mögliche Barrieren auch tatsächlich als Ängste wahrgenommen werden und worauf diese zurückzuführen sind.

Ebenso soll erhoben werden, wie sich diese, in der Literatur bis dato nur sehr sporadisch diskutierten Berührungsängste im kommunikativen Handeln älterer Menschen äußern und welche Möglichkeiten in Betracht gezogen werden können, um diese Barrieren abzubauen. Dies kann nur gelingen, wenn entsprechende Zusammenhänge zwischen dem allgemeinen Mediennutzungsverhalten der Generation 60 plus, den individuellen Zugängen zu Technik und den soziodemographischen Merkmalen der befragten Personen hergestellt werden können.

Das heißt es gilt auch zu erfahren, welche Faktoren bei Menschen im höheren Lebensalter bei der Annäherung an neue Kommunikationstechnologien eine entscheidende Rolle spielen. Neben dem beruflichen Werdegang scheinen hier vor allem familiäre Hintergründe und allgemeine Interessenslagen entscheidend zu sein.

7.1 Untersuchungsdesign

7.1.1 Methode

Bei der Anfang Mai bis Mitte Juni 2009 durchgeführten Untersuchung handelt es sich um zehn qualitative Interviews, die an Hand eines Gesprächsleitfadens durchgeführt werden. Der Zugang zu den befragten Personen erfolgt über verschiedenste Kontakte, die über berufliche und private Gatekeeper realisiert werden.[462] Die Interviews liegen in ihrer zeitlichen Dauer zwischen 40 und 120 Minuten und werden im Anschluss größtenteils transkribiert, wobei teilweise nicht inhaltstragende Textstellen bereits bei der Verschriftlichung ausgeklammert werden. Die Interviewpartner befinden sich zur Zeit der Untersuchung zwischen dem 64. und dem 70. Lebensjahr, wobei jeweils genau die Hälfte der Probanden aus Frauen bzw. aus Männern besteht.

Die Auswertung der Leitfadengespräche erfolgt nach dem Verfahren von Mayring, bei dem eine inhaltsanalytische Zusammenfassung als eine der drei Grundformen des

[462] An dieser Stelle muss darauf verwiesen werden, dass es sich bei der durchgeführten Untersuchung um zehn qualitative Interviews handelt und daher nur einen Ausschnitt aus der Generation 60 plus darstellt wird. Auf Grund der Auswahl der Gesprächspartner über die genannten Gatekeeper sind die befragten Personen in dieser Untersuchung eher der Gruppe der höher gebildeten Menschen zuzurechnen. Dieser Umstand ist auch bei der Präsentation der Untersuchungsergebnisse zu beachten.

Interpretierens angesehen wird. Das heißt, das erhobene Datenmaterial wird auf wesentliche Inhalte reduziert und so durch Abstraktion des Inhalts ein überschaubarer Corpus geschaffen, der immer noch ein Abbild des Grundmaterials darstellt.[463] Mittels definierter Kontext- und Kodiereinheiten werden alle essentiellen Textstellen in eine Auswertungstabelle übertragen und im Anschluss paraphrasiert, das heißt inhaltlich zusammengefasst.

Nach Mayring werden bei der Paraphrasierung alle nicht, oder wenig inhaltstragenden Textbestandteile, wie Ausschmückungen, Wiederholungen und verdeutlichende Wendungen gestrichen und die gesprochene Sprache auf eine einheitliche Sprachebene gebracht und in die grammatikalische Kurzform transformiert.[464]

Im Anschluss erfolgt eine Generalisierung auf das Abstraktionsniveau, das heißt die Gegenstände der Paraphrasen werden auf die definierte Abstraktionsebene generalisiert. Ebenso werden die Satzaussagen generalisiert und jene Paraphrasen belassen, die über dem angestrebten Abstraktionsniveau liegen. Dabei werden im Zweifelsfall theoretische Vorannahmen zu Hilfe gezogen.

Im nächsten Schritt, der so genannten ersten Reduktion werden bedeutungsgleiche Paraphrasen und solche, die auf dem neuen Abstraktionsniveau nicht als wesentlich inhaltstragend erachtet werden gestrichen und nur zentral inhaltstragende Paraphrasen übernommen. Schließlich werden Paraphrasen mit gleichem Gegenstand und ähnlicher Aussage gebündelt. Ebenso werden jene, die mehrere Aussagen zu einem Gegenstand beinhalten zusammengefasst und Paraphrasen mit gleichem Gegenstand und verschiedener Aussage im Sinne der Konstruktion und Integration gebündelt.[465]

Durch diese Methode kann die große Materialmenge auf ein überschaubares Maß gekürzt werden und gleichzeitig der Anspruch erhoben werden, dass wesentliche Inhalte trotz Reduktion bestehen bleiben.[466]

7.1.2 Gründe für die Wahl dieser Methode

Wie Girtler bereits 1981 in einem seiner vier Hauptkritikpunkte an quantitativen Untersuchungsdesigns feststellt, können quantitative Messungen und ihre Erhebungstechniken soziales Handeln nicht wirklich erfassen und beschönigen oder verschleiern eher die diversen Fragestellungen.[467]

Er spricht sich zwar nicht generell gegen den Einsatz von quantitativen Erhebungen aus, betont aber, dass es bei der Erforschung des typischen sozialen bzw. kulturellen Handelns einer qualitativen Methode bedarf.[468]

---

[463] Vgl. Mayring, 2007, S. 58.
[464] Vgl. Mayring, 2007, S. 62.
[465] Vgl. Mayring, 2007, S. 62.
[466] Vgl. Mayring, 2007, S. 74.
[467] Vgl. Girtler, 1984, o.S., zit. nach: Lamnek, 2005, S. 6.
[468] Vgl. Girtler, 1984, S. 12f., zit. nach: Lamnek, 2005, S. 7.

Damit soll verdeutlicht werden, warum auch in dieser Arbeit eine qualitative Methode den Vorzug bekommen soll, die im Wesentlichen an sechs Prinzipien festzumachen ist:

- Offenheit,
- Forschung als Kommunikation,
- Prozesscharakter von Forschung und Gegenstand,
- Reflexivität von Gegenstand und Analyse,
- Explikation und
- Flexibilität.[469]

Gerade bei einem Thema, das in der Literatur bis dato nahezu negiert worden ist, können qualitative Forschungsmethoden zur Exploration neuer Forschungsfelder und zu besserem Verständnis von sozialem Handeln führen. Das Leitfadengespräch wurde als Methode gewählt, da es als spezifische Form des Interviews in Verbindung mit der teilnehmenden Beobachtung einen sehr effizienten Methodenmix zur Identifizierung und Exploration kaum erforschter, empirischer Interessensgebiete darstellt und daher in Bezug auf Skepsis und Berührungsängste als emotionale Ausdrucksformen menschlichen Handelns besonders geeignet scheint. Dieser Umstand soll an Hand von zwei Überlegungen verdeutlicht werden, die nicht zuletzt als Grund für die Methodenwahl genannt werden können.

Zum Einen sollen in dieser Untersuchung Zusammenhänge aufgezeigt werden und deren innere Struktur, vor allem aus Sicht der Betroffenen analysiert werden. Moderne Technologien sind – wie bereits dargestellt - in der heutigen Zeit allgegenwärtig und beeinflussen unser tägliches Leben maßgeblich. Es geht also um die „…Analyse von Phänomenen, mit denen wir im alltäglichen Leben konfrontiert sind und deren Analyse sich die Wissenschaft zur Aufgabe gemacht hat.“[470] Solche sozialen Phänomene existieren nur im Zusammenhang mit Individuen und sozialen Systemen, in welche die Individuen eingebettet sind und können nicht abgekoppelt betrachtet werden. Durch den Einsatz qualitativer Methoden können diese Phänomene in ihrer Gesamtheit besser verstanden werden.

Zum Anderen bedeutet Forschung immer auch Kommunikation zwischen Forscher und zu Erforschendem, das heißt gerade aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht erfährt die qualitative Untersuchungsmethode besondere Bedeutung. Durch persönliche Gespräche (face to face) soll versucht werden Ausschnitte sozialer Realität zu erfassen, um dadurch Rückschlüsse auf kommunikatives Handeln ziehen zu können.

Wie Lamnek betont, ist es dabei nicht unüblich, einige quantitative, metrische Variablen, wie Alter, Kinderanzahl, oder Familienstand in die Untersuchung mit ein zu beziehen.[471] So sollen auch in der vorliegenden Arbeit einige wesentliche,

---

[469] Lamnek, 2005, S. 20f.
[470] Balog, 2006, S. 256.
[471] Vgl. Lamnek, 2005, S. 3f.

soziodemographische Merkmale der befragten Personen in die Untersuchung eingebunden werden.

Das Leitfadengespräch, das in dieser Untersuchung stark am Problem-zentrierten Interview orientiert ist, steht vor der Herausforderung, Deutungsmuster, Erfahrungsräume und Lebenswelten der Befragten zu untersuchen, das heißt sozial geteilte Sinngehalte zu erforschen.[472] Dabei gilt es stets zu beachten, dass zwar emotionale Bezüge

analysiert werden sollen, diese aber nach Möglichkeit ohne Beeinflussung durch den Interviewer erfaßt werden müssen. Erst dadurch gewinnt der hohe persönliche Informationsgehalt dieser Methode entsprechende Bedeutung und ermöglicht es neue Erkenntnisse hervorbringen.

Bei der wissenschaftlichen Analyse sozialer Phänomene mittels qualitativer Untersuchungsdesigns steht zumeist der explorative Charakter der Forschung im Vordergrund. Dennoch betont Lamnek mit Blick auf Blumer[473], dass eine partielle Prüfung von Hypothesen und Theorien durch qualitative Methoden möglich ist.[474] Nachdem durch die Darstellung des aktuellen Forschungsstands eine reine Exploration nicht mehr zweckgemäß erscheint, sollen für die vorliegende Arbeit zunächst einige Hypothesen formuliert werden, die sich im Laufe des Forschungsprozesses herausgebildet haben.

7.2 Hypothesen

Im Vorfeld der Untersuchung werden einige Hypothesen formuliert, die zum Einen aus den, durch die Literatur gewonnenen Erkenntnissen abgeleitet sind, zum Anderen auf persönlichen Erfahrungen gründen, die auch als ausschlaggebender Faktor bzw. Motivator für das Verfassen diese Arbeit genannt werden können.

- Bei der Generation 60 plus gibt es eine Vielzahl von Kommunikationsblockaden hinsichtlich moderner Informationstechnologien und deren Nutzung. Diese äußern sich vor allem in Ablehnung und Skepsis gegenüber modernen Technologien.
- Die Berührungsängste gegenüber neuen Applikationen im Internet sind bei Personen über dem 60. Lebensjahr, die diese Informationstechnologie im Berufsalltag nutzen/genutzt haben, weniger stark ausgeprägt, als bei anderen.
- Menschen über dem 60. Lebensjahr, die (erwachsene) Kinder haben, zeigen weniger Skepsis gegenüber dem Internet als kinderlose Menschen in dieser Altersgruppe. Dabei werden bei auftretenden Problemen in erster Linie die Kinder zur Hilfestellung bei der Problemlösung herangezogen.

472 Vgl. Lamnek, 2005, S. 30.
473 Vgl. Blumer, 1973, S. 125., zit. nach: Lamnek, 2005, S. 93.
474 Vgl. Lamnek, 2005, S. 93.

- Personen der Generation 60 plus, die in Haushalten leben, in denen es vor Einführung des Internets bereits einen Computer gab, sind auch diesem Informationskanal gegenüber aufgeschlossener. Ebenso sind Personen, die sich relativ früh ein Mobiltelefon zugelegt haben, offener gegenüber bestimmten Internetapplikationen.
- Personen der Generation 60 plus mit höherem Bildungsgrad haben weniger Berührungsängste im Umgang mit modernen Kommunikationstechnologien als weniger gebildete Gleichaltrige.
- „Nicht-Nutzer“ wissen um die Vorteile moderner Kommunikationstechnologien Bescheid bzw. kennen die Vorteile des Internets, scheitern aber oft am technischen Grundlagenverständnis.
- Personen der Generation 60 plus mit ausgeprägtem, gesellschaftlichem Kontaktverhalten stehen neuen Kommunikationstechnologien offener gegenüber und nutzen diese auch vermehrt als Kontaktmöglichkeit, als Personen der gleichen Altersgruppe, die weniger gesellschaftliche Kontakte pflegen.
- Skepsis und Berührungsängste konstituieren sich besonders hinsichtlich Themen wie Datenschutz und Anonymität und führen zu einer ablehnenden Haltung bei der Generation 60 plus, die sich in Misstrauen und Unsicherheit äußert.

7.3 Gesprächsleitfaden

Im Vorfeld der Untersuchung wird ein Gesprächsleitfaden erstellt, der inhaltlich sieben verschiedene Themenbereiche abdeckt. Zunächst allgemeine Fragen zur Person, um zum Einen soziodemographische (Hintergrund-)Daten zu erhalten, zum Anderen, um dem Gesprächspartner die Möglichkeit zu bieten, sich auf die Interviewsituation einzustellen und vor allem eine mögliche Scheu vor dem Mikrofon zu nehmen.

Im Anschluß folgen Fragen, die den allgemeinen Zugang des Interviewten zu Technik in den Interessensmittelpunkt stellen. Dabei soll die grundsätzliche Einstellung zum Umgang mit technischen Geräten erforscht werden. Im nächsten Themenschwerpunkt wird speziell auf den Computer und dessen Nutzung bzw. Nichtnutzung eingegangen. Im dritten Themenblock folgen Fragen zum Internet und dessen (Nicht-)Nutzung, ehe im nächsten Schritt genauer auf die Probleme bei der Handhabung bzw. dem Umgang mit Computer und Internet eingegangen wird.

Im sechsten Abschnitt wird vor allem die Hilfestellung im Umgang mit modernen Technologien thematisiert und der Frage nachgegangen, an wen sich der Befragte wendet, wenn Probleme auftreten. Zuletzt folgen im siebenten Themenblock abschließende Fragen, die zum Einen speziell auf die Gefühle und Emotionen der befragten Personen bei der Nutzung moderner Technologien eingehen und zum

Anderen dem Gesprächspartner die Möglichkeit bieten sollen, von sich aus von persönlichen Erfahrungen zu erzählen.[475]

7.4 Interviewsituation

Die Interviews finden größtenteils im Haus der Befragten statt, einige Interviewpartner werden auch ins Haus des Interviewers eingeladen. Die Wahl des Befragungsorts wird den Gesprächspartnern überlassen, um für sie eine möglichst angenehme Gesprächsatmosphäre schaffen zu können. Gerade bei der Erforschung von individuellen Einstellungen und subjektiven Gefühlen, wie Ängsten und Skepsis scheint ein solcher Faktor hilfreich zu sein. Darüber hinaus kann sich der Interviewer ein Bild von der Lebenswelt der befragten Person verschaffen.

Die Gespräche werden mit einem digitalen Aufnahmegerät, einem so genannten Flashmic in 192Kbit/s Qualität im .wav-Format aufgezeichnet und per USB-Anschluß auf den Computer transferiert. Das Aufnahmegerät wird vor jedem Interview gemeinsam mit dem Gesprächspartner getestet, um technische Probleme bei der Aufnahme auszuschließen und um dem Probanden die Scheu vor dem Mikrofon und der damit verbundenen, für ihn untypischen Situation zu nehmen.

7.5 Auswertung

Die Auswertung erfolgt wie bereits in Punkt 7.1.1 erwähnt an Hand der inhaltsanalytischen Zusammenfassung nach Mayring. Dabei werden die im Gesprächsleitfaden entwickelten Themenbereiche im Wesentlichen beibehalten und die paraphrasierten Aussagen der Befragten entsprechend zugeordnet.

Im Anschluss können die Paraphrasen an Hand eines Kategoriensystems generalisiert und zu drei Themenblöcken zusammengefasst werden, die schließlich als Untersuchungsergebnisse präsentiert werden. Hierbei wird stets auf konkrete Aussagen der Gesprächspartner Bezug genommen und ihre transkribierten Äußerungen werden zur Verdeutlichung der Ergebnisse herangezogen. Nachdem den interviewten Personen Anonymität zugesichert worden ist, werden sie bei der Präsentation der Untersuchungsergebnisse nicht mit vollem Namen genannt, sondern wie folgt dargestellt: (siehe Abbildung 49)

[475] Der Leitfaden ist im Anhang beigefügt.

Person	Alter	Familienstand	Kinder/davon im Haushalt	ausgeübter Beruf
Frau A	64	verheiratet	6 Kinder 1 im Haushalt	Religionslehrerin
Frau B	70	verwitwet	keine Kinder	im Geschäft der Eltern
Frau C	66	geschieden	2 Kinder 1 im Haushalt	kaufm. Angestellte im Autohandel/Versicherung
Herr D	66	verheiratet	2 Kinder, keines im Haushalt	Filialleiter in einer Bank
Herr E	67	verheiratet	2 Kinder keines	Techniker/eigenes Unternehmen
Frau F	65	verheiratet	1 Kind keines im Haushalt	Hausfrau
Frau G	65	geschieden	2 Kinder keines im Haushalt	im Rechnungswesen der Pensionsversicherungsanstalt
Herr H	66	verheiratet	2 Kinder keines im Haushalt	Uhrmacher/Serviceleiter
Herr I	68	verheiratet	1 Kind keines im Haushalt	Angestellter in der Pharmaindustrie
Herr J	65	verheiratet	1 Kind keines im Haushalt	Leitender Angestellter bei den ÖBB
Person	**Wohnort**	**berufstätig**	**Schulbildung**	**Hobbys und Interessen**
Frau A	Wien	Nein	VS/MS/religionspädag.Akademie	Gedächtnisbewegungstrainingsgruppe für Senioren/Reisen/Lesen/Fernsehen
Frau B	Nö	Nein	VS/HS/Haushaltsschule	Walken/Schaufensterbummeln Kirche
Frau C	Wien	Nein	VS/HS/Handelsschule	Radfahren/Wandern/Fussball (Sohn)
Herr D	Wien	Nein	VS/MS/HAK	Sport in allen Variationen/Kultur
Herr E	Nö	Nein	VS/MS/HTL Nachrichtentechnik	Karten spielen/Lesen/Buch schreiben
Frau F	Wien	Nein	VS/HS/Handelsschule	Malen/Fotografieren/Lesen
Frau G	Nö/Wien	Nein	VS/HS/Frauenberufsschule	Sport (Laufen/Tennis/Schwimmen/Wandern) Garten
Herr H	Nö	Nein	VS/HS/Fachschule	Garten/Radfahren/Schwimmen/Reisen
Herr I	Nö	Nein	VS/MS/HAK	Wandern/Musik/Lesen
Herr J	Nö/Stmk	Nein	VS/MS/Matura/abgbr. Studium	2. Haus/Modelleisenbahn/Internet/Lesen

Abbildung 49: Gesprächspartner im Überblick/soziodemographische Daten

7.6 Probleme bei der Auswertung

Im Vorfeld der Untersuchung hat sich der Interviewer dazu entschlossen die teilweise sehr langen Gespräche nicht zu transkribieren, sondern nur jeweils die zentralen Thesen aufzugreifen. Bei der Auswertung hat sich diese Vorgehensweise als nicht durchführbar herausgestellt, da immer wieder interessante Aspekte ausfindig zu machen sind, die zum Teil stark in nicht inhaltstragende Schilderungen eingebettet sind. Das heißt um sicherstellen zu können, dass keine wertvollen Inhalte verloren gehen, werden alle Gespräche transkribiert und im Anschluss bedeutungsloses Datenmaterial gestrichen.

8 Untersuchungsergebnisse

Die in Kapitel 7.3 erläuterten thematischen Schwerpunkte des Leitfadens werden im Zuge der Auswertung inhaltlich zu drei Themenblöcken zusammengefasst. Dabei wird im ersten Block der allgemeine Zugang der Befragten zu Technik und ihre Einstellung zur Technologisierung der Gesellschaft dargestellt. Im zweiten Abschnitt werden Ergebnisse hinsichtlich der Annäherung der Generation 60 plus an Computer und Internet präsentiert, ehe im dritten Themenblock auf Probleme bei der Auseinandersetzung mit solchen Technologien eingegangen wird und auftretende Hürden und Barrieren in Bezug zu Skepsis und möglichen Berührungsängsten gesetzt werden.

8.1 Allgemeiner Zugang zu Technik

Im ersten Themenschwerpunkt sollen zunächst Untersuchungsergebnisse hinsichtlich des allgemeinen Zugangs der Befragten zu Technik präsentiert werden und die Bedeutung derselben für die Generation 60 plus analysiert werden.

Dabei sind alle interviewten Personen der Meinung, dass Technik in der heutigen Zeit sehr wichtig ist, wenngleich bei einigen Probanden das Gefühl des Ausgeliefertseins mitschwingt. So antwortet Herr G auf die Behauptung des Interviewers, dass „ohne Technik heute gar nichts mehr geht“: „Naja, das ist eine Tatsache - ganz egal ob man positiv oder negativ eingestellt ist. Ohne Technik wird man in Zukunft nicht mehr sein können“ und Herr J meint: „Ich würde Ihnen recht geben, weil das Leben hat sich mit der Technik so verbunden, dass bei gelegentlichen Aussetzern der Technik wichtige Bestandteile des Lebens auf einmal nicht mehr funktionieren.“ Bereits hier ist das Gefühl der Abhängigkeit von Technik als negatives Erlebnis erkennbar. Frau F ist der Ansicht: „Das ist leider wahr, aber das ist heute so, die Technik ist überall im Einsatz.“ Die Allgegenwart von Technik wird demnach kritisch wahrgenommen und die fortschreitende Technologisierung als Tatsache bzw. Gegebenheit empfunden, der man sich kaum verwehren kann.

Im nächsten Schritt soll analysiert werden, was der Technikbegriff für den Einzelnen bedeutet bzw. in welchen Bereichen des täglichen Lebens sich die Befragten mit Technik konfrontiert sehen. Dabei zeichnet sich eine Differenzierung hinsichtlich des Merkmals Geschlecht ab. Während die weiblichen Personen vor allem die technischen Geräte im Haushalt unter Technik verstehen, werden bei den männlichen Befragten eher Computer und Internet als Technikbestandteile des täglichen Lebens genannt. Frau C antwortet: „Technik gibt’s viele Sachen; Geschirrspüler, Waschmaschine, E-Herd, Auto, Fernsehen, Radio“ und Frau H fast zusammen: „Schwierig, ja, also alle Haushaltsgeräte und so, das geht an beim Kochen, oder in der Früh bei der Kaffeemaschine, das ist alles technisch, das ist alles automatisch und so weiter.“ Herr

J betont: „Das fängt an bei der Kaffeemaschine und endet beim Handy, beim Fernseher, beim Computer; vom Auto redet man ja heute gar nicht mehr, das ist schon ein fixer Bestandteil geworden.“ Die Befragten sind unisono der Ansicht, dass das ganze Leben von Technik erfüllt ist und technische Geräte im Haushalt, bei der Fortbewegung und in der Unterhaltungsbranche nicht nur Einzug gehalten haben, sondern das Leben auch entscheidend beeinflussen. Zusammengefasst stellt Herr G fest: „Es ist eigentlich überall eine gewisse Technik vorhanden, ganz egal ob im Supermarkt, wo das über den Scanner rennt, oder ob du dir wo einen Kostenvoranschlag machen lässt, denn du über email geschickt bekommst und in wenigen Minuten in der Hand hast. Angefangen von TV und Radio und so ist man immer mit Technik konfrontiert.“

Technik wird von einem Teil der interviewten Personen auch als Hilfestellung für den Menschen, das heißt als Mittel zur Unterstützung im Alltag gesehen. So definiert Frau A Technik folgendermaßen: „Letztlich alles was mit irgendwelchen Hilfsmitteln zu tun hat und natürlich mit elektrischen Hilfsmitteln im Besonderen“ Und Herr D unterstreicht diesen positiven Aspekt: „Unter Technik verstehe ich eine Hilfestellung in jeder Art der Lebenslage.“

Auf die Frage, ob es aus Sicht der interviewten Personen Bereiche gibt, in denen Technik nahezu unverzichtbar geworden ist bzw. im Gegenzug bereits zu starken Einfluss auf das Leben ausübt, zeigt sich ein ähnliches Bild. Je nachdem, wo technische Geräte und Hilfsmittel individuell und subjektiv besondere Bedeutung erfahren, wird ihr Einsatz befürwortet bzw. in anderen Bereichen negativ bewertet, oder abgelehnt. Während Frauen hier eher die Geräte im Haushalt als unverzichtbar bezeichnen, sehen die befragten Männer den Technikeinsatz vor allem im Transportwesen, bei der Fortbewegung und in der Unterhaltungsindustrie als positive Entwicklung. Einige weibliche Probanden nennen auch das Mobiltelefon als unverzichtbare Errungenschaft, die sie im täglichen Leben begleitet. Von drei Befragten wird Technik in zwischenmenschlichen Bereichen eher abgelehnt, das heißt es werden negative Konsequenzen der Technologisierung auf die zwischenmenschliche Kommunikation angenommen. Frau A verdeutlicht diese Ansicht: „Mir sind als erstes Beziehungen eingefallen, also wo menschliche Beziehungen sind, ist nicht die Technik im Vordergrund, oder sollte nicht im Vordergrund stehen.“

Ein weiterer Aspekt wird von Herrn J angedeutet, wenn er hinsichtlich eines möglichen Übereinsatzes von Technik antwortet: „Spezielle Bereiche würde ich meinen: Nein. Aber in allen Bereichen, beruflich oder privat wird man gelegentlich durch die Technik überunterstützt, da wird das eigene Denken schon manchmal weggeschaltet.“

Schließlich stellt Frau C für sich eine Behauptung auf, die auf die differente Bedeutung des Technikeinsatzes für die verschiedenen Generationen aufmerksam machen soll: „Ich glaube man kann auf gar nix verzichten, also speziell die Jungen können nicht auf

Technik verzichten, ich selber schon.“ Diese Ansicht wird jedoch nicht von allen Befragten geteilt.[476]

Bei der Frage nach einem prägenden Erlebnis im Umgang mit Technik wird sowohl von positiven, als auch von negativen Erfahrungen berichtet und zwar unabhängig vom Merkmal Geschlecht. Jedoch zeigt sich, dass Personen, die der Technik prinzipiell offen begegnen, das heißt ihr Interesse an modernen Technologien äußern, eher von positiv besetzten Erfahrungen berichten, während Personen, die der Technik eher zurückhaltend begegnen, Beispiele heranziehen, bei welchen die Technik versagt bzw. wo, durch den Einsatz von Technik Probleme auftreten. So erzählt Frau B: „Wir sind einmal mit dem Auto gefahren und auf einmal ist der Audi nicht mehr gegangen, das ganze System ist aus gewesen, das Licht ist nicht gegangen, starten ist nicht gegangen, dann ab ich mit dem Taxi heimfahren müssen. Das sieht man was passiert, wenn die Technik nicht mehr mitspielt.“

Ebenso schildert Frau F ihre jüngsten Erfahrungen im Umgang mit modernen Technologien folgendermaßen: „Mein Mann hat mich dazu überredet, dass ich mir eine Digitalkamera kaufe, das ist ein Horror. Früher habe ich den Film genommen und in den Drogeriemarkt getragen und dann meine Fotos in ein Album geben können und das hat man in der Hand halten können und durchblättern können. Heute diese moderne Technik interessiert mich gar nicht. Ich hab geglaubt ich krieg die Krise, das funktioniert gar nicht. Wir waren in Kanada und dann hat es geheißen wir machen ein digitales Fotobuch und das hab ich bis heute nicht. Ich bin soweit, dass ich alle Fotos, die ich im Computer hab, nachmachen lasse und die pick ich dann ins Album ein. In Zukunft geb ich diesen komischen Chip, den es da gibt im Drogeriemarkt ab und dann hol ich mir die Fotos und kleb sie in mein Album und aus.“

Im Gegenzug berichtet Herr E: „Na an sich bin ich offen, ich mein ich bin von der Ausbildung her ein Techniker und an allen technischen Dingen interessiert und ich hätte gerne eine perfekte Technik um mich. Mein Wunschtraum wäre so wie man vor 50 Jahren gesagt hat, dass man dann seine Roboter um sich hat und die machen einen alles und bedienen einen. So wie früher die Hausangestellten wäre es schön, wenn man die durch technische Geräte ersetzen könnte.“

Ähnlich interessiert zeigt sich Frau A und beschreibt ihren Zugang folgendermaßen: „Also mich interessiert Technik und ich bin so der Elektrotechniker zu Hause. Ich habe schon überlegt, ob ich in der Pension nicht vielleicht Elektrotechniker werden soll, aber das stemmen ist zu anstrengend. Aber Feinelektronik würde mich interessieren. Ein prägendes Erlebnis ist zum Beispiel, wenn ich eine Lampe anschließe und sie leuchtet.“

Alle interviewten Personen weisen eine relativ hohe Medien-Nutzungsfrequenz auf. So gibt ein Großteil der Befragten an täglich die Zeitung zu rezipieren und mehrere

[476] Auf die divergierenden Meinungen der Generation 60 plus hinsichtlich möglicher Unterschiede in der Bedeutung des Technikeinsatzes für jüngere Menschen und für jene im fortgeschrittenen Alter, wird im Verlauf der Ergebnispräsentation noch genauer eingegangen.

Stunden vor dem Fernseher zu verbringen, wobei sowohl im Printbereich, als auch im TV, Nachrichten eine bedeutende Rolle spielen. Von vier Personen wird das Radio nur sehr selten eingeschalten bzw. wenn, dann als Hintergrundmedium, das nicht bewusst rezipiert wird: Lediglich Frau A gibt an ein „typischer Ö1-Hörer“ zu sein und diesen Sender täglich mehrere Stunden zu hören. Im Zusammenhang mit der Nutzung der genannten Medien und jener des Internets verweist Herr G darauf, dass er sein Zeitungsabo auf Grund des Internets aufgegeben hat: „Naja, Zeitung wird jetzt etwas weniger, weil notfalls schau ich am Laptop. Zeitung da habe ich jetzt kein Abo mehr, dadurch kauf ich mir nur mehr gelegentlich eine Zeitung, obwohl ich trotzdem lieber eine Zeitung lese, weil die hab ich in der Hand und da kann ich umblättern.“

Auffallend ist, dass ausschließlich Herr E und Herr J das Internet explizit bei der Frage nach der allgemeinen Mediennutzung erwähnen, jene beiden Probanden, die generell von sich behaupten, dass sie allgemein an Technik interessiert sind und diese auch als Unterstützung im Alltag sehen. Computer und Internet werden von allen Gesprächspartnern genannt, wenn sie nach modernen Kommunikationstechnologien gefragt werden. Das Internet scheint damit nach wie vor bei der Generation 60 plus etwas Neues zu sein. Alle befragten Personen bezeichnen das Mobiltelefon, den Computer und das Internet als solche modernen Technologien, wobei zum Einen die weiblichen Befragten das Handy hervorheben, während die männlichen Probanden häufiger den Computer und das Internet betonen. Zum Anderen schwingt bei vier von fünf männlichen Befragten durch die Wahl des Wortes „natürlich“ eine gewisse Selbstverständlichkeit mit, das Internet als Kommunikationstechnologie zu sehen bzw. zu nutzen. So antwortet beispielsweise Herr I auf die Frage, was für ihn moderne Kommunikationstechnologien sind: „Ich würde sagen, das Handy und natürlich der Computer und das Internet.“

Sehr Unterschiedliche Auffassungen zeigen die interviewten Personen der Generation 60 plus auch bei Frage nach der Einstellung zu Technik-Verweigerern, sprich zu jenen Menschen die moderne Technik prinzipiell ablehnen oder versuchen ihr aus dem Weg zu gehen.

Die Bandbreite der erhaltenen Antworten reicht von „Ich gehöre da dazu, ich brauch das alles nicht.“ (Frau F) bis zu „Solche Menschen passen nicht mehr in unsere Welt.“ (Herr E). Interessant erscheinen in diesem Zusammenhang die Aussagen von Frau B und Frau H. Frau B, die selbst kein Auto, keinen Computer und keinen Internetanschluss besitzt ist der Ansicht, dass „man mit der Zeit gehen muss, unabhängig vom Alter“ und Frau H, die ebenfalls über keinen Computer und keinen Internetanschluss verfügt, findet Technikverweigerer „ein bisschen kleinkariert“, denn man könne „da nicht stehen bleiben“ bzw. „der Technik eh nicht entkommen.“

Offensichtlich greift hier einerseits der von Davison 1983 erkannte Dritte-Person-Effekt in dem Maße, dass Befragte einen Einfluss der modernen Informations- und Kommunikationstechnologien auf das Leben anderer stärker sehen, als bei sich selbst,

sprich ein Selbst-Fremd-Unterschied ist gegeben,[477] bzw. tritt andererseits das von Edwards 1957 (und von Crown und Marlowe 1960) beschriebene Phänomen der sozial erwünschten Antwort auf, das heißt die Personen antworten so, wie sie glauben, dass es von ihnen erwartet wird.[478]

Darunter lässt sich verstehen, dass sich Frau B und Frau H der Bedeutung moderner Technologien in der Wissensgesellschaft durchaus bewusst sind und sie daher das Internet befürworten, ohne selbst über einen Anschluss zu verfügen.

Im weiteren Gesprächsverlauf soll speziell auf den Umgang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien im Zusammenhang mit dem Altersmerkmal eingegangen werden. Dazu werden die Gesprächspartner angehalten, ihre Meinung zum Thema Jugend und Technologie kund zu tun und danach gefragt, ob jüngere Menschen besser mit modernen Kommunikationstechnologien umgehen können, als ältere Personen. Dabei zeigt sich, dass neun der zehn befragten Personen, der Ansicht sind, dass jüngere Menschen im Umgang mit solchen Technologien besser zu Recht kommen, als ältere. Auch der Hauptgrund für diese Annahme wird unisono wie folgt formuliert: „Die wachsen damit auf".

So äußert sich etwa Frau A folgendermaßen: „Ich glaube grundsätzlich schon, dass sie sich leichter tun, da sie damit aufwachsen und die haben einen lockereren Umgang damit. Ich glaub dass sie weniger Angst haben was falsch zu machen, sondern die drucken halt herum, während ein älterer Mensch eher - oder auch ich - sich denkt: ‚Jesus, hoffentlich mach ich nicht irgendwas kaputt, oder zerstör ich nicht was, das ich grad geschrieben hab, oder lösche es wieder'. Junge Leute gehen unbefangener und neugieriger damit um."

Eine ähnliche Ansicht vertritt auch Herr I und führt den besseren Zugang der jüngeren Generation auf deren Vorteile hinsichtlich des Erfolges bei Lernprozessen zurück: „Ich glaube schon, dass sich junge Leute da leichter tun. Der Lernprozess ist im Alter nicht mehr so leicht möglich. Aber wenn man es einmal heraussen hat, ist das Alter keine Frage mehr. Das hängt stark davon ab, ob man das lernen will."

Damit unterstreicht er die in Kapitel 5 diskutierten Lernprozesse im Alter und deren differente Beschaffenheit im Vergleich zu Lernprozessen bei Jugendlichen. Einzig Herr J sieht keinen Unterschied zwischen jungen Menschen und jenen im fortgeschrittenen Alter bei der Annäherung an moderne Kommunikationstechnologien, gesteht sich aber selbst ein, dass solche Lernprozesse bei seiner Tochter rascher von statten gehen, als bei ihm selbst: „Nein, das kommt aufs persönliche Interesse an und ist altersunabhängig. Aber ich bin immer der Ansicht gewesen, dass meine Tochter, die Technik relativ rasch beherrscht hat schon als Kind. Die wusste schneller wie man den

[477] Vgl. Strack, 2004, S. 90.
Davison sieht im Third-Person-Effekt, der aus der sozialwissenschaftlichen Medienforschung stammt, den Befund, dass Befragte bei (unmoralischen) Medieninhalte, bzw. Einseitigkeit in der politischen Berichterstattung einen starken Einfluss auf andere befürchten, während sie auf sich selbst keinen Einfluss sehen. Vgl. Strack, 2004, S. 89f.

[478] Vgl. Mühlenfeld, 2004, S. 31f.

Videorecorder in Gang bringt, wie die Mutter oder ich. Aber ich würde das nicht altersbezogen sehen."

Im Zusammenhang mit dem technischen Fortschritt divergieren die Meinungen der Befragten stark. Während Frau H sich „nichts darunter vorstellen kann", und Frau C der Ansicht ist, dass technischer Fortschritt zwar „für sie nichts mehr bedeute, weil sie schon zu alt sei und es sie daher nicht mehr interessiere", er aber „allgemein eine wichtige Sache sei.", sind Herr F, Herr G und Herr J der Meinung, dass durch technischen Fortschritt bestimmte Abläufe beschleunigt werden und auch die Mobilität immer mehr in den Vordergrund rückt. Herr D sieht darin eine Umstellung der Arbeitsweise, die „weg von der gemütlichen Art gehe" und Frau A verweist auf einen interessanten Punkt, indem sie erzählt:

„Ich merke das schon auf Grund unseres Thomas [Sohn], der immer wieder neue Geräte ins Haus bringt. Dadurch bleib ich auch an der Technik interessiert."

Technischer Fortschritt, in Form von neuen Geräten und neuen Technologien hält demnach häufig durch (erwachsene) Kinder Einzug in den österreichischen Haushalten. Offensichtlich versucht Frau A mit diesem Fortschritt mitzuhalten. Ähnlich auch Frau B, die zwar versucht mitzuhalten, aber keine Möglichkeiten siegt: „Selbst versuch ich mitzuhalten so gut ich kann, aber eigentlich hab ich da gar keine Gelegenheit dazu." Während Frau F kein Interesse am technischen Fortschritt zeigt, hält Herr E mit: „Ja, ich versuch schon mitzuhalten, ja auf jeden Fall."

Interessant erscheint in diesem Zusammenhang die Aussage von Herrn D, welcher die Notwendigkeit betont, sich für moderne Technologien zu interessieren: Ich muss mit dem technischen Fortschritt mithalten, sonst bleibst du über, sonst gehst du unter. Man kann sich dem nicht verschließen." Es zeigt sich erneut, dass Herr E und Herr J, die eine offene Grundeinstellung zu Technik aufweisen, dem technischen Fortschritt gegenüber entsprechend positiv eingestellt sind und auch versuchen mit diesem mitzuhalten.

Bezüglich der Anschaffung von neuen Geräten präsentiert sich ein interessantes Bild. Alle befragten Personen, unabhängig von ihrem Interesse, oder Desinteresse an Technik und ohne Zusammenhang zwischen Ablehnung oder Zustimmung zum technischen Fortschritt und dem damit verbundenen Versuch bzw. dem Unterlassen mit selbigem mitzuhalten, investieren Zeit und Geld in neue Geräte erst dann, wenn das alte Gerät kaum oder gar nicht mehr funktionstüchtig ist. Das bedeutet Investitionen werden erst getätigt wenn sie als tatsächlich notwendig empfunden werden, was in allen Fällen mit einer Dysfunktion der vorhandenen Technik einhergeht.

Ein neues Gerät einfach des Habens wegen anzuschaffen, schließen alle Befragten aus. Wenn ein technisches Gerät versagt, erfolgt die Neuanschaffung erwartungsgemäß je nach unterschiedlicher Interessenslage. Das heiß während Frau C und Frau H dem Handy als Kommunikationsmittel größere Bedeutung zuschreiben und eher bereit sind mehr Geld in ein neues Mobiltelefon zu investieren bzw. das neueste Modell haben wollen, stehen bei Herrn E und Herrn J moderne, schnellere und

mobilere Computer der neusten Generation an oberster Stelle. Frau B, Herr D und Herr G die angeben sehr viel Zeit vor dem Fernseher zu verbringen, können sich am Ehesten vorstellen in einen überdurchschnittlich, kostenintensiven Flachfernseher zu investieren.

Es scheint daher nicht verwunderlich, dass auch die Frage nach Personen, die immer das Neueste vom Neuen haben müssen entweder abwertend, oder emotionslos kommentiert wird. So äußert sich Frau H: „Na grausam, ich mein es ist nett für die Wirtschaft, weil die Wirtschaft lebt dadurch, aber für mich kommt das gar nicht in Frage. Ich nehm mir was Neues nur wenn das Alte kaputt wird.“ Herr I meint: „Find ich auch OK,

aber ich brauch das nicht.“ Und Herr J ergänzt: „Naja bitte: Jedem das Seine. Ich zähl mich nicht zu diesen Leuten, aber bitte, soll so sein.“

Die Einschätzung sich selbst als „technikfit“ zu bezeichnen teilt nur Herr E: „Ja, ich fühle mich technikfit“. Herr J fühlt sich „fit mit Verzögerung“ und erklärt dies folgendermaßen: „Nein, würde ich nicht sagen, wie gesagt ich brauch schon länger bis ich mich mit einem Gerät beschäftige und bis ich das intus habe. Da ist vielleicht auch eine gewisse Hemmschwelle dabei. Damit meine ich Dinge, wie: bediene ich das jetzt richtig, geh ich richtig damit um und so. Ich würde mich nicht als technikfit bezeichnen, aber ich bin sicher auch nicht technik-ablehnend.“

Frau A und Herr D fühlen sich „eher nicht technikfit“, bekunden aber ihr grundsätzliches Interesse an Technik. Die restlichen befragten Personen behaupten von sich selbst dass sie sicher nicht technikfit sind, wie Frau E, die dieses Prädikat auch nicht anstrebt: „Nein, ganz sicher nicht und ich werde es auch sicher nicht mehr. Das interessiert mich gar nicht, die Nerven hab ich nicht, dass ich mich da stundenlang hinsetze und mich mit diesem Zeug beschäftige.“

Unterschiedliche Ergebnisse zeigen sich hinsichtlich der genannten Möglichkeiten, sich über technische Neuerungen zu informieren. Neben Zeitschriften und Werbeprospekten werden vor allem Bekannte, Freunde und eigene Familienmitglieder, im Speziellen die eigenen Kinder genannt. Ob Zuschriften und Prospekte rezipiert werden, ist stark von der jeweiligen Interessenslage abhängig. Herr G unterstreicht diese Annahme:

„Naja, technische Neuerungen die mich irgendwo interessieren, dann informiere ich mich, aber es gibt ja da eine Flut an technischen Neuerungen. Wenn du dich da über alles informierst, dann kommt man zu gar nichts mehr. Ich denke das wird in erster Linie von der Werbung getragen. Oder man sieht neue Geräte bei irgendwelchen Bekannten und dann denkt man sich, das wär auch was, so ein neuer Flachfernseher, mein nächster wird auch so einer.“

Bei Frau A, die noch ein im gemeinsamen Haushalt lebendes Kind hat, dient dieses als Informationsquelle, Frau C hingegen, die das gleiche soziodemographische Merkmal aufweist informiert sich gar nicht.

Als wesentliche Schwachstelle und häufig genannten Grund für Probleme erweisen sich Handbücher und Bedienungsanleitungen. Abgesehen von jener Gruppe, die angibt sich mit solchen Anweisungen gar nicht erst auseinandersetzen zu wollen (Frau C, Frau F und Herr I) geben alle restlichen Befragten an, dass Bedienungsanleitungen und Handbücher entweder zu kompliziert (Herr G), zu umfangreich (Herr J) nichts für Laien (Herr D), oder in ihrer Sprache zu sehr im Fachjargon verhaftet sind (Herr E). Frau B fühlt sich „zu patschert“ und Frau A stellt das Geschlechtermerkmal voran:

„Naja, typische Frau - liest die Anleitung und versucht sie zu verstehen und liest sie noch einmal und versteht sie wieder nicht, usw. Männer machen das anders hab ich gehört.“

In dieser Untersuchung ist jedoch kein Unterschied qua Geschlecht feststellbar, alle interviewten Personen geben an Probleme im Umgang mit solchen Anweisungen zu erfahren. Mit Ausnahme von Herrn J, der angibt auf die „weniger umfangreichen Faltheftchen“ auszuweichen, mit denen er zu Recht kommt, berichten alle

Gesprächspartner von gescheiterten Versuchen, Probleme an Hand der Bedienungsanleitung zu lösen. In manchen Fällen führt dies zu einer Resignation, das heißt bei künftigen Problemen wird von vornherein auf andere Hilfsmittel zurückgegriffen (Frau A, Frau B, Frau H). Bei der Analyse dieser Hilfestellung macht sich das Geschlechtermerkmal wieder bemerkbar. Jene Personen, die entweder nur Söhne, oder Söhne und Töchter haben, kontaktieren vornehmlich ihre männlichen Nachkommen und bitten diese um Hilfe (Frau A, Frau C, Frau F). Jene, die ausschließlich Töchter haben, wenden sich in erster Linie an ihren Schwiegersohn (Herr G), oder an den Sohn eines Bekannten, oder Freundes (Herr D, Herr J). Herr E sucht lieber einen Spezialisten auf:

„Wenn es irgendwen gibt, der sich speziell damit auskennt, dann frag ich den, aber bei den meisten Dingen muss man sich selbst durchkämpfen. Angenehm ist es natürlich, wenn man einen Spezialisten kennt so wie bei mir. Ich hab einen Topfield-Satelliten und ich kenn jemanden der ist da Spezialist“, Frau H wendet sich an beide Kinder (Sohn und Tochter).

Ein interessantes Ergebnis bringt die Frage nach den Gefühlen, die sich bei den Probanden einstellen, wenn sie Hilfe im Umgang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien benötigen. Die Hälfte der Befragten geben an, ein negatives Gefühlserlebnis zu verspüren, wenn sie Hilfe benötigen. So meint etwa Herr G:

„Man fühlt sich ungut, weil man sich denkt, das müsste ich eigentlich selbst zusammenbringen. Und das ist ja unnötig jemandem anderen die Zeit zu stehlen, wenn

man es selbst schaffen sollte. Das ist mir eigentlich nicht recht, aber wenn man es nicht selbst schafft und zum Funktionieren bringt muss man ja wen fragen. Oder man geht ins Geschäft, aber bis man das Problem mal beschrieben hat. Und man kann ja nicht jedes Gerät gleich ins Geschäft tragen einen Fernseher zum Beispiel, den nimmt man ja nicht gleich mit.“ Damit scheint Herr G den Versuch zu unternehmen sich rechtfertigen zu wollen, indem er die mangelnden Hilfsoptionen anführt.

Herr I äußert sich ähnlich und versucht die, seiner Ansicht nach mangelnden Alternativen in den Vordergrund zu rücken: „Wie ich mich fühle? Das stört mich nicht wirklich, auch wenn es dann vielleicht wieder heißt, "schau so einfach geht das". Ich bin froh darüber, wenn ich Hilfe bekomme, was soll ich sonst machen?“

Ebenso beschreibt Herr D seine Gefühle: „Nicht besonders, aber was bleibt mir anderes über. Entweder ich nehme mir die Bedienungsanleitung zur Hand, bei der ich dann wieder einmal verzweifle, oder ich ruf gleich meinen Sohn an und der hilft mir. Das dauert halt dann ein paar Tage, weil der nicht immer sofort Zeit hat.“

Einen zentralen Aspekt wirft Frau H auf, wenn sie die Hilfestellung mit dem Altersmerkmal verknüpft und auf die Frage, wie sie sich fühlt, wenn sie Unterstützung anfordern muss, antwortet: „In dieser Zeit jetzt wo alles technisch ist, schon a bissl dumm. Aber dann denk ich mir wieder es ist vielleicht nicht so schlimm. Es wär schlimmer wenn ich jünger wäre. Das schiebt man dann so ein bisschen aufs Alter und sagt, man braucht ja nicht mehr alles wissen. Aber es ist natürlich auch Bequemlichkeit.“

Offensichtlich wird das Merkmal Alter als Ausrede herangezogen bzw. zeigt das Beispiel, dass das Scheitern im Umgang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien eine gewisse Scheu zur Folge hat, sich mit der Bitte um Hilfestellung an andere Personen zu wenden. Möglicherweise ist dies darauf zurückzuführen, dass ältere Menschen häufig zu hören bekommen wie „kinderleicht“ moderne Technologien zu handhaben sind.[479]

Frau C, Herr E, Frau F und Herr J empfinden keine negativen Emotionen, wenn sie Hilfe im Umgang mit Technik benötigen, wobei unter den genannten, die weiblichen Gesprächspartner Gründe der Bequemlichkeit angeben und die männlichen Befragten durch ihr Interesse und ihre Beschäftigung mit modernen Technologien davon ausgehen, dass ohnehin nur mehr Spezialisten im Stande sind das Problem zu lösen.

Mit Ausnahme von Frau F und Herrn J streben alle Probanden danach, das Problem auch zu verstehen bzw. es im Anschluss an die Problemlösung entsprechend erklärt zu bekommen. Dies ist insofern interessant, weil es hinsichtlich der von Frau C genannten Bequemlichkeit nicht sinngemäß erscheint. Herr J ergänzt allerdings, dass er das Problem dann erklärt haben möchte, wenn es sich um einen

[479] Vgl. hierzu Kapitel 6.4.2.3 bzw. Fußnote 422.

Handhabungsfehler handelt: „Da bin ich zufrieden wenn es gelöst ist. Vorausgesetzt es war kein Handhabungsfehler, sonst schon, dann will ich es wissen."

Bis auf Frau F besitzen alle befragten Personen seit mehreren Jahren ein Mobiltelefon und geben mit Ausnahme von Frau B auch an, sich damit auszukennen. Jedoch zeigt sich bei genauerer Betrachtung, dass die Grenzen des Umgangs mit diesem Gerät individuell variieren. Soll heißen, das Merkmal „ich kenne mich damit aus" wird sehr unterschiedlich interpretiert. Während Frau C und Herr I das Vergessen des Codes als größtes Problem ansehen, scheitert Herr D beim Versenden von Fotos.

Frau A und Frau H stoßen bei verschiedenen Einstellungen, wie etwa Melodien und Klingeltönen an ihre Grenzen, was für Herrn E und Herrn J kein Problem darstellt. Sie können als fortgeschrittene Handy-Benutzer bezeichnet werden, die bei Internetfunktionen am Handy, oder Synchronisations-Applikationen in Verbindung mit dem PC ihre größten Handhabungsdefizite sehen. So beschreibt Herr J seinen Umgang mit dem Mobiltelefon: „Wie gesagt, beim Internet scheitere ich im Moment noch, aber das schaffe ich auch noch, wenn ich mich intensiver damit beschäftige."

Wie unterschiedlich die Einstellungen der Befragten bezüglich des Merkmals „ ich kenne mich damit aus" sind spielgelt sich auch bei der Frage nach den Möglichkeiten der Handynutzung wieder. Während Frau B ausschließlich die Telefonfunktion kennt und verwendet, nennen Frau C, und Herr I die Möglichkeit das Handy für das Verfassen von Textnachrichten (SMS) zu nutzen. Frau A, Herr D, Herr G und Frau H haben zusätzlich auch die MMS Funktion, oder die integrierte Kamera bereits verwendet und Herr E und Herr J legen darüber hinaus Wert auf die Kalenderfunktion und kennen die Möglichkeit mit dem Mobiltelefon eine Internetverbindung herzustellen. Damit soll verdeutlicht werden, dass die unterschiedlichen Zugänge und Interessen zu verschiedenen Verhalten bei der Nutzung führen und bestimmte Funktionen sehr subjektiv eingeschätzt werden.

Auch hier zeigt sich, dass Funktionen, die nicht persönlich verwendet werden als unwichtig eingestuft werden bzw. bei näherem Nachfragen meistens das Desinteresse als Grund angegeben wird. Solche Äußerungen lassen sich jedoch nicht in Beziehung zu soziodemographischen Merkmalen, wie Geschlecht, oder Schulbildung bringen. Frau C meint etwa bei der Frage nach den Möglichkeiten, die ihr Handy bietet: „Das hat mich ehrlich gesagt nie interessiert." Und Herr E antwortet auf die gleiche Frage: „Man kann internetten und was weiß ich was noch alles, aber das tu ich mir nicht an da mit dem Spielzeug herumzuspielen."

Beim Handy präsentieren sich die Antworten hinsichtlich der bevorzugten Informationsquellen bei auftretenden Problemen ähnlich jenen, wie bei Schwierigkeiten im Umgang mit Bedienungsanleitungen und Handbüchern. In erster Linie werden männliche Familienmitglieder herangezogen bzw. Männer aus dem Bekannten und Freundeskreis.

8.2 Zusammenfassung: Themenblock 1

Bei der vorliegenden Untersuchung der Generation 60 plus lässt sich keine homogene Meinung über Technik und deren Einsatz im alltäglichen Leben feststellen. Unterschiedliche Interessen bewirken divergierende Meinungen und Einstellungen zu technischen Geräten und deren Funktionen. Selbst bei annähernd gleicher, infrastruktureller Ausstattung, wie dem Vorhandensein eines Mobiltelefons bei fast allen interviewten Personen, zeigen sich starke Differenzen bei dessen Nutzung.

Relativ klar präsentiert sich die Einschätzung der Befragten hinsichtlich der fortschreitenden Technologisierung. So sind alle interviewten Personen der Ansicht, dass Technik eine entscheidende Rolle im täglichen Leben der Menschen spielt, jedoch zeigt sich, dass der Technikbegriff sehr unterschiedlich interpretiert wird. Frauen sehen den Technikeinsatz eher im häuslichen Bereich und schätzen diesen auch, während Männer eher Auto, Computer und Internet unter Technik verstehen.

In allen Bereichen scheint der Zugang zu Technik durch persönliche Erfahrungen entscheidend geprägt zu sein, soll heißen negative Erlebnisse führen zu abwendender Haltung und Resignation, während positive Erfahrungen das Interesse an Technik fördern. Alle Befragten weisen ein ausgeprägtes Mediennutzungsverhalten auf investieren relativ viel Zeit in Printmedien, Hörfunk und Fernsehen. Im Gegensatz dazu werden technische Geräte von allen Befragten erst dann erneuert, wenn ihre Funktionalität nicht mehr gegeben ist.

Wenn Probleme auftreten, werden vorrangig männliche Familienmitglieder zu Rate gezogen. Bedienungsanleitungen und Handbücher bringen nicht nur nicht den gewünschten Erfolg, sondern führen oftmals zu Resignation und Abwendung. Diese wird häufig mit Desinteresse begründet bzw. wird in manchen Fällen das Altersmerkmal als Rechtfertigungsgrund vorangestellt.

Entscheidende Faktoren bei der Annäherung älterer Menschen an moderne Informations- und Kommunikationstechnologien sind (erwachsene) Kinder, die unter Umständen auch noch im gemeinsamen Haushalt leben und durch ihr Nutzungsverhalten zum Einen neue Geräte im Sinne des technischen Fortschritts in den Haushalt integrieren, die dann auch von den Eltern entdeckt werden. Zum Andern leisten sie den Personen im fortgeschrittenen Alter entscheidende Hilfestellungen bei auftretenden Problemen im Umgang mit Technik.

8.3 Zugang zum Computer und zum Internet

Hinsichtlich der Infrastruktur, das heißt dem Vorhandensein eines Computers im eigenen Haushalt, zeigen sich bei den befragten Personen sehr unterschiedliche Ausprägungen. Während Frau B, Frau C und Frau H weder einen eigenen Computer besitzen, noch einen verwenden können, der sich im selben Haushalt befindet, besteht für Frau A und Frau F, die zwar ebenfalls keinen PC ihr Eigenen nennen können, zumindest die Möglichkeit auf ein solches Gerät zurückgreifen. Herr D, Herr G und

Herr I verfügen über einen eigenen Computer, Herr E und Herr J besitzen ein solches Gerät und geben an, dass es noch mindestens einen weiteren Computer im gemeinsamen Haushalt gibt. Daraus wird ersichtlich, dass alle männlichen Befragten Zugang zum Computer haben bzw. einen solchen besitzen, während die weiblichen Interviewpartner allesamt nicht über die erforderliche Infrastruktur verfügen. Das Merkmal Geschlecht ist hier besonders stark ausgeprägt.

Hinsichtlich der künftigen Anschaffung eines Computers oder Laptops sind Frau C und Frau H eher bereit eine solche Investition zu tätigen und nennen unterschiedliche Gründe, warum sie sich noch keinen PC zugelegt haben während Frau B aus Kostengründen angibt auch in naher Zukunft keinen Computer zu erwerben („Nein, hab auch nicht vor einen anzuschaffen, ist mir zu teuer"). Frau C bekundet ihr Interesse, nennt aber den Zeitfaktor als Grund für das Fehlen eines eigenen Computers: „…dann würden mich meine Kinder einspannen und so können sie mich nicht einspannen. Vielleicht würd ich mir schon noch einen Computer zulegen, wenn mich mein Sohn nicht mehr so einspannen kann" und Frau H betont die Vorteile eines solchen Gerätes, die sie aus der Zeit kennt, als ihre Tochter noch im gemeinsamen Haushalt gelebt hat:

„Nein, ich besitze keinen. Also ich muss ehrlich sagen, wie meine Tochter noch zu Hause war gab es einen Computer und meine Tochter hat ihn bedient. Ich konnte ihn nie bedienen. Aber meine Tochter hat sich dann hingesetzt und mir Sachen rausgesucht, das war sehr bequem, die hat mir alles gemacht, aber als die dann ausgezogen ist, war die Sache vom Tisch. Im Winter geht´s mir schon ab, vielleicht leg ich mir bald einen zu, weil man da doch stundenlang sitzen kann und sich Dinge herausholen kann, die einen interessieren. Aber wenn dann nur mit Internet."

Herr I besitzt seit ca. 10 Jahren einen Desktop-PC und erklärt, dass er nur Investitionen in ein neues Gerät tätigt, wenn das alte „den Geist aufgibt", erzählt jedoch, dass er vor kurzem einen Flachbildschirm erworben hat, obwohl der alte Monitor noch funktionstüchtig ist. Herr E nennt ebenso seit ca. 10 Jahren einen Computer sein eigen, hat diesen vor 5 Jahren zum ersten Mal erneuert und besitzt seit etwa 2 Jahren zusätzlich einen Laptop. Beide Geräte werden „zu 90 Prozent von ihm persönlich verwendet", seine Frau verwendet diese nur „sehr selten". Herr G verfügt seit seiner Pensionierung über einen eigenen Computer da er bis zu seiner Entberuflichung private Angelegenheiten „in der Firma erledigen konnte" und daher „keinen privaten gebraucht hat". Diese Möglichkeit war nach der Pensionierung nicht mehr gegeben: „Die wichtigen Sachen konnte ich immer in der Firma nachschaun, das ist dann nach der Pension flach gefallen hab ich mir gedacht, da bist sonst irgendwie isoliert, dann hab ich mir einen gekauft."

Herr J gibt an, dass sich seit einigen Jahren mehrere Computer (Stand-PC und 2 Laptops) im Haushalt befinden, wobei ein Gerät ausschließlich von seiner Frau verwendet wird. Frau A besitzt zwar selbst keinen Computer kann jedoch auf die Geräte anderer Familienmitglieder zurückgreifen. Auf Grund ihrer familiären Situation, sprich der Großfamilie befinden sich zahlreiche Computer in ihrem Haushalt, die auch in regelmäßigen Abständen erneuert bzw. aufgerüstet werden: „Der Computer gehört

meinem Mann, aber eigentlich ist es mehr unser Computer, also der Familiencomputer Aber letztlich hat er (Mann) sich für die Anschaffung eingesetzt. Wir haben mehrere Computer. Wolfi (zweitjüngster Sohn) hat einen, Marlis (älteste Tochter) hat einen Laptop, Tommy (jüngster Sohn) hat auch selbst einen PC. Ich verwende nur den vom Mann, der Laptop ist grad ex gegangen, aber mein Mann hat noch einen gekauft. Wir haben seit 10 Jahren einen Computer im Haus. Die Kinder sind da dran gewesen uns da zu unterstützen, dass er schneller geht oder ein besserer Bildschirm usw. oder was Zusätzliches eingebaut wird."

Es zeigt sich also, dass mit zunehmender Anzahl an Personen, die im selben Haushalt leben die Computerinfrastruktur steigt und vor allem (erwachsene) Kinder für die Erneuerung derselben als entscheidender Faktor betrachtet werden können.[480]

Ein interessanter Aspekt verdeutlicht sich bei der Frage nach den ersten Erfahrungen mit dem Computer. Mit Ausnahme von Frau B, Frau F und Frau H, die von keinen persönlichen Erfahrungen im Umgang mit dem PC berichten können, da sie sowohl in ihrem Berufs- als auch im Privatleben keinen Kontakt mit dieser Technik hatten, geben alle Befragten an, dass sich ihr erstes Zusammentreffen mit einem Computer im Berufsleben vollzogen hat.

Dabei können sowohl positive als auch negative Erfahrungswerte festgehalten werden. So berichtet etwa Herr D von einem prägendem Erlebnis: „Die ersten Erfahrungen waren in der Firma, also in der Bank. Zuerst hab ich das meine Sekretärin erledigen lassen, dann hab ich aber gemerkt, dass ich da auch auf den Zug aufspringen muss und hab begonnen mich damit zu beschäftigen. Wir haben dann von der Firma aus so einen Kurs besucht. Da sind wir eingeladen worden in so ein Computerbüro, da war so ein Wiffzack draußen, eine Dame, die sonst eh nichts in der Bank zusammengebracht hat. Da waren 20 Vorstände und wir hatten 5 Computer. Von der Kommerzkredit war das - Kreditonline hat das geheißen. Und die hat da so zack und zack und schnell und keiner hat sich ausgekannt, und der in meiner Gruppe der hat schon fünf Buttons gedrückt und ich konnte ihm nicht folgen. Nach 10 Minuten hab ich gesagt, auf Wiedersehen und vier fünf weitere denen ist es ähnlich ergangen, die sind auch mit mir gegangen. So hat das keinen Sinn."

Herr H erinnert sich gelassen an seine erste Begegnung mit dem Computer: Die ersten Erfahrungen waren positiv, weil die Firma hat sehr lange gewartet mit dem Technisieren, wir waren sehr spät dran, mit Buchhaltung, Lagerverwaltung und so. Dadurch waren die Programme schon sehr ausgereift und hatten wenige Kinderkrankheiten. Dadurch war der Einstieg für die ganze Mannschaft relativ leicht, obwohl keiner eine Ahnung gehabt hat. Die Schulungen waren nicht ausreichend, man kann nur lernen bei der Arbeit. PC war ja nur ein Hilfsprogramm, die mechanische Arbeit war ja im Vordergrund. Die SAP Schulungen später so schnell schnell, das war nicht so einfach. Es wäre ratsam für Firmen so Troubleshooter im Haus zu haben der

[480] Frau A gibt zwar an, dass offiziell nur noch ihr jüngster Sohn im gemeinsamen Haushalt lebt, ihre älteste Tochter und ihr zweitjüngster Sohn sind aber wieder „vorübergehend bei ihr eingezogen".

auch immer verfügbar ist. Nicht erst am Nachmittag, wenn du um 9 Uhr am Vormittag ein Problem hast.

Frau A und Frau C berichten davon, dass sie zwar beide ihren ersten Kontakt zu einem Computer in der Firma hatten, sich die Zugänge zu dieser Technik jedoch sehr unterschiedlich entwickelt haben. Während Frau A den PC in ihrer Berufsausübung nicht verwenden konnte, wurde Frau C gezwungen sich darauf einzustellen. So erläutert Frau A: „Naja, in der Schule haben wir schon auch Computer, also die Schule hat sich schon auch bemüht bald Computer in die Klassen zu stellen. Das war vor 15 Jahren Aber ich hab´s nicht gebraucht im Religionsfach - damit hab ich mich nicht so ausgekannt dass ich es mit den Volkschülern machen hätte können, also im Berufsalltag selbst hab ich ihn nicht eingesetzt.“ Frau C hingegen wurde ein Computer vorgesetzt: „Bei der Versicherung dann mussten wir die Anträge selber machen und da musste ich einen Computerkurs machen, aber da war ich immer die Blödeste. Das kommt einfach mit dem Alter, man interessiert sich dann nicht mehr so dafür. Ich hab´s schon gelernt und zusammengebracht, aber es hat mich nicht interessiert. Nur das was ich für die Versicherungsanträgen gebraucht hab.“

Dennoch hat Frau A privat begonnen sich privat für den Computer zu interessieren, während Frau C nach der Arbeit froh war „diesen Blechtrottel“ los zu sein. Frau A berichtet: Ich weiß gar nicht mehr genau wie das alles gegangen ist. Ich weiß nur dass ein Computerkus für Lehrer angeboten wurde - da hab ich mir gedacht so da geh ich jetzt hin, das lass ich mir doch auch erklären, weil die Kinder schon sehr eifrig mit dem Computer gearbeitet, oder gespielt oder getan haben und in einem Alter waren, wo sie es mir einfach nicht erklären konnten, sie haben zwar selbst damit umgehen können, aber sie konnten es einfach nicht erklären und da hat es dann für Lehrer eine erste Anleitung gegeben und da bin ich dann hingegangen und hab mir das einmal gegeben und so die erste Scheu – so wo druckt man eigentlich dass man den einschaltet und so Sachen ja und was passiert wenn man gschwind wieder ausschaltet und so weiter ja…“

Damit verdeutlicht sich eine zentrales Untersuchungsergebnis: Das persönliche Interesse ist klar über den Zwang zu stellen, d.h. jene Personen, denen der Umgang mit dem Computer mehr oder weniger aufoktroyiert worden ist, sind in ihrer Pension nicht unbedingt kompetenter hinsichtlich der Handhabung desselben. Auch wenn grundlegende Computerkenntnisse erworben werden, wird nur jeweils das Notwendigste erlernt und angewendet. Solche Fertigkeiten, die in ihrer Priorität individuell nach der Entberuflichung zurückgesetzt werden, können leicht verlernt werden. Demgegenüber stehen das persönliche Interesse am Computer und die freiwillige Zuwendung zu solchen Technologien als zentrale Grundvoraussetzungen für den weiteren Erwerb von PC-Kompetenzen.

Es zeigt sich auch, dass jene Personen, die ein gewisses Grundinteresse aufweisen und in ihrem Berufsalltag erste Erfahrungen sammeln konnten, später positiv auf die damals als Zwang erlebten ersten Begegnungen mit dem PC zurückblicken und die erworbenen Grundkenntnisse erfolgreich einsetzen können. Herr I unterstreicht diese

Vermutung: „Wir haben in der Firma ziemlich früh Computer bekommen und es gab auch eine Schulung für die ganze Belegschaft, also für die die damit arbeiten mussten. Am Anfang hab ich mir schwer getan, aber das ist allen so gegangen, dadurch war´s nicht so schlimm. Heute bin ich froh, dass ich es damals lernen musste. Ich würde mir heute sicher schwerer tun."

Jene Personen, die sowohl im Berufsleben, als auch privat bereits früh mit dem Computer in Kontakt gekommen sind, können in der Pension überdurchschnittlich gute PC-Kenntnisse aufweisen und berichten auch durchwegs von positiven Erlebnissen. So heben Herr E und Herr J, die beide bereits sehr früh erste Erfahrungen sammeln konnten unisono die technischen Aspekte in den Vordergrund ihrer Erzählungen und verdeutlichen damit ihr persönliches Interesse an diesen Technologien. Herr E meint schmunzelnd: „Naja, das [erste Kontakt, Anm.] war schon beruflich. Ein Comodore 64 vor 25 Jahren ungefähr, so Ende der 80er Jahre, da hab ich ihn für berufliche Zwecke verwendet als selbstständiger 1-Mann Betrieb und hab meine Buchhaltung und Korrespondenz drauf gemacht. Ein Commodore 64 mit 64k, wenn man denkt, das war noch die Kilo-Zeit also mit Kiloherz. Da braucht heute schon der Einschaltknopf mehr kilobit – [lacht]."

Herr J berichtet in ähnlicher Weise: Meinen ersten Computer in der Hand gehabt, habe ich 1989 in der Firma, weil ich meinen Chef genötigt habe, dass er mir einen hinstellt. Das war damals auch so ein bissl ein Statussymbol, dass man am Computer arbeitet. Aber die Arbeit wäre ohne PC nicht zu schaffen gewesen. So 2 bis 3 Jahre später hab ich mir dann das Standgerät, einen 286er, glaub ich war das, für zu Hause angeschafft, der hat dann von 1993 bis 2002 gehalten, dann hab ich mir den ersten Laptop gekauft,."

Es lässt sich also festhalten, dass die Kombination aus verpflichtendem Zugang während der Berufszeit und privatem Interesse vor und nach der Pensionierung, das heißt dem Versuch auch privat am Ball zu bleiben, als Grundlage für den kompetenten Umgang mit dem PC im Alter gesehen werden kann.

Hinsichtlich der verschiedenen Nutzungsmöglichkeiten kann ebenfalls ein interessanter Aspekt ausfindig gemacht werden. Bei der Frage nach den Möglichkeiten die ein Computer bietet, erwähnen alle befragten Personen - mit Ausnahme von Herrn E und Herrn J - Online-Anwendungen. So meint selbst Frau B, die keinen Computer besitzt und keine persönlichen Erfahrungen aufweisen kann: „Für viele Sachen ist der gut! Man kann ein Lokal, oder eine Straße suchen, ich kann meine Flugkarten bestellen, dann kann man Kartenspielen[481], das gefällt mir alles. Vielleicht für einen der nicht viel fortgehen kann und nur zu Hause ist, da kann ein Computer den Alltag schon erleichtern."

[481] Frau B reserviert nicht selbst Flugtickets, sondern berichtet davon, dass sie gemeinsam mit einer Verwandten ihre Nichte in Amerika besucht hat und zugesehen hat, wie die Tickets Online bestellt worden sind. Ebenso hat sie dem Sohn ihrer Nachbarin einmal beim Online-Kartenspielen über die Schulter gesehen.

Ähnlich sieht es Herr D, der erst auf Nachfrage des Interviewers eine Trennung zwischen Computer und Internet vornimmt: „In erster Linie schau ich mir die Sportseiten an… - ach so nur den Computer, naja. Ich bin jetzt mittlerweile soweit - meine Gattin ist eine Malerin - und ich hab jetzt ihre Bilder in den Computer hineingegeben und hab jetzt über Bipa-Service ein Programm eingeladen und ein wunderschönes Buch mit ihren Malereien gestalten können und werde das jetzt auch mit den Fotos von meinen Enkerln machen, also wieder ein neuer Schritt Technik.

Ebenso scheint für Herrn G das Internet mit dem Computer eng in Verbindung zu stehen. Er antwortet auf die Frage, was er denn mit seinem Computer anstelle bzw. welche Möglichkeiten er generell nennen kann, die ein Computer bietet: „Internet verschiedenstes anschaun, z.B. Hotels anschaun, wenn ich wo hinfahren möchte.“ Auf die Nachfrage hinsichtlich der Trennung zwischen einem PC und einem vernetzten Computer verdeutlicht er seine Ansicht: „Computer alleine ohne Internet ist nicht sehr interessant. Natürlich so Haushaltsstatisiken und solche Sachen, aber erst in Verbindung mit dem Internet wird’s interessant.“

Frau A berichtet ebenfalls zunächst von Online-Applikationen, erzählt dann aber von ihren ersten Erfahrungen mit einer Office-Anwendung: „Ja, das Internet vor allem, was weiß ich, diverse Informationen zu holen über Google oder - was hab ich jetzt? Forrest und so. In der Pension hab ich dann so eine Gesundheitsgymnastikausbildung gemacht, da haben wir eine schriftliche Arbeit - nicht sehr groß - erstellen müssen … da hab ich mir gedacht, siehst das ist ein guter Anlass, dass ich mich jetzt doch einmal damit auseinander setze und mit der Hilfe vom Sohn, der sehr geduldig war ist es mir dann gelungen am Computer diese Arbeit zu schreiben! Die Bildbearbeitung hab ich mir als nächstes vorgenommen, also Fotos, aber da brauch ich einen Kurs, dass mir das jemand erklärt!“

Ein Großteil der Befragten versteht demnach unter dem Computer automatisch einen vernetzten PC, sprich einen, der über einen Internetanschluss verfügt. Dies ist insofern interessant, da es der gängigen Behauptung widerspricht, dass ältere Menschen, die nicht mit dem Internet aufgewachsen sind, auch nicht um die Vorteile des vernetzten Lebens Bescheid wissen. Im Gegenteil: Selbst jene befragten Personen, die keine persönlichen Erfahrungen mit dem Computer und dem Internet gemacht haben, wissen welche Möglichkeiten das Internet bietet. Erneut scheint das Merkmal Familien- und Verwandtschaftsbezug hier eine zentrale Rolle zu spielen.

Um genauer auf die sich durch das Internet bietenden Möglichkeiten eingehen zu können, muss zunächst untersucht werden, welche Probanden über einen solchen Zugang zum Netz verfügen. Dabei zeigt sich, dass ausschließlich Frau B und Frau H keinen Internetanschluss im Haushalt besitzen, wobei letztgenannte erneut ihr Interesse bekundet: „Nein, vielleicht lege ich mir einen zu. Wenn dann nur Computer mit Internet. Bei mir kommt noch dazu dass ich da weg will [ausziehen möchte, Anm.] und wenn ich dann eine neue Wohnung habe, dann will ich einen Internetanschluss und einen Computer. Dann wird das Internet Einzug bei mir halten. Aber dann brauch ich sicher einen Kurs, weil ich kann das nicht meiner Tochter zumuten, dass die sich

dann stundenlang mit mir hinsetzt und mir das alles zeigt. Da geh ich auf die Volkshochschule in Liesing und mach dort so einen Kurs. Ohne dem geht´s ja nicht."

Frau B hingegen hat keinen Anschluss und „auch nicht vor sich einen anzuschaffen". Alle anderen interviewten Personen verfügen seit mehreren Jahren über einen Internetzugang und nutzen diesen mit Ausnahme von Frau F („Mein Mann hat einen Anschluss. Ich nutz den nicht. Wenn ich was brauche, soll er es mir das raussuchen.") auch regelmäßig. Die Gründe für das Vorhandensein eines solchen Anschlusses werden sehr unterschiedlich argumentiert. Herr G betont die oben angeführte Notwendigkeit sich einen Computer und einen Internetanschluss zuzulegen, nachdem er durch die Pensionierung keinen Zugang mehr vorgefunden hat und auf Zusatzinformationen nicht verzichten wollte: „Ich hab mir den deshalb zugelegt, weil sie damals im Radio immer gesagt haben: für nähere Informationen schauen sie unter www….. Ja, wenn du da kein Internet hast, kannst du dich brausen gehen. Irgendwann war mir das zu blöd ich will mich auch informieren und so ist das zu Stande gekommen. Wenn ein Laptop dann nur mit Internetanschluss. Das war zur Zeit des Austritts aus der Firma."

Ebenso berichtet Herr J von weiterführenden Informationen, die im Internet angeboten werden und der sich dadurch ergebenden Möglichkeit seinem Hobby noch intensiver nachgehen zu können: „Ja, in beiden Häusern haben wir einen Anschluss. Das ist über mein Hobby Modelleisenbahn zu Stande gekommen. Viele Geschäfte haben Internetseiten erstellt und es war ganz einfach leichter sich zu informieren, was hat der vorrätig, was ist eingetroffen, so eine Art kundenfreundliche Lagerliste, wo ich mir das Eisenbahnmodell raussuchen konnte und gleich gesehen hab, ob ich das bekomme, oder nicht. Das Internet ist ein Jahr nach dem Computer gekommen. Also ein Jahr war nur der Computer da."

Einen anderen Aspekt rückt erneut Frau A durch ihre familiäre Situation in den Interessensmittelpunkt. Durch (erwachsene) Kinder, die im gemeinsamen Haushalt leben, scheinen moderne Informations- und Kommunikationstechnologien schneller Einzug zu halten: „Musste sein! [Anschluss, Anm.] Naja eher die Kinder haben das gesagt, die haben gemeint das brauch ma! Jetzt nützt das ganze Haus das Internet. Den Anschluss haben wir schon seit einigen Jahren."

Einen ähnlichen Grund nennt Herr I, der sich ebenfalls auf Drängen der nachfolgenden Generation zu einem Internetzugang überreden ließ: Ja, haben wir. Es hat einige Zeit gedauert, dann hab ich mich auf Drängen meines Sohnes dazu überreden lassen. Ohne dem wär´s nicht mehr gegangen, zumindest hat er das gemeint."

Das Internet stellt sich demnach bei der durchgeführten Untersuchung als stark verbreitete Technologie heraus. Umso spannender erscheint die Frage, was das Netz für die Befragten eigentlich bedeutet bzw. was sie unter dem Internet verstehen? Dabei reichen die Antworten von „letztlich schon irgendwie eine Zauberei" (Frau A) über „Den Computer und das man mit allen Ländern kommunizieren kann." (Frau B) bis zu Das

Internet ist für mich eine sehr breit gestreute, manchmal auch sehr gefährliche Kommunikations- und Informationsplattform“ (Herr J).

Eine spontane Definition scheint für alle Befragten nicht einfach formulierbar zu sein. Allerdings steht bei allen Gesprächspartnern in wesentlicher Punkt im Zentrum des Verständnisses über das Internet: Dabei korrelieren die erhaltenen Antworten stark mit den in Abschnitt 2.2.1.3 genannten Gründen und Motiven für die Nutzung des Internets. In erster Linie betonen alle interviewten Personen die Informationssuche und die Möglichkeit mit anderen zu kommunizieren, wobei in dieser Untersuchung ein leichter Überhang der Informationsbeschaffung ausfindig zu machen ist. (siehe Abbildung 20) Alle Befragten betonen diesen Aspekt und begrüßen die vielfältigen Möglichkeiten Informationen zu suchen (alle), wie etwa Begriffe nachzulesen (Herr I, Herr J), und diese „mit wenigen Klicks“ (Frau A) „auf den Küchentisch geliefert zu bekommen“ (Herr G). Kommunikation wird ebenfalls häufig genannt und steht in engem Zusammenhang mit dem vorhin genannten Verständnis der Befragten: Computer = Internet = unbegrenzte Möglichkeiten der Information und Kommunikation.

In diesem Zusammenhang soll genauer auf die Internetnutzung der Probanden eingegangen werden: Frau A beschreibt ihr Nutzungsverhalten folgendermaßen: „Also telefonieren schätzen wir sehr, nach Spanien oder damals nach Amerika. Skypen und das email Versenden und bekommen und Informationen bekommen weil eben diese schönen Maschinen [meint Suchmaschinen, ANM:] sind toll. Wenn sie mich jetzt da so fragen wird mir das erst bewusst, es ist schon eine ganz eigenartige fremde Sache, also wenn ich´s vergleich wenn ich in eine Bücherei gehe und mir dort ein Buch heraushole … ich bin sicher auch so ein haptischer Typ, also angreifen ist für mich viel wirklicher als nur zu lesen und daher wenn ich dort hingehe und dort treffe ich Leute und da nehm ich mir das Buch raus und ich kann wen fragen usw, das ist viel wirklicher als wenn ich da eben drauf drucke und das eingebe und das erscheint und ich kann´s lesen und ich bleib letztliche eigentlich sehr alleine auch bei der Gschichte. Naja das ist recht unterschiedlich, bin keine die immer schaut was los ist oder so also aktuelle Tagesinformationen hol ich mir kaum aus dem Internet, da les ich die Zeitung! Und wegen der Zeit die ich investiere…, das ist unterschiedlich, manchmal mehr manchmal weniger, manchmal geh ich immer wieder zum Computer und schau nach welche Mails da sind, oder schreib selber auch oder netbanking oder so irgendwas … andere Tage vergehen da bin ich kaum am Computer.“

Frau A, die hier stellvertretend für die Gruppe der Internetnutzer unter den befragten Personen herangezogen wird, verdeutlicht einen zentralen Punkt: Die Möglichkeiten, die das Internet bietet sind der Generation 60 plus durchwegs bekannt. Auch wenn nicht alle Funktionen genau beherrscht, oder in Worte gefasst werden können („diese schönen Maschinen“), so sind sich ältere Menschen der Vorteile durchaus bewusst. Ebenso wissen die Gesprächspartner um die Gefahr der Informationsflut, die auf sie zukommt, wenn sie nach bestimmten Informationen recherchieren. Herr J unterstreicht diesen Aspekt, wenn er nach den für ihn relevanten Möglichkeiten des Internets gefragt

wird: „Email-Funktion, also mails schreiben, Begriffe nachschauen natürlich Was mir noch wichtig ist, ist ein Zugang zum Rechtsinformationssystem in der Republik, natürlich im Speziellen das Eisenbahngesetz, aber auch andere Gesetzt, das interessiert mich. Alle möglichen Informationen findet man im Netz. Nur die Informationsflut ist etwas nervig, was da von Leuten schon alles online publiziert wird."

Dennoch kennt die Generation 60 plus das Internet und dessen Vorteile. Die Vielzahl an Möglichkeiten, die von den Befragten genannt werden steht jeweils in engem Zusammenhang mit ihren persönlichen Interessen und reicht von „Wohnungssuche" (Frau H), „eigene Homepage basteln und die Malereien der Gattin veröffentlichen" (Herr D), über „Online Poker-Spiele des Sohnemanns" (Frau C) und „Hotel-Bewertungen lesen in verschiedenen Foren" (Herr G) bis zu „Tickets für die Oper reservieren (Frau H) und „Home-Exchange" (Herr E).

In diesem Zusammenhang werden die Befragten im Verlauf des Gesprächs mit einigen technischen Begriffen bzw. Fachausdrücken konfrontiert und werden gebeten spontan darauf zu antworten, ob sie mit diesem Begriff etwas anfangen können bzw. diese beschreiben können. Dabei zeigt sich, dass die Probanden, mit Ausnahme jener Befragten, deren technisches Verständnis überdurchschnittlich ausgeprägt zu sein scheint, relativ wenig mit den genannten Begriffen (Google, Twitter, Web 2.0, bloggen, Skpen/VoIP, Podcast, Facebook, Phishing) anzufangen wissen.

Selbst Herr E und Herr J können einige Begriffe nicht erklären bzw. wissen nicht deren Bedeutung. Tatsächlich verbreitet scheint nur das Wort Google bzw. googeln zu sein. Abgesehen von Frau B, die sich unter keinem der genannten Begriffe etwas vorstellen kann, wissen alle Gesprächspartner um diese Suchmaschine Bescheid.

In diesem Zusammenhang müssen zwei wichtiger Faktoren erwähnt werden, der bei einer quantitativen Untersuchung, die sich vermutlich auf ein „diesen Begriff kenne ich" oder „diesen Begriff kenne ich nicht" beschränkt hätte, im Verborgenen geblieben wären. Zum Einen hat sich gezeigt, dass die Befragten in der Interviewsituation sofort den Prüfungscharakter der Frage hervorheben und befürchten, ihr technisches Wissen wird erforscht bzw. abgeprüft. Dadurch nehmen sie automatisch eine angespanntere (Körper-)Haltung ein und scheinen nicht so recht zu wissen, wie sie mit der Situation umgehen sollen. Sie neigen eher dazu die Frage, ob ihnen die Ausdrücke etwas sagen, zu bejahen, obwohl sie offensichtlich nichts mit den Begriffen anfangen können.[482] So meint Herr D: „Facebook das ist eine Notebook-Art, oder?" (Bei der Bitte den Begriff zu erklären, fühlen sie sich ertappt) Darüber hinaus wird häufig das Altersmerkmal als „Ausrede" herangezogen („muss man das in meinem Alter noch wissen?", Herr I) bzw. das Desinteresse vorgeschoben („das interessiert mich nicht", Frau C).

Zum Anderen zeigt sich, dass ein Großteil der Befragten die erwähnten Begriffe doch kennt bzw. deren Funktion verwendet, allerdings mit dem technischen Ausdruck wenig anzufangen weiß. Wird ihnen beispielsweise erklärt, dass unter VoIP im Allgemeinen

[482] Die Antworten erfolgen im Sinne der „erwünschten Antworten".

die Internet-Telefonie verstanden wird, geben sie als Antworten wie: „Achja, das hab ich eh schon verwendet (Frau A)“, oder „davon hab ich auch schon gehört, das ist sicher was für mich, weil das kostet ja nichts (Herr G) Ebenso bestätigen einige, bereits von Phishing-Opfern gelesen/gehört zu haben, sobald ihnen der Begriff erklärt wird.

In der abschließenden Frage dieses Themenblocks soll untersucht werden, wie soziale Kontakte im Internet empfunden werden. Dabei wird die überspitz formulierte Frage aufgeworfen, wie die Befragten zu Personen stehen, die ihren Kontakt zu anderen Menschen beinahe nur mehr über das Internet pflegen? Erwartungsgemäß fallen die Antworten unisono sehr ablehnend aus und können mit der Hervorhebung der „Gefahr der Vereinsamung“ zusammengefasst werden.

Frau B erzählt von einem solchen Fall in ihrem Bekanntenkreis: „Naja, find ich absolut nicht richtig, nur mit dem Blechtrottel, aber das ist heute die moderne Zeit. Von meiner Nichte der Mann der hat so einen Beruf, der nimmt sich die Arbeit mit nach Hause und sitz nur mehr vor dem Kastl. Was der alles hat, sein ganzes Zimmer ist mit Computern eingerichtet. Das ist für die Beziehung nicht gut.“ Ebenso kritisiert Frau H die Zunahme dieser Form der Kommunikation: „Das find ich ganz schlimm, weil ein Computer kann mir ja nicht mein vis a vie ersetzen. Wenn die nur mehr über den Computer kommunizieren, das find ich furchtbar.“ Herr J unterstreicht diese Ansicht: „Das finde ich sehr gefährlich. Führt meiner Ansicht nach zur Vereinsamung. Ich sehe da die Gefahr der Vereinsamung und man weiß ja nicht immer an wen man da gerät, also ist es auch in der Beziehung nicht immer ungefährlich.“

Schließlich betont Herr G einen weiteren Aspekt, der eng mit dem, im dritten Teil des Gespräches angesiedelten Themenbereich der Anonymität verbunden ist: „Das ist absolut abzulehnen. Das versteh ich nicht, das sind meist junge Leute, die sich abkapseln und mit jemandem kommunizieren, den sie wahrscheinlich noch nie kennengelernt haben. Irgendwelche Phantasiegeschichten, die nicht überprüfbar sind. Diese Art von Kommunikation lehne ich ab. Wenn ich einem Freund eine Mail schicke, ist das was anderes, den kenn ich ja persönlich. Da ist es besser aus seinen 4 Wänden rauszugehen. Die sitzen dann nur mehr zu Hause.“

8.4 Zusammenfassung: Themenblock 2

Zusammenfassend ergibt sich hinsichtlich des Zugangs der Generation 60 plus zu Computer und Internet folgendes Bild: Die befragten Personen verfügen zum größten Teil über die notwenige Infrastruktur, um an modernen Informations- und Kommunikationsprozessen teilnehmen zu können, wobei hier das Merkmal Geschlecht relativ stark ausgeprägt ist. Alle befragten Männer besitzen einen (eigenen) PC, während die befragten Frauen auf die Möglichkeit der Nutzung des „Familiencomputers“ zurückgreifen müssen. In den meisten Haushalten der Gesprächspartner haben Computer und Internet bereits vor einigen Jahren Einzug gehalten und kommen - sofern vorhanden - auch häufig zum Einsatz.

Jene Personen, die keinen Computer besitzen, nennen Kosten (Frau B), Zeit (Frau H, Frau C) oder Desinteresse (Frau C,) als Gründe für das Fehlen der technischen Infrastruktur.

Die ersten Begegnungen mit dem Computer sind bei den meisten Befragten noch während ihrer Berufsausübung zu Stande gekommen, dabei wird von positiven und negativen Erlebnissen berichtet. Auch wenn dabei technische Grundkenntnisse erworben werden konnten, stellen diese keinen Garant für eine Beschäftigung mit dem Computer nach dem Berufsaustritt dar. Hierbei stehen vor allem Interesse an modernen Technologien und freiwillige Zuwendung, aber auch das familiäre Umfeld im Vordergrund.

Der berufliche Zwang, sich mit dem Computer und dem Internet beschäftigen zu müssen führt zwar nicht automatisch zu einer späteren Ablehnung dieser Technologien, kann aber Resignation zur Folge haben, wenn er von negativen Erlebnissen im Umgang mit dem PC begleitet wird. Jene Personen, die bereits während des Berufsalltags den PC bzw. dessen Möglichkeiten zu schätzen gelernt haben, neigen eher dazu sich im fortgeschrittenen Alter, d.h. nach der Entberuflichung auch privat damit auseinanderzusetzen.

Erwachsene Kinder, die im gemeinsamen Haushalt leben, können sowohl bei der Erneuerung der technischen Infrastruktur, (PC, Internetanschluss), als auch bei der Einführung neuer Applikationen (Homepage, Skype) als bedeutender Faktor festgehalten werden und erweisen sich bei der Zuwendung älterer Menschen zu modernen Technologien als förderlich.

Die Vielzahl an Möglichkeiten, die das Internet bietet ist den meisten Befragten bekannt, allerdings stehen zum Einen Informationssuche und Kommunikation klar im Vordergrund des Interesses. Zum Anderen scheint die technische Sprache nicht zur Lebenswelt der Generation 60 plus zu gehören. Das heißt Wörter, die im Fachjargon verhaftet sind können Barrieren im Zugang bedeuten. Hier ist erneut auf die familiäre Situation der Generation 60 plus hinzuweisen. Wenn entsprechende Hilfestellung – verstanden als Übersetzungshilfe von der technischen Sprache in die Alltagssprache durch Familienmitglieder oder Freunde gewährleistet ist, sind ältere Menschen durchaus dazu bereit neue Informations- und Kommunkationstechnologien anzunehmen und deren Umgang zu erlernen.

So sehr die Kommunikation im Netz befürwortet wird, so ablehnend stehen die interviewten Personen jenen Menschen gegenüber, die den Kontakt zu anderen Personen im Wesentlichen auf die Online-Kommunikation reduzieren. Ebenso wie bei der Mobiltelefonie scheint die technische Infrastruktur, auch von den selbst ernannten „ technikfiten Personen“ beim Computer als nebensächlich empfunden zu werden. „Alles mit Maß und Ziel“, so der allgemeine Tenor der Gesprächspartner in dieser Untersuchung. Das individuelle Abwiegen der Kosten-Nutzen-Aspekte scheint demnach eine entscheidende Rolle zu spielen.

8.5 Probleme bei der Nutzung von Computer und Internet Skepsis und Berührungsängste?

Der Einstieg in den letzten Themenblock der Interviews erfolgt über die Frage, ob die Gesprächspartner schon einmal auf ebay etwas er- oder versteigert haben oder andere Dienste im Netz in Anspruch genommen haben, für welche sie extra bezahlen mussten. Hintergrund ist jener, dass so ein angemessener Einstieg zum Thema Datenschutz und Anonymität im Internet erfolgen kann. Es zeigt sich, dass mit Ausnahme von Herrn E (ebay hab ich noch nicht verwendet, aber Amazon. Da bestellte ich mir öfter Bücher.“) und Herrn J („Ja, also ersteigert. Selbst angeboten habe ich noch nichts.“) alle anderen Befragten noch keinen Kontakt zu solchen Plattformen hatten bzw. auch sonst keine Zusatzdienste in Anspruch nehmen. Dies wirft die Frage auf, ob Datenschutz-Gründe und Angst vor Datenklau als mögliche Ursache für die ablehnende Haltung zu nennen sind?

Wenn solche Applikationen herangezogen werden, etwa um Geräte zu er- oder versteigern, werden diese Aufgaben an Familienmitglieder delegiert und zeitliche Verzögerungen in Kauf genommen. Frau C meint: „Ich wäre interessiert an ebay, also ich find das toll. Ich hätte jetzt ein Solarium zu versteigern, aber ich kann das nicht, das muss mein Sohn für mich machen, aber der hat grad keine Zeit. Ich raunz schon seit einem Monat.“

Hinsichtlich der Begründung für den Nicht-Einsatz solcher Anwendungen soll zunächst erneut Frau A herangezogen werden, da sie mit ihrer Antwort diese Vermutung bereits anklingen lässt: Ich kenn mich auch nicht aus muss ich sagen, ich hab´s einmal probiert etwas anzubieten, hab mir gedacht das ist doch zu blöd, dass musst du doch auch zusammenbringen ,aber es war mir zu kompliziert und dann eben, ja wer weiß was das auslöst, wenn ich da jetzt anklicke „JA“, muss ich dann was zahlen, bin ich dann in irgendeiner Bindung drinnen oder in einem Vertrag, oder so, ja das kann ich einfach nicht einschätzen, da merk ich das eher besorgte Verhalten. Und was kostet das und was bedeutet das und so weiter. Was könnte das auslösen? Während die Kinder meinen, ja da klick ich das an und das muss ich ausfüllen und dann geht das weiter und so…“

Neben den Handhabungsproblemen, die offensichtlich zu erkennen sind, steht die Angst vor einem ungewünschten Vertragsabschluss klar im Vordergrund. Daher werden die Gesprächspartner im nächsten Schritt zu ihrer persönlichen Einstellung zu Datenschutz, Anonymität und Sicherheit im Internet befragt. Dabei ist die Tendenz zu erkennen, eher skeptisch zu agieren und in Zweifelsfällen lieber auf bestimmte Dienste zu verzichten, als zu viele persönliche Daten Preis zu geben. Anonymität gibt es im Internet nicht, so die Meinung der meisten Befragten, selbst dann wenn sie keine Erfahrung mit Computer und Internet haben.

Frau F, die das Internet nicht nutzt, erläutert: „Was man hört, passiert das immer wieder, das persönliche Dinge im Internet verbreitet werden. Das ist nicht sicher, ich würde keine Daten von mir bekanntgeben. Und Herr G führt seine Berührungsängste

auf zu wenig Information zu diesem Thema zurück: „Da bin ich sehr, sehr vorsichtig, vor dem habe ich natürlich Berührungsängste, so vor Internetbanking, da habe ich Angst, da geh ich lieber zur Bank. Handyparken wird eines der nächsten Dinge, die ich vorhabe, finde ich sehr praktisch. Ich fühle mich im Netz nicht unbedingt sicher. Ich bin aber selbst schuld, dass ich mich nicht besser informiere, Da gibt es Dinge, die man nicht genau versteht und dadurch wird man natürlich unsicher. Und über diese Dinge müsste man sich selbst informieren. Das tu ich nicht und daher bin ich sehr unsicher, obwohl ich bis jetzt noch keine schlechten Erfahrungen gemacht habe. Aber wenn mir was nicht ganz klar ist, dann brech ich lieber ab, da bin ich sehr skeptisch. Da verzichte ich lieber auf was, bevor ich da Probleme bekomme. Spezielle bei Bankdaten. Man hört ja immer wieder von Leuten, die zu unvorsichtig sind und dann ist plötzlich das Konto leer geräumt.“

Abgesehen von Herrn E: („Anonymität und Datenschutz ist eigentlich für mich gar kein Thema. Das halte ich für total übertrieben“) zeichnet sich neben der Sorge um einen ungewollten Vertragsabschluss und der Angst vor Datenklau, besonders hinsichtlich vertraulicher Bankdaten eine weitere Tendenz ab, die Frau H anklingen lässt: Ich weiß schon, dass es da auch bei der Wohnungssuche Seiten gibt, wo man seine Daten eingeben muss, also sich registrieren muss. Aber da bin ich schon mal sehr skeptisch und vorsichtig. Ich glaub schon dass man einigermaßen sicher ist, wenn man sich so drinnen bewegt, dass man nichts von sich Preis gibt. Für mich ist nur schlimm wenn ich sehe was junge Leute da alles von sich reinstellen, die persönlichsten Dinge. Das ist für mich furchtbar. Fallweise hör ich da was junge Leute alles eingeben, von der Größe und alles und Bilder vom Urlaub und von dort und alles, das find ich grauslich. Netbanking, das brauch ich nicht, was hab ich schon viel an Zahlungen. ich hab meine Bankomatkarte und das reicht, solche Transaktionen hab ich nicht, das würd ich nicht machen das Netbanking.“

Es wird also zum Einen bewusst auf bestimmte Applikationen verzichtet, deren Sicherheit angezweifelt wird und dies mit der Standard-Antwort „das brauch ich nicht“ begründet. Zum Anderen wird der zu lockere Umgang junger Menschen mit ihren privaten Daten und der damit verbundene Selbstpräsentation kritisiert. Auch bei vorsichtiger Handhabung sind sich die Befragten (Ausnahme Herr E) einig, dass es Anonymität im Internet nicht geben kann. Herr J fasst zusammen: „Anonymität gibt es nicht im Netz! Ich habe in den letzten zehn Jahren vielleicht fünf mal persönliche Daten Preis gegeben, indem ich Sachen erworben habe. Angreifbar ist man auf jeden Fall. Ich habe keine Bedenken gehabt, aber man ist angreifbar. Wer glaubt, dass er im Internet anonym ist, der irrt.“

Auch wenn keine interviewte Person von negativen Erfahrungen hinsichtlich der Bekanntgabe von privaten Daten im Internet berichten kann, ist Skepsis klar auszumachen. Es lässt sich sogar heraushören, dass diese „gesunde Vorsicht“ als Grund für das Fehlen negativer Erfahrungswerte gesehen wird. Bei der Frage, ob für die Sicherheit im Netz, seitens der Anbieter genügend getan wird, reicht das Spektrum der Antworten von „weiß ich nicht“, oder „kann ich nicht beurteilen“ (Frau B, Frau H) bis

zu „ich denke schon“ und „natürlich versuchen die alles um das Internet sicher zu machen“(Herr I, Herr E). Herr J sieht Probleme, die sich aus datenschutzrechtlichen Verletzungen ergeben, eher auf der Anwenderseite begründet: „Die Schuld liegt nicht beim Anbieter, sondern beim User, also durch Handhabungsfehler und Gutgläubigkeit“

Gerade bei der Durchführung von Online-Bankgeschäften sind alle befragten Personen besonders skeptisch. Der hohe Komfort dieser Applikation kann aber dazu führen, dass sich mancher Gesprächspartner doch dazu überwindet, diese Hürde zu nehmen und netbanking verwendet.

Frau A schildert ihre Erfahrungen folgendermaßen: „Wenn´s wer drauf anlegt über den anderen was zu erfahren und zu wissen, dann glaub ich nicht dass man das schafft sich zu schützen. Anonymität wär schön – ja - aber ich glaub´s nicht. Ich glaube auch nicht, dass man die Daten wirklich schützen kann, Wenn´s jemand drauf anlegt .… Der Techniker, der diesen Schutzwall aufbaut weiß auch immer wie man den niederreißt, oder einer der auf demselben Level in der Technik ist. Ja, wenn man z.B. ein Hotel bucht gibt man ja ständig Daten frei. Netbanking mach ich schon. Sicher, da hab ich da genauso Zweifel. Ich habe eh immer Bauchweh, aber ich mach´s trotzdem. Das ist sicher der Reiz modern zu sein, natürlich auch eine gewisse Bequemlichkeit, man baucht nicht dort hin gehen und dann sagt der Bankbeamte, „na haben sie kein netbanking?“ – ja, das ist sicherlich der soziale Druck?“

Herr J sieht solchen „seriösen“ Transaktionen eher gelassen entgegen: „Bankgeschäfte werden übers Internet getätigt, da hab ich keine Sorgen, das ist eine seriöse Bank, da hab ich keine Angst. Man kann aber nicht verhindern, dass man Daten miteinander verknüpft. Wenn man über Online Versand kauft, dann sind die heute so durch Zusatzmechanismen geschützt, so dass das glaub ich geht. Anonym ist aber sicher keiner.“

Ein weiterer zentraler Punkt in Bezug auf mögliche Probleme bei der Nutzung von Computer und Internet der Generation 60 plus ist die zur Verfügung stehende Hilfestellung. Wenn ältere Menschen unsicher sind und Probleme im Umgang mit solchen Technologien auftreten, zeigt sich, dass erneut die Familie als erster Ansprechpartner fungiert. Mit Ausnahme von Herrn E, der sie lieber „ an einen Spezialisten wendet“ geben alle Befragten an zunächst den Kontakt zu Familienmitgliedern aufzusuchen und diese um Hilfe zu bitten. Ähnlich wie bei auftretenden Problemen mit dem Mobiltelefon, werden hier bevorzugt männliche Helfer herangezogen. Selbst im Internet nach dem Problem zu recherchieren scheint keine angemessene Möglichkeit zur Lösung zu sein. Während ein Großteil der Interviewten angibt, diesen Weg von vornherein auszuschließen, erklären Frau A und Herr G und Herr J, dass sie sich zwar damit beschäftigen und etwa in Foren nach einer entsprechenden Problemlösung suchen, aber meist nicht den gewünschten Erfolg mit sich bringen. Herr G, der eigentlich „sehr oft in verschiedenen Foren nach Informationen sucht“ und diese Informationsquelle schätzt „das war sicherlich einer der Mitgründe, warum ich mir den Internetanschluss zugelegt habe“, kann mit der „technischen Sprache in diesen Foren“ wenig anfangen bzw. „tut sich schwer das

Problem entsprechend zu formulieren." Als einfacherer Weg erweist sich hier der Gang zum Schwiegersohn. Herr J, der ebenfalls gerne nach bestimmten Informationen in Foren stöbert kritisiert die Flut an Falschinformationen: „Ich habe die eine oder andere Internetadresse gespeichert, die sich mit geschichtlichen Themen beschäftigt, wenn sich diese Themen dann vielleicht noch mit Frankreich beschäftigen, was auch ein Hobby von mir ist, dann such ich mir dort in den Foren bestimmte Informationen raus. Aber Computerprobleme, sofern wirklich mal welche auftreten, da recherchiere ich nicht in solchen Foren. Eventuell noch bei Wikipedia, um bestimmte technische Begriffe nachzulesen. Mir ist aber schon bewusst dass das nicht immer eine sichere Quelle ist, da kann schließlich jeder x-beliebige Dinge veröffentlichen."

Herr E ergänzt: „Eher weniger, mit den Foren hab ich noch keine guten Erfahrungen gemacht, dass ist meistens Geschwafel was da drinnen steht." Herr D hat zwar keine Erfahrungen mit Foren, erzählt aber von seinen Versuchen, Probleme selbstständig mittels der, meist in den Programmen integrierten Hilfefunktion zu berichten: „Es gibt da oft so eine Hilfetaste, aber das ist dann auch alles so schwierig beschrieben. Dieser Fachjargon ist das was mich stört und da sehe ich das Problem. Das ist für mich keine Hilfestellung. Die sollen einfach hinschreiben drücke Knopf xy und dann den und so. Da wende ich mich lieber an meinen Sohn, oder dessen Freund, bevor ich mich da durchkämpfe und dann erst scheitere."

Es lässt sich demnach festhalten, dass eine selbständige Problemlösung einerseits durch Zuhilfenahme von Handbüchern und Bedienungsanleitungen und andererseits durch selbstständiges Recherchieren im Internet oder an Hand der Hilfefunktion in den Programmen, keine wesentliche Rolle spielt. Persönliche Beratung durch Familienmitglieder und Bekannte steht klar über diesen Lösungsansätzen, wenn gleich letztgenannte Hilfestellung, sofern es nicht die eigenen im Haushalt lebenden Kinder betrifft, in den seltensten Fällen sofort verfügbar ist.

Dieser Umstand wird aber offensichtlich von allen Befragten in Kauf genommen. Auch hier zeigt sich, dass der Faktor Zeit bei der Generation 60 plus eine untergeordnete Rolle spielt, obwohl einige interviewte Personen angeben auch in der Pension „im Stress zu sein." (Herr J) oder „eh genug beschäftigt zu sein." (Frau C). Jedoch wird der Faktor Zeit meist dann genannt, wenn Desinteresse an einer bestimmten Technologie herauszuhören ist. Soll heißen: Dort wo persönliches Interesse gegeben ist, wird auch der erforderliche Zeitaufwand akzeptiert.

Im nächsten Teil der Gespräche soll näher auf die Generation 60 plus eingegangen werden und das Selbst- und Fremdbild älterer Leute im Zusammenhang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien analysiert werden. Dabei wird die Frage gestellt, wie die Befragten ihre Generation im Umgang mit dem Computer und dem Internet sehen. Die erhaltenen Antworten können grundsätzlich auf zwei Bereiche zugeordnet werden.

Auf der einen Seite geben Frau B, Frau C, Frau F und Herr I an, dass das Alter eine große Rolle bei der Annäherung und dem Umgang mit solchen Technologien spielt.

Auf der anderen Seite sehen Frau A, Herr D, Herr E, Herr G, Frau H und Herr J keinen Zusammenhang zwischen Computer und Internethandhabung und dem Merkmal Alter. Daraus lässt sich folgendes ableiten. Auch wenn zwischen den beiden Gruppen zahlenmäßig nur ein geringer Unterschied ausmachbar ist, wird das Alter als hinderlicher Aspekt bei der Annäherung mit Ausnahme von Herrn G von solchen Personen gesehen, die selbst Probleme dabei haben bzw. sich überhaupt nicht damit beschäftigen. Auch Herr G relativiert im Laufe seiner Antwort die Altersfrage wenn er meint: „Alter spielt allgemein gesehen eine große Rolle. Ich glaube, dass ein Großteil in meinem Alter scheitert, weil sie der Meinung sind ich brauch das nicht mehr. Was a bissl brutal gesagt natürlich auch mit dem geistigen Zustand zu tun hat. Wenn sich´s wer 10 mal erklären lässt und er versteht es immer noch nicht wird er sagen das brauch ich nicht. Je weiter man jenseits der 60 ist, desto schwieriger wird es. Das hängt auch stark davon ab, ob man es zu Berufszeiten nutzen musste, denke ich“

Damit spricht er sich zwar zunächst für einen Zusammenhang zwischen Alter und Umgang mit Technologien aus, betont aber später den geistigen Zustand der Person, der ausschlaggebend für eine (erfolgreiche) Beschäftigung mit Computer und Internet ist, Selbst Frau B, die keine persönlichen Erfahrungen mit dem Computer gemacht hat gesteht manchen älteren Menschen solche Fähigkeiten zu: „Naja, die älteren Leute, die haben Scheu vorm Computer. Die kennen sich nicht aus, es gibt nur wenige die sich da auskennen. Die haben zu wenig Interesse und vielleicht auch Geldmangel. Die sagen dann: Das brauch ich eh nicht. Ich glaub ab einem gewissen Alter schaut sich das keiner mehr an. Aber es ist nicht jeder gleich, es gibt schon auch ältere Leute, die sich dafür interessieren, aber nur sehr wenige tun sich das im Alter noch an.“

Frau C dagegen ist sich sicher, dass das Merkmal Alter negative Konsequenzen für den Umgang mit Technologien mit sich zieht: „Ich glaub heute ist es ohne Internet gar nicht mehr möglich, außer bei den älteren Leuten, die haben schon andere Interessen als die Jungen. Wir sind noch im alten Stil, was aber genau so klappt, wie beim neuen Stil. Die meinige Generation interessiert sich nicht mehr dafür, es gibt schon sicher auch welche die sich interessieren, aber das ist ein sehr kleiner Teil. Das Alter ist da das um und auf bei solchen Sachen.“ Ähnlich auch die Meinung von Frau F: „Ältere Leute tun sich sicher schwerer als junge. Es gibt sicher welche, so wie meinen Mann, die sich da gut auskennen, aber die meisten wollen mit dem nichts mehr zu tun haben. Die haben andere Interessen. Das ist so, wenn man was im Alter lernt, tut man sich schwerer, das ist Fakt. Ich frag mich selbst auch: Wozu ist das alles notwendig? Ich treff mich lieber mit Freunden und setz mich in den Garten und koch was Gutes zum Essen.

Im Gegensatz dazu betont Frau H die die Heterogenität ihrer Generation und unterstreicht die Schwierigkeit einer Verallgemeinerung der Generation 60 plus: „Alt ist man erst wenn man nicht mehr am Leben teilhaben kann, wenn einen nichts mehr interessiert. Das kann man nicht am Alter festmachen. Es gibt sicher Leute, die mit 80 oder 85 noch fest im Internet surfen und dann gibt's welche mit 50, die gar nichts mehr interessiert. Alter mit Lebensjahren in Verbindung bringen ist schwierig. Ich glaube die

Jugend wird damit groß, in der Schule. Unsere Generation muss sagen das möchte ich erlernen, erst dann funktioniert es. Das Interesse ist ausschlaggebend. Wenn man will kann man mit 75 auch noch anfangen. Wenn man sich nicht interessiert, ist es egal, da gibt es sicher auch 40-Jährige die das nicht wollen."

Herr J greift den darin bereits angeklungenen Punkt der Interessenlage auf und spricht sich für unterschiedliche Interessen der Altersgruppen aus, während der allgemeine Zugang zu Computer und Internet nicht altersabhängig ist: „Ich glaube man kann das nicht auf Altersgruppierungen aufhängen. Ich nehme mal an, dass meine Tochter zB mehr mit Filmdownloads und Musikdownloads zu tun hat, als ich, aber das ist einfach eine unterschiedliche Interessenslage. Aber generell würd ich das nicht am Alter festmachen. Wenn der Anbieter von Haus aus eine ordentliche Anleitung mitliefert, dann gibt es im Normalfall kein Problem. Bis auf die Einrichtung meines Email-Accounts hat alles immer gut funktioniert. Ich wollte das über Outlook einrichten und das ging nicht. Dann hat sich ein Mitarbeiter mit mir eine 3/4 Stunde an einem Samstag beschäftigt und wir haben das gemeinsam hinbekommen, dann hat es funktioniert. Das ist aber nicht in der Bedienungsanleitung gestanden, sonst wäre ich selbst darauf gekommen. Im Normallfall sollte man keine Probleme haben. Am Alter lag´s also nicht [lacht]."

Herr D sieht den Umgang ebenfalls unabhängig von der Anzahl der Lebensjahre, hebt aber den Lerncharakter in solchen Situationen hervor. Dabei merkt er an, dass bei Lernprozessen im Alter höherer Zeitaufwand erforderlich ist: Ich würd das nicht prinzipiell am Alter festmachen. Ich bin aber schon davon überzeugt, dass der Lernprozess bei jungen Menschen schneller geht. Ich kenne Freunde in meinem Alter, die wirkliche Technik-Freaks sind und immer das Neueste haben müssen und dann kenn ich welche, die gar nichts mit dem Computer anfangen können, die das gar nicht interessiert."

Darauf aufbauend werden die Gesprächspartner nach der Gefahr der Wissenskluft gefragt, sprich ob ihrer Meinung nach ein Graben zwischen den Internetnutzern und den Nichtnutzern entsteht. Erwartungsgemäß fallen die erhaltenen Antworten sehr unterschiedlich aus. Ein Teil der Befragten sieht diese Gefahr sehr stark gegeben: Frau B: „Ja, ich glaub schon dass die [Nutzer, Anm.] im Vorteil sind. Die können über einen anderen Menschen alles erfahren. Wenn du kein Internet hast, hast du einen Nachteil. Herr J: „Wahrscheinlich schon. Wenn der Zeitpunkt erreicht ist, wo jeder Internet hat, gibt's das Problem sicher nicht mehr, aber das dauert noch eine Zeit, auch in zivilisierten Ländern. Man hat bis dahin mit dem Internet und den Informationsmöglichkeiten einen gewissen Wissensvorsprung."

Diesen Charakter des sich-selbst-lösenden-Problems spricht auch Herr G an und betont erneut, dass ältere Menschen nicht mehr gezwungen werden sich mit solchen Technologien auseinanderzusetzen, während jüngere Personen diese Wahl nicht selbst treffen können: „Naja, Wissenskluft wird sicher entstehen. Die Schere wird immer weiter auseinanderklaffen, weil es ist eine Tatsache, dass das Medium immer mehr und mehr genutzt werden wird. Als jüngerer kann man sich sowieso nicht davor

verschließen. Das ist sicher eine Alterssache. Die Jungen haben keine Berührungsängste, das ist so wie zu meiner Zeit vielleicht ein Kopiergerät. Die Nichtnutzer werden immer weniger, davon bin ich überzeugt. Die Gruppe die jenseits der 50, die können vielleicht noch darauf verzichten, aber diese Leute werden immer weniger. Das Problem löst sich dann irgendwann auf natürliche Weise."

Andere Gesprächspartner schätzen die Situation nicht ganz so drastische ein. So antwortet Frau H: „Das kann schon sein, dass da eine Wissenskluft entsteht, ob das wirklich ein Graben ist, weiß ich nicht. Das klingt ein bisserl übertrieben."

Herr E möchte die Wissenskluft nicht auf den technischen Fortschritt reduziert wissen, sondern spricht von einer Wissenskluft, die auf Unterschieden in der Bildung der Menschen fußt: Graben glaub ich nicht. Die dies halt nicht haben, die haben halt ein Mittel weniger zur Verfügung. Aber ich glaub, dass einer der das Internet nicht nutzt der nutzt die anderen Medien auch nicht. Also ich denke nicht dass die Wissenskluft dadurch entsteht, es gibt eher die Klüfte in der Bildung und bei den persönlichen Möglichkeiten und wer sie hat und erkennt, der wird das Nutzen und wer die Schwelle nicht überschreitet, der liest vielleicht auch die Kronenzeitung." Im Gegensatz dazu spricht sich Herr I für die Möglichkeit aus, Informationen über andere Quellen heranzuziehen: „Die Leute, die das [Internet, Anm.] nicht nutzten wollen, oder können, besorgen sich die Informationen vielleicht auf einem anderen Weg? Aber sicher geht das übers Internet schneller, da ist man unabhängiger bei der Suche"

Eine eindeutige Meinung ist demnach nicht ausmachbar. Ebenso wenig kann ein Bezug zwischen soziodemographischen Daten der Befragten, wie Bildung oder Geschlecht festgestellt werden.

Schließlich wird im letzten Teil der Gespräche speziell auf mögliche Ängste älterer Menschen Bezug genommen und die interviewten Personen werden gefragt, ob sie zum Einen Ängste von Menschen im fortgeschrittenen Alter vor neuen Technologien sehen und zum Anderen vielleicht bei sich selbst bemerken? Dabei zeigt sich, dass bis auf Frau B, die solche Ängste auf das Altersmerkmal zurückführt, und Herrn G, der sie in „mangelndem technischen Basiswissen" begründet sieht, „das automatisch zu einer Überforderung der alten Menschen führt", alle anderen Befragten weder bei sich selbst, noch bei anderen Personen ihres Alters Berührungsängste wahrnehmen.

Frau A unterstreicht eher das im Alter stärker ausgeprägten Kosten-Nutzen-Kalkül: „Angst ist glaub ich eher, Wenn dann eher dass man sich fragt: Hab ich jetzt Geld für etwas ausgegeben, mit dem ich mich jetzt nicht auskenne. Da hätte ich mir was anderes besser leisten können, brauch ich das wirklich? Und die viele Information die einfach da ist zB schon am Schirm und das muss ma erst lernen, wo schaut man hin und worauf muss man achten, den richtigen Blick dafür zu bekommen. Die Angst - ich überschau das nicht, oder ich druck das falsche Knopferl und dann ist alles weg. Aber diese Ängste kann man überwinden. Am besten durch ausprobieren, man muss Vertrauen gewinnen. Also vertrauen zu sich selbst, dem Computer kann man ja nicht vertrauen."

Frau F sieht ebenfalls keine Ängste, hebt aber die Interessenlage in den Vordergrund: „Dass das Ängste sind, würd ich nicht sagen, das kommt drauf an, ob es mich interessiert, oder nicht interessiert. Angst dass ich was falsch machen kann, ja vielleicht, aber ich will das gar nicht verstehen. Mir reichen schon die Streitereien mit meinem Mann wegen diesem Kastl. Aber vorsichtiger sind die alten Leute schon."

Herr E fasst diesen allgemeinen Tenor treffend zusammen wenn er antwortet: „Ich weiß nicht ob das Ängste sind, Skepsis würd ich eher sagen, ja. Ich mein Dinge die man nicht kennt und von denen man nichts weiß, denen steht man skeptisch bis ängstlich gegenüber das ist ganz egal was das ist. Wenn man ein Tier nicht kennt, ist man auch skeptisch."

Ebenso deutlich, wie beim Negieren von Berührungsängsten fallen die Bemerkungen auf die letzte, provokant und überspitzt formulierte Behauptung des Interviewers aus, dass „Technik nur etwas für junge Leute sei!?" Keine der befragten Personen würde diese Aussage unterschreiben, egal ob sie selbst mit modernen Technologien Erfahrungen sammeln konnten oder nicht und unabhängig von den zuvor diskutierten Berührungsängsten. Frau B meint etwa: „Nein, das würd ich gar nicht sagen. Es kommt auf jeden Menschen selbst an, nicht jeder ist gleich. Auch manche ältere interessieren sich noch für Technik." Herr J sieht Chancen durch den Technikeinsatz für alle Generationen: „Technik ist in verschiedenartigem Ausmaß für jeden etwas, es wird nicht jeder ein Diplomingenieur für Nachrichtentechnik werden, weder wenn er 20 ist, noch wenn er 65 ist. Aber generell ist Technik nicht nur was für junge Leute. Ich fühle mich auch nicht benachteiligt gegenüber jüngeren Menschen. Ich mache mir gelegentlich den Vorwurf, dass ich mich nicht noch früher und intensiver dafür interessiert habe, aber das ist ein persönlicher Vorwurf."

Noch deutlicher bringt Herr E seinen Unmut über die vom Interviewer getätigte Aussage zum Ausdruck und fühlt sich dabei schon fast persönlich angegriffen: „Das ist völliger Quatsch, ich fühl mich gar nicht benachteiligt, eher im Gegenteil, man hat ja mehr Erfahrung als so mancher Junger, der diese Erfahrungen nicht hat. Vor allem, wenn man im Beruf schon mit dem Computer zu tun gehabt hat. Ich hab da keine Berührungsängste ich probiere auch gerne neue Sachen aus. Im Gegensatz zu meiner Frau, die grundsätzlich jede Technik verabscheut. Diese Aussage ist ein Blödsinn!"

8.6 Zusammenfassung Themenblock 3

Zusammengefasst kann festgehalten werden, dass die Generation 60 Plus bestimmte Applikationen im Internet meidet, wenn sie sich in ihrem technisches Verständnis überfordert fühlt. Das heißt, bevor sie spezielle Dienste einfach ausprobieren und dadurch Datenschutzverletzungen in Kauf nehmen, lassen sie lieber die Finger von der Tastatur. Persönliche, sprich private Daten nehmen einen hohen Stellenwert ein und werden ungern aufs Spiel gesetzt. Davon sind vor allem Bankgeschäfte betroffen, die von einem Großteil der Gesprächspartner entweder gar nicht, oder nur mit „Bauchweh" über das Internet getätigt werden. Ebenso ist es für viele unverständlich freiwillig im

Internet persönliche Daten bekannt zu geben. Dies zeigt sich unter anderem darin, dass eher solche Angebote im Internet herangezogen werden, die eine keine persönliche Registrierung voraussetzen.

Anonymität ist ebenfalls ein Thema. Nachdem keiner der Befragten davon aus geht, dass er sich anonym im Internet bewegen kann, ist entsprechende Vorsicht vorherrschend. Wenn Probleme im Umgang mit dem Computer und dem Internet auftreten, werden ähnlich wie bei anderen Technologien in erster Linie Familienmitglieder und hier bevorzugt Männer aufgesucht und um Hilfe gebeten. Selbstständige Problemlösungsversuch, z.B. durch Zuhilfenahme von Handbüchern oder Internetforen werden nur von jenen Personen in Angriff genommen, die überdurchschnittliche Computerkenntnisse aufweisen. Der Rest der Befragten wendet sich an persönliche Helfer und nimmt dabei auch entsprechende zeitliche Verzögerungen in Kauf.

Werden ältere Menschen nach möglichen Ängsten im Umgang mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien befragt, so können diese nicht bestätigt werden. Möglicherweise ist das auf die negativ behaftete Begrifflichkeit zurückzuführen. Soll heißen während Ängste eher negiert werden, da das Wort Angst im umgangssprachlichen Gebrauch negativ besetzt ist, wird im Gegenzug Skepsis als positiv eingestuft und im Sinne eines „natürlichen Hausverstandes“ gesehen, der dementsprechende Akzeptanz erfährt und positiv bewertet wird.

Dadurch wird verständlich, dass die Generation 60 plus keine Berührungsängste bei der Annäherung an moderne Technologien aufweist, bzw. Probleme nicht auf solche Ängste zurückführt. Es hat sich jedoch gezeigt, dass der allgemeine Zugang vorsichtig – im Sinne von zurückhaltend - erfolgt und der Kosten-Nutzen-Aspekt individuell abgewogen wird, ehe sie sich einer neuen Informations- und Kommunikationstechnologie widmen. Dass das Altersmerkmal als mögliches Hindernis bei allen interviewten Personen ausgeschlossen wird ist insofern überraschend, als dass es bei auftretenden Problemen gerne vorgeschoben wird. Generell scheint es aber keine bedeutende Rolle bei der Annäherung zu spielen.

Im Gegensatz dazu steht das persönliche Interesse bzw. Desinteresse an modernen Technologien, das sowohl im positiven, als auch im negativen Sinn entscheidenden Charakter hinsichtlich der Zuwendung zu Computer und Internet aufweist und auch von den Betroffenen selbst als solches erkannt und erlebt wird.

9 Zusammenfassung, Hypothesenprüfung und Ausblick

Im Folgenden sollen die eingangs formulierten Hypothesen erneut aufgegriffen werden und mit Blick auf die gewonnenen Untersuchungsergebnisse analysiert, d.h. verifiziert bzw. falsifiziert werden.

- Bei der Generation 60 plus gibt es eine Vielzahl von Kommunikationsblockaden hinsichtlich moderner Informationstechnologien und deren Nutzung. Diese äußern sich vor allem in Ablehnung und Skepsis gegenüber modernen Technologien.

In dieser Untersuchung können keine allgemein auftretenden Kommunikationsblockaden der Generation 60 plus festgestellt werden. Es handel sich um eine sehr heterogene Gesellschaftsgruppe, die auf Grund verschiedenster sozialer Faktoren und individueller Interessensausprägungen unterschiedliche Zugänge zu modernen Technologien aufweist. Eine allgemein gültige Aussage bezüglich einer ablehnenden Haltung älterer Menschen hinsichtlich moderner Informations- und Kommunikationstechnologien kann daher nicht getroffen werden. In einzelnen Fällen können Kommunikationsblockaden ausfindig gemacht werden, die zum Einen auf mangelndes technisches Grundwissen zurückzuführen sind und zum Anderen oft mit negativen Erfahrungswerten gekoppelt sind. Solche Barrieren werden von den Betroffenen jedoch meist nicht als solche empfunden und ihre ablehnende Haltung gegenüber modernen Technologien häufig mit Desinteresse begründet. Andererseits gibt es innerhalb der Generation 60 plus Personen, deren Technikverständnis überdurchschnittlich hoch ist und in Verbindung mit Interesse an moderner Technik zu ausgeprägtem Fachwissen führen können. Die Hypothese ist damit klar zu widerlegen.

- Die Berührungsängste gegenüber neuen Applikationen im Internet sind bei Personen über dem 60. Lebensjahr, die diese Informationstechnologie im Berufsalltag nutzen/genutzt haben, weniger stark ausgeprägt, als bei anderen.

Ein direkter Zusammenhang zwischen Berufsausübung mit bzw. ohne Computer und späterer Ablehnung und Skepsis ist nicht erkennbar. Es zeigt sich jedoch, dass grundlegende Computerkenntnisse, sofern sie im Berufsleben erworben werden können, einer späteren privaten Zuwendung zu modernen Technologien förderlich sind. Das heißt aber nicht automatisch, dass diese Fertigkeiten über Interesse und Motivation zu stellen sind. Im Gegenteil: Selbst jene untersuchten Personen, die während ihres Berufsalltags kaum mit Computern in Kontakt gekommen sind, aber privates Interesse bekundet haben, können unproblematischere Zugänge aufweisen als jene die den PC in der Arbeitswelt verwenden mußten und diesen immer als Zwang verstanden haben.

- Menschen über dem 60. Lebensjahr, die (erwachsene) Kinder haben, zeigen weniger Skepsis gegenüber dem Internet als kinderlose Menschen in dieser Altersgruppe. Dabei werden bei auftretenden Problemen in erster Linie die Kinder zur Hilfestellung bei der Problemlösung herangezogen.

In der vorliegenden Untersuchung ist eine solche Tendenz klar erkennbar. Jene befragten Personen der Generation 60 plus, die (erwachsene) Kinder haben und entweder engen Kontakt zu diesen pflegen, und/oder mit ihnen einen gemeinsamen Haushalt teilen, scheinen einen offeneren Zugang zu Computer und Internet anzugeben, als jene, die entweder keine Kinder haben, oder nicht in so engem Kontakt zu jenen stehen. Generell kann festgehalten werden dass Familie, Bekannte und Freunde als zentraler Dreh- und Angelpunkt für moderne Technologien gesehen werden können, wobei erstgenannten die bedeutendste Position zugeschrieben werden muß. Gerade bei Personen, die noch Kinder im gemeinsamen Haushalt aufweisen, führt das gemeinsame Zusammenleben dazu,

- dass häufiger neue Geräte in den Haushalt integriert werden, die dann
- von bei allen Familienmitgliedern auf Interesse stoßen, d.h. Thema sind und
- auch bei der Generation 60 plus eher Bedeutung erlangen, als in kinderlosen Haushalten.
- Darüber hinaus werden (erwachsene) Kinder häufig bei der Problemlösung von ihren Eltern um Hilfe gebeten und
- dienen diesen auch als Übersetzer von technischen Ausdrücken die im Fachjargon verhaftet sind.

Das Wort Skepsis scheint dennoch in diesem Zusammenhang unangebracht zu sein und sollte durch, Scheu oder Scham ersetzt werden, damit diese Hypothese ihre Gültigkeit behaupten kann. Ein Unterschied hinsichtlich des Grades der Skepsis-Ausprägung zwischen Personen mit Kindern und jenen ohne Kinder kann nicht festgehalten werden.
Skepsis ist bei allen befragten Personen in dieser Untersuchung auszumachen und wird von den Gesprächspartnern als gesunder Menschenverstand interpretiert, der im Gegensatz zu Berührungsängsten nicht negativ behaftet ist.

- Personen der Generation 60 plus, die in Haushalten leben, in denen es vor Einführung des Internets bereits einen Computer gab, sind auch diesem Informationskanal gegenüber aufgeschlossener. Ebenso sind Personen, die sich relativ früh ein Mobiltelefon zugelegt haben, offener gegenüber bestimmten Internetapplikationen
-

Diese Hypothese muß falsifiziert werden. Obwohl erkennbar ist, dass ein Zusammenhang zwischen Vorhandensein eines Computers und privatem Interesse an modernen Technologien besteht, kann diese Aussage nicht in dieser Form stehen gelassen werden. Zum Einen reicht das bloße Vorhandensein eins Computers im

Haushalt nicht aus um Aussagen über dessen Nutzung treffen zu können, zum Anderen hat die Untersuchung gezeigt, dass Personen, die relativ früh ein Mobiltelefon erworben haben, nicht unbedingt an Computer und Internet interessiert sind. Eine unterschiedliche Interessenslage ist auch hier erkennbar. Darüber hinaus zeigt die Untersuchung, dass die Befragten kaum zwischen Computer und Internet differenzieren. Die Anschaffung eines Computers ohne Kombination mit einem Internetzugang ist für keinen der Befragten, die noch nicht über diese Infrastruktur verfügen, vorstellbar. Das bedeutet diese Technologie wird auch von den älteren Menschen als selbstverständlich erachtet.

- Personen der Generation 60 plus mit höherem Bildungsgrad haben weniger Berührungsängste im Umgang mit modernen Kommunikationstechnologien als weniger gebildete Gleichaltrige.

In dieser Untersuchung kann kein direkter Zusammenhang zwischen Bildungsgrad und Umgang mit modernen Kommunikationstechnologien festgehalten werden. Die Tendenz ist zwar in diese Richtung weisend, soll heißen jene Personen die sich als besonders technikfit herausstellen, weisen einen formal höheren Bildungsgrad auf. Für genauere Aussagen zu diesen soziodemographischen Zusammenhängen scheint die untersuchte Gruppe jedoch zu klein zu sein.

- „Nicht-Nutzer" wissen um die Vorteile moderner Kommunikationstechnologien Bescheid bzw. kennen die Vorteile des Internets, scheitern aber oft am technischen Grundlagenverständnis.

Diese Hypothese kann grundsätzlich verifiziert werden. Das Internet ist auch für ältere Menschen in Österreich keine neue Technologie mehr. Selbst jene Probanden, die keine persönlichen Erfahrungen mit dem Computer und dem Internet haben, kennen die Vorteile dieser Technologien genau und wissen um diese Bescheid. Wenn sie nicht über das erforderliche Grundwissen verfügen, bedeutet dies, dass sie Zeit investieren müssen, um die notwendigen Fertigkeiten zu erwerben. In diesen Fällen tritt wiederum das individuelle Kosten-Nutzen-Modell in Kraft, bei dem Vorteile und Nachteile abgewogen werden und je nach Übergewicht eine zuwendende, oder ablehnende Haltung erfolgt.

- Personen der Generation 60 plus mit ausgeprägtem, gesellschaftlichem Kontaktverhalten stehen neuen Kommunikationstechnologien offener gegenüber und nutzen diese auch vermehrt als Kontaktmöglichkeit, als Personen der gleichen Altersgruppe, die weniger gesellschaftliche Kontakte pflegen.

In dieser Untersuchung können keine Aussagen über mögliche Bezüge zwischen Kontaktverhalten und Aufgeschlossenheit hinsichtlich moderner Technologien

festgestellt werden. Die Generation 60 plus erweist sich jedoch in dieser Studie generell als kontaktfreudige Gesellschaftsgruppe. Zahlreiche Gesprächspartner berichten von ausgeprägten Freundschaftsverhältnissen und intakten Familienbeziehungen. Ein Zusammenhang zu kommunikativem Verhalten im Internet ist jedoch nicht erkennbar.

- Skepsis und Berührungsängste konstituieren sich besonders hinsichtlich Themen wie Datenschutz und Anonymität und führen zu einer ablehnenden Haltung bei der Generation 60 plus, die sich in Misstrauen und Unsicherheit äußert.

Diese Hypothese ist teilweise zu falsifizieren. Die Untersuchung hat gezeigt, dass Skepsis als positiv empfunden wird, während Berührungsängste als negativ besetzte Emotionen gesehen und entsprechend negiert werden. Datenschutz und Anonymität im Internet spielen bei der Generation 60 plus eine entscheidende Rolle bei Annäherungsprozessen an moderne Technologien.

Neue Applikationen werden zumeist erst dann eingesetzt, wenn sie entsprechend als sicher eingestuft werden. Das Fehlen von Informationen oder technischen Kompetenzen löst in vielen Fällen eine zurückhaltende, oder ablehnende Haltung aus. Dieser Umstand ist sowohl bei Computer Laien, als auch bei technikfiten Personen auszumachen. Nur in einzelnen Fällen kann ein Verwerfen dieser selbst ernannten, datenschutzthematischen Grundprinzipien älterer Menschen festgehalten werden, meist aus Gründen der Bequemlichkeit. Generell kann bei der Generation 60 plus eine vorsichtige und skeptische Annäherung an solche Technologien beobachtet werden. Dies reicht von passivem Verhalten bei der Suche nach Informationen in Foren bis zu Angst vor Bekanntgabe privater Daten bei Registrierungsvorgängen. Der sehr geringe Teil der Onlineshopper unter den Gesprächspartnern bestätigt diese Vermutung.

Die vorliegende Arbeit hat gezeigt, dass moderne Informations- und Kommunkationstechnologien und deren vielfältige Anwendungsmöglichkeiten keineswegs nur für junge Gesellschaftsgruppen interessant sind. Die Generation 60 plus kennt die Möglichkeiten, aber auch die Gefahren des Technikeinsatzes und hat ihren eigenen Zugang entwickelt.

Sie ist bereit entsprechend darauf zu reagieren und diese Technologien zu nutzen. Wenn es gelingt das vorhandene Problembewusstsein noch stärker als bisher in den gesellschaftlichen Diskurs zu integrieren und dadurch die Vorteile moderner Informations- und Kommunikationstechnologien für ältere Menschen aufzuzeigen, wird sich das Menetekel der, durch den Digital Divide gespaltenen Gesellschaft in junge User und alte Loser nicht erfüllen.

10 Literaturverzeichnis

10.1 Monographien, (Lehr-)Bücher, Sammelbände

Abels, Heinz: Einführung in die Soziologie. Bd. 2. Die Individuen in ihrer Gesellschaft, Wiesbaden, 2007.

Altendorfer, Otto/Hilmer, Ludwig: Medienmanagement, Medienmanagement 1. Ein Lehrbuch: Methodik - Journalistik und Publizistik – Medienrecht. Wiesbaden, 2009.

Altendorfer, Otto: Einführung in die Kommunikationswissenschaft., in: Altendorfer, Otto/Hilmer, Ludwig (Hrsg.): Medienmanagement, Medienmanagement 1. Ein Lehrbuch: Methodik - Journalistik und Publizistik – Medienrecht. Wiesbaden, 2009. S. 167 - 196.

Améry, Jean: Über das Altern. Revolte und Resignation, 7. Aufl., Stuttgart, 2001.

Aner, Kirsten/Karl, Fred/Rosenmayr, Leopold (Hrsg.): Die neuen Alten. Retter des Sozialen?. Wiesbaden, 2007.

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Realität, Hamburg, 1973.

Arnold, Brunhilde: Geschichte der Altenbildung., in: Becker, Susanne/Veelken, Ludger/Wallraven, Klaus Peter (Hrsg.): Handbuch Altenbildung. Theorien und Konzepte für Gegenwart und Zukunft, Opladen, 2000, S. 15 - 37.

Astleitner, Hermann: Lernen in Informationsnetzen. Theoretische Aspekte und empirische Analysen des Umgangs mit neuen Informationstechnologien aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive. Frankfurt/Main, 1997.

Averbeck, Stefanie/Kutsch, Arnulf: Zeitung, Werbung, Öffentlichkeit. Biographisch-systematische Studien zur Frühgeschichte der Kommunikationsforschung, Köln, 2005.

Ayaß, Ruth: Interaktion ohne Gegenüber?, in: Jäckel, Michael/Manfred Mai (Hrsg.): Online-Vergesellschaftung. Mediensoziologische Perspektiven auf neue Kommunikationstechnologien. Wiesbaden, 2005, S. 33 - 49.

Backes, Gertrud M/Clemens, Wolfgang: Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Alternsforschung. 3. Aufl., 2008.

Balog, Andreas: Soziale Phänomene. Identität, Aufbau und Erklärung, Wiesbaden, 2006.

Baltes, Paul B/Baltes, Margret M: Gerontologie: Begriff, Herausforderung und Brennpunkte., in: Baltes, Paul B/Mittelstraß Jürgen (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung (Special Report of Committee on Aging and Societal Development of the Academy of Sciences and Technology in Berlin) Berlin, 1992.

Baltes, Paul B/Mittelstraß Jürgen: Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Special Report of Committee on Aging and Societal Development of the Academy of Sciences and Technology in Berlin, Berlin, 1992.

Baltes, Paul. B/Staudinger, Ursula. M: Interactive minds in a life-span perspective: Pro-logue., in Baltes, Paul B/Staudinger, Ursula, M (Hrsg.): Interactive minds: Life-span perspectives on the social foundation of cognition, New York, 1996. S. 1 - 32.

Bammé, Arno/Berger, Wilhelm/Kotzmann, Ernst: Vergesellschaftung durch Information., in: Greif, Hajo/Mitrea, Oana/Werner, Matthias (Hrsg.): Information und Gesellschaft. Technologien einer sozialen Beziehung, Wiesbaden, 2007, S. 23 - 40.

Bammé, Arno/Böszörmenyi, Laszlo: Geleitwort., in: Greif, Hajo/Mitrea, Oana/Werner, Matthias (Hrsg.): Information und Gesellschaft. Technologien einer sozialen Beziehung, Wiesbaden 2007, S. 5 - 8.

Batinic, Bernad/Koller, Alfons/Sikora, Hermann: E-Learning, digitale Medien und lebenslanges Lernen. Linz, 2007.

Beck, Klaus/Vowe, Gerhard (Hrsg.): Computernetze - ein Medium öffentlicher Kommunikation?, Berlin, 1997.

Beck, Klaus: Kommunikationswissenschaft, Konstanz, 2007.

Becker, Gerhard/Dieck, Margret/Naegele, Gerhard/Hans-Peter Tews: Ältere Menschen in Nordrhein-Westfalen., in: Ministerium für Arbeit gesundes und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen, MAGS (Hrsg.): Wissenschaftliches Gutachten zur Lage der älteren Menschen und zur Altenpolitik in Nordrhein-Westfalen zur Vorbereitung des Zweiten Landesaltenplans, Düsseldorf, 1982.

Becker, Susanne/Veelken, Ludger/Wallraven, Klaus Peter: Handbuch Altenbildung. Theorien und Konzepte für Gegenwart und Zukunft, Opladen, 2000.

Behmer, Markus/Krotz, Friedrich/Stöber, Rudolf/Winter, Carsten (Hrsg.): Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel. Beiträge zu einer theoretischen und empirischen Herausforderung, Wiesbaden, 2003.

Bell, Daniel: The Coming of Post-Industrial Society, Die nachindustrielle Gesellschaft. (dt. Übersetzung), Frankfurt, 1975.

Best, Heinrich: Geschichte und Lebensverlauf. Theoretische Modelle und empirische Befunde zur Formierung politischer Generationen im Deutschland des 19. Jahrhunderts, in: Schulz, Andreas/Grebner, Gundula (Hrsg.): Generationswechsel und historischer Wandel, München, 2003, S. 57 - 70.

Blecha, Kurt: Senioren holen auf - auch im Internet., in: Das Internet ist reif. Die Generation 50 plus entdeckt ein Medium, Wien, 2003, S. 67 - 74.

Blumer: Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus., in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Realität, Hamburg, 1973 S. 80 - 146.

Bosch, Eva Maria: Ältere Menschen und Fernsehen: Eine Analyse der Konstruktion von Altersdarstellungen in unterhaltenden Programmen und ihrer Rezeption durch ältere Menschen. Frankfurt/Main, 1986.

Bosshardt, Hans-Georg: Perspektiven auf Sprache. Interdisziplinäre Beiträge. Zum Gedenken an Hans Hörmann. Berlin u.a., 1986.

Bramberger, Andrea: Zukunft - Altern – Wohnen, Wien, 2005.

Breinbauer, Ines Maria: Bildung im Alter. in: Aner, Kirsten/Karl, Fred/Rosenmayr, Leopold (Hrsg.): Die neuen Alten. Retter des Sozialen?. Wiesbaden, 2007, S. 85 - 108.

Breleor, Gerhard/Kaiser, Mechthild: Gesellschaftliche Relevanz des Studiums im Alter am Beispiel des Zertifikatsstudiums „Förderung von Sozialkompetenz“., in: Malwitz-Schütte, Magdalena (Hrsg.): Lernen im Alter. Wissenschaftliche Weiterbildung für ältere Erwachsene, Münster u.a., 1998, S. 117 - 124.

Brinkmann, Malte: Lernen, Verlernen und Umlernen im Alter., in: Buchen, Sylvia/Maier, Maja S (Hrsg.): Älterwerden neu denken. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel, Wiesbaden 2008, S. 113 - 130.

Bruggmann, Michael: Die Erfahrung älterer Mitarbeiter als Ressource, Wiesbaden, 2000.

Buchen, Sylvia/Maier, Maja S (Hrsg.): Älterwerden neu denken. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel, Wiesbaden 2008.

Buchen, Sylvia: Bildung in der dritten Lebensphase zwischen Lebenslangem Lernen und Lernen loszulassen., in: Buchen, Sylvia/Maier, Maja S (Hrsg.): Älterwerden neu denken. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel, Wiesbaden 2008, S. 95 - 112.

Burkart, Roland: Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder ; Umrisse einer interdisziplinären Sozialwissenschaft. 2. Aufl., Wien u.a., 1995.

Burkart, Roland: Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umrisse einer interdisziplinären Sozialwissenschaft, 3. Aufl., Wien/Köln, 1998.

Burkart, Roland: Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umrisse einer interdisziplinären Sozialwissenschaft. 4. Aufl., Wien/Köln, 2002.

Busch, Brigitta/De Cillia, Rudolf: Sprachenpolitik in Österreich. Eine Bestandsaufnahme, Frankfurt/Main u.a., 2003.

Cassirer, Ernst: Form und Technik., in: Krois, John Michael/Orth, Ernst Wolfgang (Hrsg.): Symbol, Technik, Sprache. Aufsätze aus den Jahren, 1927- 33, 2. Aufl., Hamburg, 1995, S. 39 - 92.

Dawkins, Richard: The Oxford book of modern science writing, Oxford u.a., 2008.

Degele, Nina: Informiertes Wissen: eine Wissenssoziologie der computerisierten Gesellschaft, Frankfurt/Main, 2000.

Deutscher Bundestag (Hrsg.): Deutschland Enquete-Kommission. Globalisierung der Weltwirtschaft - Herausforderungen und Antworten. Schlussbericht der Enquete-Kommission Globalisierung der Weltwirtschaft , Opladen, 2002.

Doberer-Bey, Antje/Rath, Otto: Ein verborgenes Problem. Alphabetisierung, Basisbildung, Literarität., in: Busch, Brigitta/De Cillia, Rudolf (Hrsg.): Sprachenpolitik in Österreich. Eine Bestandsaufnahme, Frankfurt/Main u.a., 2003, S. 166 - 179.

Dollinger, Bernd: Aktivierende Sozialpädagogik. Ein kritisches Glossar, Wiesbaden, 2006.

Donicht-Fluck, Brigitte: Altersbilder und Altenbildung. Erfahrungen aus den USA. In: Karl, Fred/Tokarski, Walter (Hrsg.): Bildung und Freizeit im Alter, Bd. 5, Bern, 1992, S. 15 - 38.

Ebbinghaus, Hermann: Über das Gedächtnis. Untersuchungen zur experimentellen Psychologie. Neue, unveränd. und ungek. Ausgabe nach der 1. Aufl. 1885, Darmstadt, 1992.

Eberspächer, Jörg/Hertz, Udo: Leben in der e-Society. Computerintelligenz für den Alltag. Berlin u.a., 2002.

Eberspächer, Jörg/Ziemer, Albrecht: Digitale Medien und Konvergenz. Tagungsband: Referate des Kongresses "Digitale Medien und Konvergenz", vom 20. bis 21. November 2000 in München, Heidelberg, 2001.

Eberspächer, Jörg: Medienkonvergenz., in: Eberspächer, Jörg/Ziemer, Albrecht (Hrsg.): Digitale Medien und Konvergenz. Tagungsband: Referate des Kongresses "Digitale Medien und Konvergenz", vom 20. bis 21. November 2000 in München, Heidelberg, 2001, S. 1 - 6.

Ehmer, Josef: Sozialgeschichte des Alters, Frankfurt/Main, 1990.

Eirmbter-Stolbrink, Eva: Pluralität des Alters. Pluralität der Bildung., in: Bistum Aachen (Hrsg.): Weiterbildung im Alter – Älterwerden und Bildung. Eine Dokumentation erarbeitet von Jansen/Schulte/Neuwied/Kriftel, Neuwied, 1994, S. 99 - 106.

Elias, Norbert: The symbol theory., in: Theory, Culture & Society, London 6. Jg. Nr. 2, 1989, S. 169 - 217.

Erkert, Thomas/Salomon, Jürgen: Seniorinnen und Senioren in der Wissensgesellschaft, Bielefeld, 1998.

Erlemeier, Alternspsychologie. Grundlagen für Sozial- und Pflegeberufe. 2. Aufl., Münster u.a., 2002.

Fangerau, Heiner/Gomille, Monika/Herwig, Henriette/auf der Horst, Christoph/von Hülsen-Esch, Andrea/Pott, Hans-Georg/Siegrist, Johannes/Vögele, Jörg: Alterskulturen und Potentiale des Alter(n)s., Berlin.

Faulstich, Werner: Grundwissen Medien. 5. Aufl., München, 2004.

Filipp, Sigrun-Heide/Mayer, Anne-Kathrin: Bilder des Alters. Altersstereotype und die Beziehungen zwischen den Generationen, Stuttgart u.a., 1999.

Fischer, Bernd/Greß-Heister, Markus/Heister, Elisabeth: Rehabilitation, Prävention und Gesundheitsfürsorge im Alter, Karlsruhe, 1994.

Fischer, Petra M: Berufserfahrung älterer Führungskräfte als Ressource, Wiesbaden, 2007.

Friedmann, Alexander: Das Altern., in: Zapotoczky, Hans G/Fischhof, Peter K (Hrsg.): Handbuch der Gerontopsychiatrie Handbuch der Gerontopsychiatrie, Wien, 1996, S. 1 - 18.

Gassmann, Oliver/Reepmeyer, Gerrit: Wachstumsmarkt Alter. Innovationen für die Zielgruppe 50+, München/Wien, 2006.

Gehlen, Arnold: Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt, Berlin, 1940.

Geißler, Karlheinz: Bildung und Einbildung. Schulheft 29/116, S. 60 - 72.

Giere, Ursula: Jede Vierte, jeder Sechste. Analphabetismus und Analphabetisierung in Entwicklungs- Und Industrieländern. Ein Beitrag zur UN-Weltalphabetisierungsdekade. Barcelona u.a., 2005.

Girtler, Roland: Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit. Wien/Köln u.a., 1984.

Grajczyk, Andreas/Mende, Annette: Nichtnutzer von Online: Internet für den Alltag (noch) nicht wichtig., in: media perspektiven 8/2001, S. 398 - 409.

Greif, Hajo/Mitrea, Oana/Werner, Matthias: Information und Gesellschaft. Technologien einer sozialen Beziehung, Wiesbaden, 2007.

Grimm, Rüdiger: Digitale Kommunikation, München, 2005.

Groebel, Jo/Gehrke, Gernot: Internet 2002: Deutschland und die digitale Welt. Internetnutzung und Medieneinschätzung in Deutschland und Nordrhein-Westfalen im internationalen Vergleich, Opladen, 2003.

Guéhenno, Jean-Marie: Das Ende der Demokratie. München, u.a., 1994.

Guggenberger, Bernd: Grenzenlose Technik – Wiederaneignung des Raums., in: Weizsäcker, Ernst Ulrich (Hrsg.): Grenzen-los? Jedes System braucht Grenzen - aber wie durchlässig müssen diese sein?, Berlin, u.a. 1997, S. 148 - 159.

Günther, Johann: Digital natives & digital immigrants. Innsbruck, u.a., 2007.

Haller, Max/Schulz, Wolfgang: Der Soziale Survey als Instrument zur Erfassung des soziokulturellen Wandels in Österreich., in: Schulz, Wolfgang/Haller, Max/Grausgruber, Alfred (Hrsg.): Österreich zur Jahrhundertwende. Gesellschaftliche Werthaltungen und Lebensqualität 1986 - 2004, Wiesbaden, 2005, S. 11 - 32.

Hansmann, Uwe: Pervasive computing. The mobile world. 2. Aufl., Berlin, 2003.

Hartmannbund/Arbeiterwohlfart, Verband der Ärzte Deutschlands (Hrsg.): Ambulante geriatrische Rehabilitation, Bonn, 1996.

Hattenberger, Doris: Recht aus Privatsphäre. Rechtliche, insbesondere datenschutzrechtliche Überlegungen vor dem Hintergrund wachsender Informationsbedürfnisse., in: Greif, Hajo/Mitrea, Oana/Werner, Matthias (Hrsg.): Information und Gesellschaft. Technologien einer sozialen Beziehung, Wiesbaden 2007, S. 99 - 128.

Hawlik, Johannes: Let's Go Old. in: Helmreich, Ilse (Hrsg.): Das Internet ist reif. Die Generation 50 plus entdeckt ein Medium, Wien, 2003, S. 23 - 36.

Hebecker, Eike: Di Netzgeneration. Jugend in der Informationsgesellschaft, Frankfurt/Main, 2001.

Helmreich, Ilse: Das Internet ist reif. Die Generation 50 plus entdeckt ein Medium, Wien, 2003.

Herczeg, Michael: Einführung in die Medieninformatik. Interaktive Medien, München, 2006.

Hirsch, Rolf: Notwendigkeit einer geronto-psychiatrischen Rehabilitation., in: Hartmannbund/Arbeiterwohlfart, Verband der Ärzte Deutschlands (Hrsg.): Ambulante geriatrische Rehabilitation, Bonn, 1996, S. 72.

Höpflinger, François/ Stuckelberger, Astrid: Alter und Altersforschung in der Schweiz, Zürich, 1992.

Hörisch, Jochen: Mediengenerationen. Frankfurt/Main, 1997.

Hörl, Josef/Rosenmayr, Leopold: Gesellschaft, Familie, Alternsprozeß., in: Reimann, Helga/Reimann, Horst: (Hrsg.): Das Alter. Einführung in die Gerontologie, 3.Aufl., Stuttgart, 1994, S. 75 - 108.

Horster, Patrick/Schartner, Peter: Szenarien, die die Wlet verändern., in: Greif, Hajo/Mitrea, Oana/Werner, Matthias (Hrsg.): Information und Gesellschaft. Technologien einer sozialen Beziehung, Wiesbaden 2007, S. 129 - 160.

Horx, Matthias: Die „graue Revolution" - ein Menetekel?, in: Helmreich, Ilse (Hrsg.): Das Internet ist reif. Die Generation 50 plus entdeckt ein Medium, Wien, 2003, S. 13 - 22.

Hunke, Guido/ Gerstner, Reinhard: 55plus Marketing. Zukunftsmarkt Senioren. Wiesbaden, 2006.

Institute of Electrical and Electronic Engineers: International professional communications conference, New York, 1988.

Jäckel, Michael/Manfred Mai: Online-Vergesellschaftung. Mediensoziologische Perspektiven auf neue Kommunikationstechnologien. Wiesbaden, 2005.

Jasper, Bettina M: Gerontologie, Hannover, 2002.

Junge, Matthias: Individualisierung, Frankfurt/Main, 2002.

Kahlert, Heike/Kajatin, Claudia: Arbeit und Vernetzung im Informationszeitalter. Wie neue Technologien die Gesellschaftsverhältnisse verändern, Frankfurt/Main u.a., 2004.

Kaiser, Mechthild: Bildung durch ein Studium im Alter. Auswirkungen der Teilnahme an einem allgemeinbildenden wissenschaftlichen Weiterbildungsangebot auf ältere Studierende, Münster u.a., 1997.

Kajatin, Claudia: Vexierbilder: Technologien und die Zukunft der Geschlechter., in: Kahlert, Heike/Kajatin, Claudia (Hrsg.): Arbeit und Vernetzung im Informationszeitalter. Wie neue Technologien die Gesellschaftsverhältnisse verändern, Frankfurt/Main u.a., 2004, S. 95 - 115.

Karl, Fred/Tokarski, Walter: Bildung und Freizeit im Alter, Bd. 5., Bern, 1992.

Karmasin, Helene: Let Your Fingers Do the Walking. Motive und Barrieren älterer Personen zur Internetnutzung., in: Helmreich, Ilse (Hrsg.): Das Internet ist reif. Die Generation 50 plus entdeckt ein Medium, Wien, 2003, S. 37 - 48.

Kastner, Monika: Computer als Lernmedium und Lerngegenstand in der Grundbildungsarbeit mit bildungsbenachteiligten Frauen., in: Greif, Hajo/Mitrea, Oana/Werner, Matthias (Hrsg.): Information und Gesellschaft. Technologien einer sozialen Beziehung, Wiesbaden 2007, S. 207 - 224.

Kern, Norbert (Hrsg.)/Berghoff, Christopher/Kocs, Ursula/Rosentreter, Mario: Gerontologie für die Altenpflegeausbildung. Bd. 1. Grundlagen der Gerontologie, Psychologie und Soziologie, 2008.

Kissau, Kathrin: Das Integrationspotential des Internet für Migranten, Münster, 2008.

Kistler, Ernst/Jaufmann, Dieter: Mensch – Gesellschaft - Technik. Orientierungspunkte in der Technikakzeptanzdebatte, Opladen, 1990.

Klie, Thomas/ Brandenburg, Hermann: Gerontologie und Pflege. Beiträge zur Professionalisierungsdiskussion in der Pflege alter Menschen, Hannover, 2003.

Klotz, Ulrich: In der e-Society wird Arbeit neu definiert., in: Eberspächer, Jörg/Hertz, Udo (Hrsg.): Leben in der e-Society. Computerintelligenz für den Alltag. Berlin u.a., 2002, S. 199 - 210.

Knafl, Stefan: Senioren und Internet: Chancen sichern und Probleme lösen!, in: Das Internet ist reif. Die Generation 50 plus entdeckt ein Medium, Wien, 2003, S. 75 - 82.

Kolland, Franz: Studieren im mittleren und höheren Alter. Eine empirische Studie zu Wirkungen und Bedingungen wissenschaftlicher Weiterbildung, Frankfurt/Main, 2000.

Krings, Hans-Peter: Wieviel Wissenschaft brauchen Technische Redakteure? Zum Verhältnis von Wissenschaft und Praxis in der Technischen Dokumentation., in: Krings, Hans-Peter (Hrsg.): Wissenschaftliche Grundlagen der technischen Kommunikation. Tübingen, 1996, S. 5 - 128.

Krings, Hans-Peter: Wissenschaftliche Grundlagen der technischen Kommunikation. Tübingen, 1996.

Krois, John Michael/Orth, Ernst Wolfgang (Hrsg.): Symbol, Technik, Sprache. Aufsätze aus den Jahren, 1927-33, 2. Aufl., Hamburg, 1995.

Krotz, Friedrich: 100 Jahre Verschwinden von Raum und Zeit? Kommunikation in den Datennetzen in der Perspektive der Nutzer., in: Beck, Klaus/Vowe, Gerhard (Hrsg.): Computernetze - ein Medium öffentlicher Kommunikation?, Berlin, 1997, S. 105 - 126.

Krotz, Friedrich: Zivilisationsprozess und Mediatisierung. Zum Zusammenhang von Medien- und Gesellschaftswandel., in: Behmer, Markus/Krotz, Friedrich/Stöber, Rudolf/Winter, Carsten (Hrsg.): Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel. Beiträge zu einer theoretischen und empirischen Herausforderung, Wiesbaden, 2003, S. 15 - 37.

Krummheuer, Antonia Lina: Die Herausforderung künstlicher Handlungsträgerschaft. Frotzelattacken in hybriden Austauschprozessen von Menschen und virtuellen Agenten., in: Greif, Hajo/Mitrea, Oana/Werner, Matthias (Hrsg.): Information und Gesellschaft. Technologien einer sozialen Beziehung, Wiesbaden, 2007, S. 73 - 98.

Künemund, Harald/Schroeter, Klaus R: Soziale Ungleichheiten und kulturelle Unterschiede in Lebenslauf und Alter. Fakten, Prognosen und Visionen, Wiesbaden, 2008.

Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung, 4. Aufl., Weinheim u.a, 2005.

Laslett, Peter: Das dritte Alter. (Aging in the past. dt. Übersetzung von: Axel Flügel), Historische Soziologie des Alterns, Weinheim u.a., 1995.

Lasswell, Harold Dwight: Power and Personality, New York , 1948.

Lehr, Ursula/Niederfranke, Annette: Altersbilder und Altersstereotype., in: Oswald, Wolf-Dieter/Hermann, Werner M/Kanowski, Siegfried/Lehr, Ursula M/Thomae, Hans (Hrsg.): Gerontologie, 2. Aufl., Stuttgart, 1991, S. 38 - 46.

Lehr, Ursula: Altern aus psychologischer Sicht. Was ist Altern? Frankfurt/Main, 2000.

Lehr, Ursula: Langlebigkeit verpflichtet: Vorsorge in einer Gesellschaft des langen Lebens., in: Hunke, Guido/ Gerstner, Reinhard (Hrsg.): 55plus Marketing. Zukunftsmarkt Senioren. Wiesbaden, 2006, S. 23 - 40.

Lehr, Ursula: Psychologische Aspekte des Alterns., in: Reimann, Helga/Reimann, Horst: (Hrsg.): Das Alter. Einführung in die Gerontologie, 3.Aufl., Stuttgart, 1994, S. 202 - 229.

Linder, Alexander: Web Mining - Die Fallstudie Swarovski. Theoretische Grundlagen und praktische Anwendung, Wiesbaden, 2005.

Löffelholz, Martin/Quant, Thorsten (Hrsg.):Die neue Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden, 2003.

Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, 2. Aufl., 2005, VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2. Auflage, Wiesbaden, 2005.

Maier-Rabler, Ursula/Mayer-Schönberger, Viktor/Nening-Schöfbänker, Georg/Schmölzer, Gabriele (Hrsg.): Netz ohne Eigenschaften. Nationale und internationale Netzkommunikation im Spannungsfeld von Meinungsfreiheit, informationeller Selbstbestimmtheit und staatlicher Reglementierung. Forschungsbericht, Wien, 1995.

Maier-Rabler. Ursula: Kommunikationstheoretische Überlegungen als Grundlagen für eine neue Kommunikationspolitk in Österreich. In: Maier-Rabler, Ursula/Mayer-Schönberger, Viktor/Nening-Schöfbänker, Georg/Schmölzer, Gabriele (Hrsg.): Netz ohne Eigenschaften. Nationale und internationale Netzkommunikation im Spannungsfeld von Meinungsfreiheit, informationeller Selbstbestimmtheit und staatlicher Reglementierung. Forschungsbericht, Wien, 1995. S. 210 - 266.

Maletzke, Gerhard: Kommunikationswissenschaft im Überblick. Grundlagen, Probleme, Perspektiven, Opladen, 1998.

Maletzke, Gerhard: Psychologie der Massenkommunikation. Theorie und Systematik, Hamburg, 1963.

Malwitz-Schütte, Magdalena: Lernen im Alter. Wissenschaftliche Weiterbildung für ältere Erwachsene, Münster u.a., 1998.

Mannheim, Karl: Das Problem der Generationen. In: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 7 (1928/29), S. 157 - 184.

Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 9. Aufl., Weinheim/Basel, 2007.

McLuhan, Marshall: Understanding Media. The Extensions of Man, New York, 1964.

Merten, Klaus: Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Bd.1, Grundlagen der Kommunikationswissenschaft, Münster u.a., 1999.

Merton, Robert K: The Self-fulfilling Prophecy., in: The 8th Antioch Review, S. 193 - 210.

Mirel, Barbara: Defining the role of in-house documentation., in: Institute of Electrical and Electronic Engineers (Hrsg.): International professional communications conference, New York, 1988, S. 163 - 168.

Mollenkopf, Heidrun/Kaspar, Roman: Technisierte Umwelten als handlungs- und Erlebensräume älterer Menschen., in: Backes, Gertrud/Clemens, Wolfgang/Künemund, Harald (Hrsg.): Lebensformen und Lebensführung im Alter, Wiesbaden, 2004, S. 193 - 222.

Mühlenfeld, Hans-Ullrich: Der Mensch in der Online-Kommunikation. Zum Einfluss webbasierter, audiovisueller Fernkommunikation auf das Verhalten von Befragten, Wiesbaden, 2004.

Müller, Günther/Reichenbach, Martin: Sicherheitskonzepte für das Internet : 5. Berliner Kolloquium der Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung, Berlin, 2001.

Naegele, Gerhard/Tews, Hans Peter: Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik, Opladen, 1993.

Naegele, Gerhard: Gerontologie und Altenbildung., in: Bistum Aachen (Hrsg.): Weiterbildung im Alter – Älterwerden und Bildung. Eine Dokumentation erarbeitet von Jansen/Schulte/Neuwied/Kriftel, Neuwied, 1994, S. 33 - 48.

Negroponte, Nicholas: Total Digital. Die Welt zwischen 0 und 1 oder: Die Zukunft der Kommunikation. (Being digital. dt. Übersetzung von Franca Fritz), München, 1997.

Niederfranke, Annette/Naegele, Gerhard (Hrsg.): Lebenslagen und Lebenswelten, soziale Sicherung und Altenpolitik, Wiesbaden, 1999.

Oesterdiekhoff, Georg: Lexikon der soziologischen Werke, Wiesbaden, 2001.

Opaschowski, Horst W: Der gläserne Konsument: Die Zukunft von Datenschutz und Privatsphäre in einer vernetzten Welt. 2. Aufl., Hamburg, 2001.

Oswald, Wolf-Dieter/Hermann, Werner M/Kanowski, Siegfried/Lehr, Ursula M/Thomae, Hans (Hrsg.): Gerontologie, 2. Aufl., Stuttgart, 1991.

Passoth, Jan-Hendrik: Technik und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Techniktheorien und die Transformationen der Moderne. Wiesbaden, 2007.

Pittermann, Elisabeth: Senioren ans Netz!, in: Das Internet ist reif. Die Generation 50 plus entdeckt ein Medium, Wien, 2003, S. 63 - 66.

Posner, Roland: Zur Systematik der Beschreibung verbaler und nonverbaler Kommunikation. Semiotik als Propädeutik der Medienanalyse., in: Bosshardt, Hans-Georg (Hrsg.): Perspektiven auf Sprache. Interdisziplinäre Beiträge. Zum Gedenken an Hans Hörmann. Berlin u.a., 1986, S. 267 - 314.

Pross, Harry: Medienforschung. Film, Funk, Presse, Fernsehen, Darmstadt/Wien, 1972.

Reimann, Helga/Reimann, Horst: Das Alter. Einführung in die Gerontologie, 3. Aufl., Stuttgart, 1994.

Reimann, Horst: Interaktion und Kommunikation im Alter., in: Reimann, Helga/Reimann, Horst: (Hrsg.): Das Alter. Einführung in die Gerontologie, 3.Aufl., Stuttgart, 1994, S. 109 - 139.

Richter, Christoph/Maier, Elgard/Zöserl, Eva/Vogel, Christian/Allert, Heidrunn: Ausgewählte Methoden und Werkzeuge der kollaborativen Wissensgenerierung im Kontext lebenslangen Lernens., in: Batinic, Bernad/Koller, Alfons/Sikora, Hermann (Hrsg.): E-Learning, digitale Medien und lebenslanges Lernen. Linz, 2007, S. 53 - 66.

Rüegg, Johann Caspar: Gehirn, Psyche und Körper. Neurobiologie von Psychosomatik und Psychotherapie, 4. Aufl., Stuttgart, 2007.

Rungapadiachy, Dev. M: Interpersonal Communication and Psychology for Health Care Professionals. Theory and Practice, Edinburgh u.a., 1999.

Saup, Winfried/Reichert, Monika: Die Kreise werden enger. Wohnen und Alltag im Alter., in: Niederfranke, Annette/Naegele, Gerhard (Hrsg.): Lebenslagen und Lebenswelten, soziale Sicherung und Altenpolitik, Wiesbaden, 1999, S. 245 - 286.

Schäuble, Gerhard: Sozialisation und Bildung der jungen Alten vor und nach der Berufsaufgabe. Stuttgart, 1995.

Scherr, Albert: Bildung., in: Dollinger, Bernd (Hrsg.): Aktivierende Sozialpädagogik. Ein kritisches Glossar, Wiesbaden, 2006, S. 51 - 64.

Schröter, Klaus R./Prahl, Hans-Werner: Soziologisches Grundwissen für Altenhilfeberufe. Ein Lehrbuch für die Fachhochschule. Weinheim/Basel, 1999.

Schubart, Wilfried/Lohmann, Michael/Hoffmann, Dagmar: Demografischer Wandel – (k)ein Thema für die Jugendforschung?, in: Schubart, Wilfried/Lohmann, Michael/Hoffmann, Dagmar (Hrsg.) Jungsein in einer alternden Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Perspektiven für das Zusammenleben der Generationen, Weinheim/München, 2008, S. 9 - 32.

Schulz, Andreas/Grebner, Gundula: Generationswechsel und historischer Wandel., in: Historische Zeitschrift, Beiheft 36, München, 2003.

Schulz, Winfried: Politische Kommunikation. Theoretische Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung, 2. Aufl., Wiesbaden, 2008.

Schulz, Wolfgang/Haller, Max/Grausgruber, Alfred: Österreich zur Jahrhundertwende. Gesellschaftliche Werthaltungen und Lebensqualität 1986 - 2004, Wiesbaden, 2005.

Schwenke, Matthias Christoph: Individualisierung und Datenschutz. Rechtskonformer Umgang mit personenbezogenen Daten im Kontext der Individualisierung, Wiesbaden, 2006.

Seligman, Martin E.P: Helplessness. On Depression, Development, and Death, San Francisco, 1975.

Shannon, Claude Elwood/Weaver, Warren, The Mathematical Theory Of Communication, Oxford, 2008., in: Dawkins, Richard (Hrsg.): The Oxford book of modern science writing, Oxford u.a., 2008, S. 297 - 304.

Sindler, Alexandra: Etablierung einer neuen Lernkultur. Modelle medienbasierter Lernarrangements zur Förderung selbstregulierten Lernens im Kontext der Organisation, Wien, 2004.

Stanjek, Karl: Altenpflege konkret Sozialwissenschaften. 3. Aufl., München, 2005.

Stegbauer, Christian: Grenzen virtueller Gemeinschaft. Strukturen internetbasierter Kommunikationsforen, Wiesbaden, 2001.

Stöber, Rudolf: Kommunikations- und Medienwissenschaften. Eine Einführung, München, 2008.

Stötzel, Georg/Eitz, Thorsten: Zeitgeschichtliches Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Schlüsselwörter und Orientierungsvokabeln, 2. Aufl., Hildesheim/Zürich, 2003.

Strack, Micha: Sozialperspektivität. Theoretische Bezüge, Forschungsmethodik und wirtschaftspsychologische Praktikabilität, Göttingen, 2004.

Strohner, Hans: Kommunikation. Kognitive Grundlagen und praktische Anwendungen, 2. Aufl., Göttingen, 2006.

Swoboda, Hannes: Ein neues Europa für alle Generationen., in: Das Internet ist reif. Die Generation 50 plus entdeckt ein Medium, Wien, 2003, S. 91 - 98.

Tapscott, Don:. Growing up digital. Die digitale Generation erobert Wirtschaft und Gesellschaft. (Net Kids. dt. Übersetzung von Regina Berger), Wiesbaden, 1998.

Tartler, Rudolf: Das Alter in der modernen Gesellschaft, Stuttgart, 1961.

Tauss, Jörg /Kollbeck, Johannes/Mönikes, Jan: Deutschlands Weg in die Informationsgesellschaft. Herausforderungen und Perspektiven für Wirtschaft, Wissenschaft, Recht und Politik. Baden-Baden, 1996.

Tews, Hans Peter: Alter und Altern in unserer Gesellschaft., in: Reimann, Helga/Reimann, Horst: (Hrsg.): Das Alter. Einführung in die Gerontologie, 3.Aufl., Stuttgart, 1994, S. 30 - 74.

Tews, Hans-Peter: Bildung im Strukturwandel des Alters., in: Naegele, Gerhard/Tews, Hans Peter (Hrsg.): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik, Opladen, 1993, S. 234 - 247.

Thane, Pat: the Long History of Old Age., in: Fangerau, Heiner/Gomille, Monika/Herwig, Henriette/auf der Horst, Christoph/von Hülsen-Esch, Andrea/Pott, Hans-Georg/Siegrist, Johannes/Vögele, Jörg (Hrsg.): Alterskulturen und Potentiale des Alter(n)s., Berlin, 2007, S. 191 - 212.

Thimm, Caja: Alter - Sprache – Geschlecht. Sprach- und kommunikationswissenschaftliche Perspektiven auf das höhere Lebensalter, Frankfurt/Main, 2000.

Tillmann, Herbert: Bouquetfernsehen. Vom Programm zur Service-Plattform., in: Eberspächer, Jörg/Ziemer, Albrecht (Hrsg.): Digitale Medien und Konvergenz. Tagungsband: Referate des Kongresses "Digitale Medien und Konvergenz", vom 20. bis 21. November 2000 in München, Heidelberg, 2001, S. 23 - 38.

Treibel, Annette/Maier, Maja S: Gender medienkompetent. Medienbildung in einer heterogenen Gesellschaft, Wiesbaden, 2006.

Treibel, Annette/Maier, Maja S: Gender medienkompetent? Eine Einleitung., in: Treibel, Annette/Maier, Maja S (Hrsg.): Gender medienkompetent. Medienbildung in einer heterogenen Gesellschaft, Wiesbaden, 2006, S. 11 - 23.

Tremmel, Jörg: Der Generationsbetrug. Plädoyer für das Recht der Jugend auf Zukunft, Frankfurt/Main, 1996.

Urchs, Ossi/Zapp, Harald: Hands on Internet-Telefonie. Die neue Ratgeber-Reihe für die Praxis, Kilchberg, 2006.

Vassberg, David E: The Village and the Outside World in Golden Age Castile. Mobility and Migration in Everyday Rural Life., in. The MIT Press (Hrsg.): Journal of Interdisciplinary History 28/2, 1997, S. 287 - 289.

Wagner, Daniel A/Sweet, Richard: Einleitung in: OECD (Hrsg.): Education and Training Policy. ICT and Learning.. Supporting Out-Of-School Youth and Adults.
Paris, 2006, S. 9 - 12.

Weizsäcker, Ernst Ulrich: Grenzen-los? jedes System braucht Grenzen - aber wie durchlässig müssen diese sein?, Berlin/Basel, u.a. 1997.

Willems, Herbert (Hrsg.) Lehr(er)buch Soziologie für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge, Bd. 1, Wiesbaden, 2008.

Wingchen, Jürgen: Geragogik. Von der Interventionsgerontologie zur Seniorenbildung. Lehr- und Arbeitsbuch für Altenpflegeberufe, 5. Aufl., Hagen, 2004.

Winter, Carsten/Hepp, Andreas/Krotz, Friedrich: Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen. Wiesbaden, 2008.

Winter, Carsten: Medienentwicklung als Bezugspunkt für die Erforschung von öffentlicher Kommunikation und Gesellschaft im Wandel., in: Winter, Carsten/Hepp, Andreas/Krotz, Friedrich (Hrsg.): Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen.
Wiesbaden, 2008, S. 417 - 446.

Woog, Astrid: Einführung in die soziale Altenarbeit. Theorie und Praxis,
Weinheim, 2006.

Zapotoczky, Hans G/Fischhof, Peter K: Handbuch der Gerontopsychiatrie Handbuch der Gerontopsychiatrie, Wien, 1996.

Zemann, Peter: Häusliche Altenpflegearrangements. Zum Aushandlungsgeschehen zwischen lebensweltlichen und professionellen Helfersystemen. Diskussionspapiere des Deutschen Zentrums für Altersfragen, Berlin, 1996.

Zerdick, Axel: e-merging-media., in: Eberspächer, Jörg/Ziemer, Albrecht (Hrsg.): Digitale Medien und Konvergenz. Tagungsband: Referate des Kongresses "Digitale Medien und Konvergenz", vom 20. bis 21. November 2000 in München,
Heidelberg, 2001, S. 21 - 22.

Zillien, Nicole/Lenz, Thomas: Medien und Gesellschaft., in: Willems, Herbert (Hrsg.) Lehr(er)buch Soziologie für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge, Bd. 1, Wiesbaden, 2008, S. 435 - 454.

Zillien, Nicole: Digitale Ungleichheit. Neue Technologien und alte Ungleichheiten in der Informations- und Wissensgesellschaft, Wiesbaden, 2006.

10.2 Internetquellen

Allensbacher Computer- und Technik-Analyse, 2008,
http://acta-online.de/praesentationen/acta_2008/acta_2008_Information%2390EDC.pdf
(07.07.2009)

Austrian Council, Rat für Forschung und Technologieentwicklung. Grundlagen als Beitrag zur IKT-Strategiedebatte, Wien, 2004.
http://www.rat-fte.at/files/IKT_IST_Analyse_Endbericht.pdf
(07.07.2009)

Blaschitz, Edith: Die „verlorene Generation“ im Österreich der Nachkriegszeit , 2005,
http://www.donau-uni.ac.at/de/aktuell/presse/archiv/05401/index.php
(07.07.2009)

Integral Markt und Meinungsforschung. Austrian Internet Monitor, 4. Quartal 2008,
http://www.integral.co.at/downloads/Internet/2009/02/AIM-C_4Quartal_2008.pdf
(07.07.2009)

Baltes, Paul B: Das Zeitalter des permanent unfertigen Menschen: Lebenslanges Lernen nonstop? 2005. In: Politik und Zeitgeschichte (B 36/2001)
http://www.bpb.de/files/8GKU71.pdf
(07.07.2009)

Burau, Karolin: xDSL – Digital Subscriber Line,
http://www.freiegrafikschule.de/intern/bs/it/vortraege/OEN/IT07/dsl.pdf
(07.07.2009)

Gehrke, Gernot: Ältere Menschen entdecken die neuen Medien, 2006,
http://www.tirol.gv.at/fileadmin/www.tirol.gv.at/themen/gesellschaft-und-soziales/senioren/downloads/Vortrag_Dr._Gehrke_Langfassung.pdf
(07.07.2009)

Köcher, Renate: Veränderungen der Informations und Kommunikationskultur, 2008,
http://acta-online.de/praesentationen/acta_2008/acta_2008_Information%2390EDC.pdf
(07.07.2009)

ORF Medienforschung: Glossar, 2009,
http://mediaresearch.orf.at/glossar.htm
(07.07.2009)

ORF Medienforschung: Radionutzungsdaten, 2009,
http://mediaresearch.orf.at/radio.htm
(07.07.2009)

Österreichische Computergesellschaft: Gleichstellung durch Technologie, 2008,
http://www.ocg.at/presse/2008/080410-aub.html
(07.07.2009)

Janßen, Julia : Silver Surfer - Potenziale und Perspektiven des Internets für die Generation 60plus, 2008,
http://www.hvhs-landesverband.de/index.php?menuid=51&
downloadid=147&reporeid=85
(07.07.2009)

Kolland, Franz: Wer baut hier ab? Lernen bis ins hohe Alter., in: SAG - Schule für Angewandte Gerontologie, Dialog 1/08, S. 11 - 12,
http://www.sag.pro-senectute.ch/uploads/media/SAG-Dialog_1.08.pdf
(07.07.2009)

ISPA, Internet Service Providers Austria, Lämmerhirt, Andreas: Digitale Spaltung: 30 Prozent der Bevölkerung sind "draußen", 2008,
http://www.ispa.at/presse/ispa-pressespiegel/digitale-spaltung-30-prozent-der-bevoelkerung-sind-draussen/
(07.07.2009)

Luef, Christina: Vater, Mutter, Kind? Familialer Wandel in Österreich, 2005,
http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Fachbeitrag/a_
Familienforschung/s_2031.html
(07.07.2009)

Maier-Rabler, Ursula: Strukturwandel der Wissensproduktion. Das Ende der Wissensmonopole?, in: Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 1998,
http://www.inst.at/trans/6Nr/maier.htm
(07.07.2009)

Maier-Rabler. Ursula: Kommunikationstheoretische Überlegungen als Grundlagen für eine neue Kommunikationspolitk in Österreich, http://paedpsych.jk.uni-linz.ac.at/PAEDPSYCH/NETLEHRE/NETLEHRELITORD/MaierRabler.html
(07.07.2009)

Münz, Rainer: Die alternde Gesellschaft. Auswirkungen der demographischen Veränderungen auf das soziale Sicherungssystem, 2005,
http://www.bbrz.at/static_files_bbrz/files/muenz_die_alternde_gesellschaft.pdf
(07.07.2009)

Rundfunk und Telekom Regulierungs-GmbH: Infrastruktur schafft Wachstum. Schlüsselfaktoren für den IKT-Standort Österreich, 2005, http://www.bmvit.gv.at/service/publikationen/telekommunikation/iktmasterplan.pdf (07.07.2009)

Schlobinski, Peter: Jugendsprache und Jugendkultur, 2002, http://www.bpb.de/files/P4LENB.pdf (07.07.2009)

SeHeka: Hilfe durch Senioren nach Katastrophen. Die Plattform „SeheKa - Senioren helfen bei Katastrophen“, 2005, http://www.bagso.de/fileadmin/Aktuell/Information_SeheKa.pdf (07.07.2009)

Statistik Austria: IKT-Einsatz in Haushalten, 2008, http://www.statistik.at/web_de/statistiken/informationsgesellschaft/ikt-einsatz_in_haushalten/index.html (07.07.2009)

Wirtschaftskammern Österreich: Trauner, Rudolf: Die Zeitbombe des demografischen Wandels tickt, 2006, http://portal.wko.at/wk/format_detail.wk?AngID=1&StID=290088&DstID=678 (07.07.2009)

Verband der Ernährungswissenschafter Österreichs: Jeder möchte lange leben, aber niemand will dabei alt werden., in: Seniorkom, http://www.seniorkom.at/0/Content/gesundheit/_article_/id13042 (07.07.2009)

ÖIR-Informationsdienste GmbH, 2008, http://www.wisdom.at/euost/pdf/Li_Austria.pdf (07.07.2009)

11 Abbildungsverzeichnis

12 Anhang

12.1 Gesprächsleitfaden

Ablauf:

1) Begrüßung, Vorstellen, Bedanken, kurzes Vorstellen der Forschungsarbeit
2) Gemeinsame Kommunikationsbasis finden (kurzen small talk führen)
3) Störfaktoren ausschließen (Handys abdrehen, Aufnahmegerät testen)
4) Zeitlichen und organisatorischen Ablauf darstellen (Dauer, Notizen, etc.)
5) Abfolge der Fragen grundsätzlich offen (ergibt sich aus dem Gespräch)
6) Durchführung des Interviews, Notizen machen
7) Nochmaliges Bedanken und Verabschieden

Art der Fragestellung:

Die meisten Fragen sind als **offene Fragen** formuliert, beim Nachfragen oder bei Filterfragen wird häufig geschlossen gefragt. Bei möglichen Unklarheiten, bzw. um Widersprüche während des Gesprächs klären zu können, soll

- um **Konkretisierung oder Illustration** durch ein Beispiel gebeten werden,
- nach **Ursachen, Gründen oder Zwecken** nachgefragt werden.

Vorstellen:

Herzlichen Dank, dass sie sich für dieses Gespräch Zeit genommen haben. Mein Name ist Thomas Halbertschlager und ich studiere Publizistik und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien. Im Rahmen meiner Diplomarbeit beschäftige ich mich dem Umgang der Generation 60 plus mit modernen Kommunikationstechnologien. Hierzu würde ich sie gerne befragen. Das Gespräch wird auf Band aufgezeichnet. Selbstverständlich werden ihre Angaben vertraulich behandelt und ihr Name nicht in der Arbeit erwähnt, oder ihre Daten an 3. Personen weitergegeben. Ich bitte sie einfach nachzufragen, wenn ihnen etwas unklar erscheint. Sollte ihnen eine Frage unangenehm sein, müssen sie selbstverständlich nicht darauf antworten. Wenn sie bereit sind können wir gerne beginnen.

1) <u>Fragen zur Person</u>

Darf ich fragen wie alt sie sind?

Sind sie (noch) berufstätig?

Was arbeiten sie/haben sie gearbeitet, welchen Beruf haben sie erlernt?

Wo wohnen/leben/arbeiten sie?

Darf ich sie nach ihrem Familienstand fragen?

Haben sie Kinder?

Wenn ja, wie viele und wie alt?

Welche Hobbies haben sie, bzw. welchen Interessen gehen sie gerne nach?

2) <u>Fragen zu Technik allgemein</u>

Wenn ich behaupte „ohne Technik geht heute gar nichts mehr“, was würden sie darauf antworten? Wie stehen sie zu dieser Aussage?

Was verstehen sie unter dem Begriff „Technik“?

In welcher Weise werden sie im täglichen Leben mit Technik konfrontiert?

In welchen Bereichen könnte man ihrer Meinung nach gut darauf verzichten?

Wo glauben sie ist Technik unersetzbar geworden, d.h. in welchen Bereichen meinen sie ist Technik unbedingt erforderlich?

Erzählen sie mir von ihren (ersten) Erfahrungen im Umgang mit Technik?

Können sie mir ganz allgemein ihren Zugang zur Technik beschreiben?

Mit welchen modernen Techniken sind sie schon einmal konfrontiert worden?

Was verstehen sie unter „modernen Kommunikationstechnologien“?

Interessieren sie sich für Kommunikationstechnologien im Zusammenhang mit Medien?

Welche Medien nutzen sie und wie häufig?

Wie denken sie über Menschen, die der modernen Technik aus dem Weg gehen, oder diese strikt ablehnen?

Sind sie der Meinung, dass junge Menschen besser mit Technik umgehen können, als ältere Personen?

Wieso, bzw. wieso nicht?

Wie stehen sie dem „technischen Fortschritt“ gegenüber? Was bedeutet das für sie?

Versuchen sie mit dem technischen Fortschritt mitzuhalten?

Wie viel Zeit und Geld investieren sie in moderne Kommunikationstechnologien?

Wie denken sie über Personen, die immer das „Neueste vom Neuen“ haben wollen?

Würden sie behaupten, dass sie „Technik-fit“ sind?

Wie informieren sie sich über technische Neuerungen? Wie werden sie darauf aufmerksam?

Können sie mir ihren Umgang mit Bedienungsanleitungen/Handbüchern beschreiben?

Gibt es dabei Probleme?

Worauf würden sie diese zurückführen?

Versuchen sie technische Probleme selbst zu lösen?

An wen wenden sie sich, wenn sie Probleme im Umgang mit Technik haben?

Wie fühlen sie sich dabei?

Wollen sie das Problem auch verstehen, oder sind sie zufrieden wenn es gelöst ist?

Woran glauben sie scheitert die selbstständige Problemlösung?

Haben sie ein Handy und wozu verwenden sie es?

Wie lange besitzen sie schon ein Handy?

Würden sie sagen, dass sie sich damit auskennen?

Wo stoßen sie damit an ihre Grenzen?

Wer hilft ihnen, wenn sie damit Probleme haben?

Welche Möglichkeiten bietet ein Handy, bzw. wozu kann es genutzt werden?

Besitzen sie ein Navigationsgerät im Auto?

Welche anderen technischen Geräte haben sie schon einmal verwendet?

3) Fragen zu Computer allgemein

Besitzen sie einen Computer (im Haushalt)?

Wenn ja: Wie oft erneuern sie dieses Gerät?

Wenn nein: Haben sie in naher Zukunft vor einen zu kaufen?

Erzählen Sie mir von ihren ersten Erfahrungen mit Computern?

Wo war ihre erste Begegnung mit einem Computer?

in der Arbeit, zu Hause? Bei Freunden?

Benutzen sie ihren PC regelmäßig? (mehr als 1 mal pro Woche)

Verwenden sie den PC in ihrem Berufsalltag, bzw. haben sie den Computer in ihrer Berufsausübung täglich gebraucht?

Haben Sie auch privat versucht „am Ball“ zu bleiben?

Wozu nutzen sie den Computer, bzw. welche Möglichkeiten, die ein PC bietet kennen sie?

Office Anwendungen

Bild- Videobearbeitung

Musik hören

Spiele

Datenbanken (anlegen/verwalten)

Was gefällt ihnen am Computer, was gefällt ihnen nicht?

Wo sehen sie Vorteile des Computers, wo die Nachteile?

Inwiefern glauben sie erleichtert ein Computer den Alltag?

4) Fragen zum Internet und der Internetnutzung

Verfügen Sie in ihrem Zuhause über einen Internetanschluss?

Warum haben sie sich einen solchen Anschluss zugelegt?

Nutzen sie diesen alleine/in der Familie?

Warum haben sie keinen Internetanschluss?

Planen sie in naher Zukunft einen Internetzugang anzuschaffen?

Was verstehen sie unter „dem Internet“?

Wie würden sie sich im Umgang mit dem Internet beschreiben?

Was interessiert sie am/im Internet?

Wie viel Zeit investieren sie in den Umgang mit dem Netz?

Können sie mir ihre Internet-Nutzung beschreiben, d.h. wozu verwenden sie das Internet hauptsächlich?

Informationssuche

Email

Videos, TV, Radio on demand im Internet

Downloads (z.B. Musik)

(Online-) Spiele

Kommunikation (Chat, Foren, Videokonferenz, VoIp)?

Shopping/ Reisen buchen

Betreiben sie selbst eine Homepage?

Was ist ihnen im Umgang mit dem Internet besonders wichtig?

Worauf könnte man ihrer Meinung nach im Netz verzichten?

Wozu wird das Internet ihrer Meinung nach am häufigsten genutzt?

Welche Vorteile glauben sie bietet das Netz für sie persönlich?

Was sagen sie zu Personen, die ihren Kontakt zu anderen Menschen (fast) nur mehr über das Internet pflegen?

Haben sie schon einmal Dienste im Netz in Anspruch genommen, für die sie extra bezahlen mussten?

Haben sie schon einmal auf ebay etwas ver-/ersteigert?

Wie stehen sie zu Anonymität im Netz? Was meinen sie zu Datenschutz und Copyright?

Welche Online-Applikationen kennen sie, welche verwenden sie und warum, bzw. warum nicht? (netbanking/handyparken/Payball/)

Fühlen sie sich immer sicher, wenn sie im Internet surfen?

Welche Erfahrungen haben sie im Umgang mit der Eingabe privater Daten gemacht?

Wie könnte man ihrer Meinung nach das Netz sicherer machen?

Glauben sie, dass durch die Nichtnutzung des Netzes ein Graben zwischen den Nutzern und den Nichtnutzern entsteht?

Welche Motive können ihrer Meinung nach ausschlaggebend sein, sich „freiwillig" dem Thema Internet zuzuwenden?

Sind sie der Meinung, dass Internetnutzer gegenüber Nichtnutzern im Vorteil sind?

Wieso sind sie dieser Ansicht?

5) Fragen zu Problemen bei der Nutzung von Computer und/oder Internet

Wie würden sie ihre Generation im Umgang mit dem Internet beschreiben?

Woran meinen sie scheitern viele Personen, besonders solche im fortgeschrittenen Alter?

Worin sehen sie das größte Problem bei Computer und Internetnutzung?

Welche Schwierigkeiten haben sie persönlich dabei?

Wie geht es ihnen im Umgang mit der technischen Sprache?

Finden sie alle Informationen im Internet, die sie suchen?

Wie gehen sie bei der Suche nach Informationen im Netz vor? Suchen sie eher gezielt im Internet, oder surfen sie auch mal „einfach herum"?

Welche Möglichkeiten nutzen sie im Internet, um sich (technisch) weiterzubilden, bzw. um künftige Probleme selbstständig zu lösen?

Können sie mir ein typisches Beispiel erzählen, bei dem sie in Bezug auf PC- oder Internetnutzung nicht weitergekommen sind? Wie haben sie das Problem gelöst?

Was denken sie sind die häufigsten Gründe für Probleme im Umgang mit dem PC und dem Internet?

Worauf sind ihrer Meinung nach Ängste älterer Menschen im Umgang mit PC und Internet zurückzuführen?

Wie sehen sie die Chancen solche Ängste zu überwinden?

6) Fragen zu Hilfestellungen

Benötigen sie manchmal Hilfe im Umgang mit dem Computer/Internet?

Wenn ja: Wer hilft ihnen weiter, wenn sie Probleme bei der Computer/Internetnutzung haben, an wen wenden sie sich?

Wie geht es ihnen im Umgang mit der Problembeschreibung?

Welche Hilfestellungen bei der Computer-/Internetnutzung würden sie sich erhoffen? Was erwarten sie von „professioneller Hilfe“?

Gibt es Themen, die sie interessieren, aber sie kommen ihnen „zu technisch“ vor?

Welche Erfahrungen haben sie mit professioneller Hilfe gemacht (Telefonservice/Support kommt ins Haus)?

Haben sie schon einmal selbst im Internet (z.B. in Foren) nach ihrem Problem recherchiert?

Wie ist es ihnen dabei ergangen? Konnten sie das Problem lösen?

Kennen sie spezielle Kursangebote für ihre Generation?

Würden sie einen solchen Kurs besuchen?

Was müsste ihrer Meinung nach getan werden, um das Internet sicherer und bedienungsfreundlicher zu gestalten?

Welche Informationen und Services würden sie sich seitens der Behörden erwarten?

7) Abschließende Fragen

Was halten sie von der Aussage: „Technik ist nur was für junge Leute“

Fühlen sie sich gegenüber jüngeren Menschen im Umgang mit Technik benachteiligt?

Worauf sind diese Gefühle zurückzuführen?

Würden sie sich hinsichtlich moderner Technologien als „skeptischer Mensch“ beschreiben?

Warum, bzw. warum nicht?

Kann man diese Gefühle als Berührungsängste beschreiben?

Wie könnten sie diese Skepsis, bzw. Angst überwinden?

Wollen sie sich überhaupt damit beschäftigen?

Hat sich ihr Interesse an Technik seit ihrer Pensionierung verändert?

Inwiefern?

Spielt der Zeitfaktor dabei eine Rolle?

Haben sie Computer und Internet in der Berufsausübung eher als „Last“ empfunden?

Wie würden sie diese Last beschreiben?

Sprechen sie in ihrem Familien- Freundeskreis über Computer und Internet, bzw. über Technik allgemein?

Haben sie dabei den Eindruck, dass es „anderen ähnlich geht“?

Wie stehen sie zum Thema „Jugend im Internet“?

Worin liegen ihrer Meinung nach die Chancen und die Gefahren hinsichtlich des Einsatzes von Technik für die Zukunft des Landes?

Gibt es ihrerseits noch Fragen?

Ich danke ihnen für das Gespräch!

12.2 Kurzfassung

Kommunikation als elementarer Baustein jeder menschlichen Lebensform ist eingebettet in soziale, politische und wirtschaftliche Strukturen, die sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts durch den Einsatz von modernen Informations- und Kommunikationstechnologien entscheidend verändern. Durch vernetzte Infrastrukturen brechen tradierte Raum-Zeitkonstellationen auf und ermöglichen kommunikatives Handeln in einer globalisierten Welt.

Was von der jungen Bevölkerung oft als selbstverständlich angesehen wird, kann für ältere Menschen zur individuellen Herausforderung werden, vor allem für jene, die mit der zunehmenden Technologisierung nicht mithalten können oder wollen. Um eine Spaltung der Wissensgesellschaft in User und Loser, soll heißen in jene, die an Kommunikationsprozessen teilnehmen und jene, welchen aus vielfältigen Gründen der Access verwehrt bleibt, zu verhindern, ist die Kommunikationswissenschaft durch ihren interdisziplinären Charakter gefordert ein entsprechendes Problembewusstsein zu schaffen.

Die vorliegende Arbeit versucht genau hier anzusetzen und greift eine, durch den Digital Divide scheinbar besonders gefährdete Gruppe auf, die im Zusammenhang mit Technikabschätzung bis dato in der Literatur nahezu negiert worden ist: Die Generation 60 plus.

An Hand dieser Bevölkerungsgruppe, die auf Grund der ansteigenden Lebenserwartung einen immer größeren Teil unserer Gesellschaft ausmacht, soll die Notwendigkeit eines entsprechenden Problembewusstseins herausgearbeitet werden und mögliche Lösungsansätze, im Sinne eines interdisziplinären Dialog diskutiert werden. Dazu muss zunächst untersucht werden, welche Rolle diese Bevölkerungsgruppe in der Gesellschaft erfährt, wie sie sich konstatiert und wie sie sich in ihrem kommunikativen Handeln gibt.

Diese Untersuchung hat es sich zum Ziel gesetzt die genannten Faktoren zu klären und sie in Bezug zu den, durch die Technologisierung veränderten Rahmenbedingungen zu stellen. Dabei werden in einer empirischen Untersuchung qualitative Interviews geführt, um speziell auf emotionale Ausprägungen, wie Skepsis und Berührungsängste der Generation 60 plus bei der Annäherung an moderne Informations- und Kommunikationstechnologien Bezug nehmen zu können.

12.3 Abstract

At the beginning of the 21st century communication as a basic element of any human life-form is embedded in social, political and economic structures which are decisively changing due to the use of modern information and communication technology. By means of networked infrastructures, traditional space-time-constellations are broken open and facilitate communicative action in a globalized world.

What the young population often takes for granted can become an individual challenge for older people, especially for those who cannot or do not want to stand the pace of the increasing use of technology. In order to prevent a division of the knowledge society into user and loser, which means those who take part in the communication process and those who are denied this access, communication science in its interdisciplinary character is challenged to raise awareness of this problem.

This is exactly where the present thesis sets out and takes a group into consideration which seems to be particularly endangered by the digital divide and has been denied in the specialized literature in relation to technology assessment up to now: the 60 plus generation.

By reference to this section of the population, which due to the increasing life expectancy accounts for an ever larger part of our society, the necessity of an awareness of this problem is to be worked out and possible methods of resolution are to be discussed in an interdisciplinary dialogue. For this reason the role of this section of the population in the society, what it is composed of and in which form it appears in communicative action has to be assessed.

The aim of this survey is to clarify the above mentioned factors and to relate them to the framework changed by the increasing use of technology. In the process qualitative interviews are conducted in an empirical study in order to focus on emotional characteristics like scepticism and fear of contact of the 60-plus generation when approaching modern information and communication technologies.

12.4 Lebenslauf

Thomas Halbertschlager

Fünkhgasse 22/4/12

1140 Wien

PERSÖNLICHE DATEN

GEBURTSDATUM	12.05.1979
GEBURTSORT	Wien
FAMILIENSTAND	ledig
STAATSBÜRGERSCHAFT	Österreich

SCHULBILDUNG

1998 – 2009	**Universität Wien, Studium der Publizistik und Kommunikationswissenschaft sowie der Pädagogik**
1989 – 1997	**Bundesrealgymnasium Wien,**
	Astgasse, BRG14
	Matura 1997
1985 – 1989	**Volksschule, Pressbaum**

BERUFSERFAHRUNG

1998 – dato	**ORF-Mediaservice / ORF-Hitradio Ö3**
	Techniker im Hörfunk